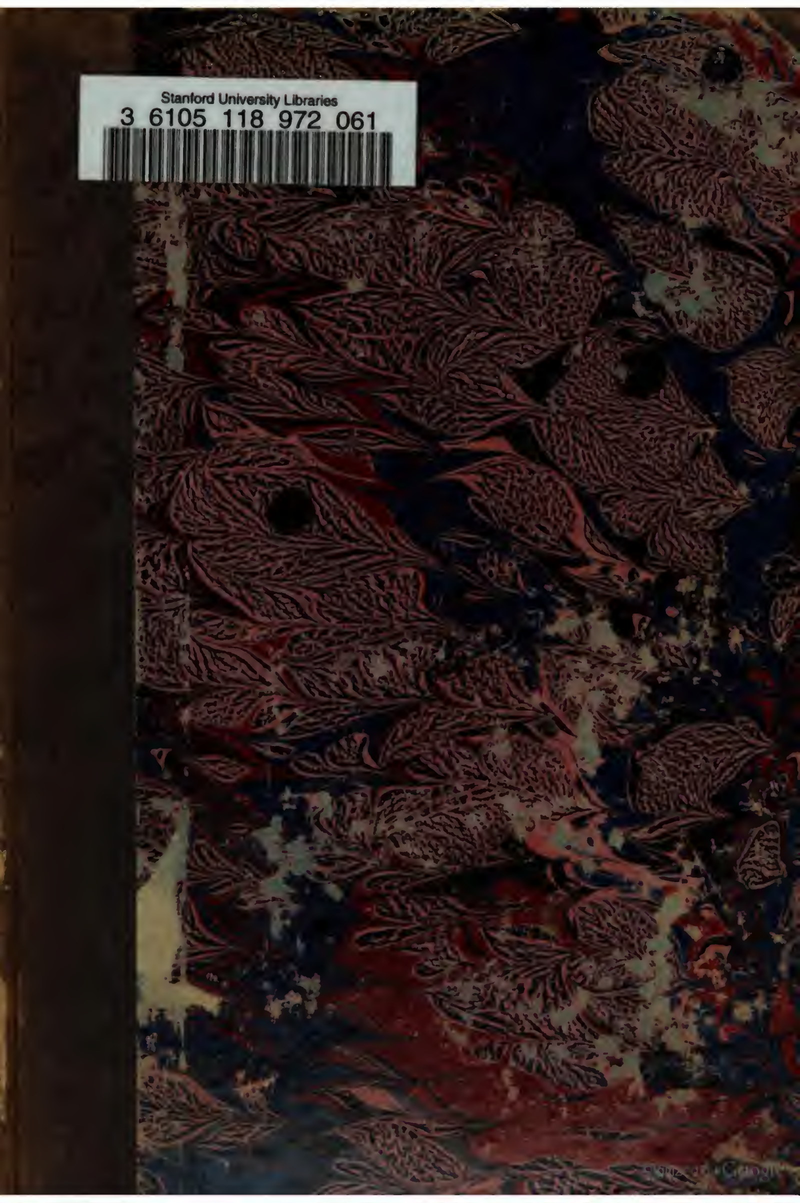



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY



W. A. Cooper.

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1838.

Druck von Hoff & Heuser in Mannheim.

Inhalt des dritten Bandes.

Aus eignen Denkwürdigkeiten.

Studien und Störungen.

Berlin 1807.

Das Frühjahr trat mit starken Schritten ein, ohne für Halle günstigeres Geschick, noch dem in Preußen fortwüthenden Krieg eine erwünschte Wendung zu bringen; wir fühlten Alle, daß ein längeres Abwarten der Dinge für uns unstatthaft sei, und wir das beginnende Sommerhalbjahr wenigstens so gut als thunlich zu benutzen hätten. Wolf und Schleiermacher wandten die Augen nach Berlin, und zu diesem Orte zogen auch unsre Verhältnisse und Studien uns am stärksten hin. Adolph Müller wollte in jedem Falle die medicinischen Anstalten dort benutzen; für mich boten diese reichlich dar, was ich am dringendsten bedurfte, und meinem und Neumann's philologischen und allgemein wissenschaftlichen Trieben war hier, besonders wenn Wolf und Schleiermacher folgten und ihre beabsichtigten Vorlesungen hielten, noch immer mehr bereitet, als auf jeder andern uns bekannten Universität. Für uns waren Entschluß

und Ausführung am leichtesten, und so fanden wir Beide uns die ersten auf dem Wege, bei schönem Wetter um die Mitte des April, aus studentischer Vorliebe und aus Sparsamkeit diesmal zu Fuß, welches beides jedoch nur von Halle bis Dessau und von Potsdam bis Berlin vorhielt, denn zwischen Dessau und Potsdam übernahm uns die traurige Oede und mühsame Beschwerlichkeit der sandigen, damals noch ungebauten Landstraße zu sehr, und wir bestiegen den Postwagen, der schon lange neben uns fuhr, und jetzt unsrer Reise zwar wenig Beschleunigung, aber doch einschläferndes Ausruhen gewährte.

Wir sahen in Berlin der Reihe nach unsre Freunde mit herzlichstem Willkommen. Leider entging uns nicht, daß der Druck des Krieges in der ganzen Stadt hart fühlbar war, überall zeigte sich Zerrüttung der Verhältnisse, Verringerung der Hülfsmittel, Einschränkung der Lebensweise, dazu die unerschwinglichen Lasten der Kriegsabgaben und der Einquartierung, und eine große Muthlosigkeit in Betreff der Zukunft. Ein knappes und spärliches Wesen, das von jeher an dem Berliner Leben im Gegensatz üppigerer Hauptstädte bemerklich wurde, zog sich noch mehr in's Enge und Bange, und stach nur um so widriger gegen das Wohlleben ab, welches die fremden Sieger auf Kosten des bezwungenen Landes führten. Auch für uns selbst wurde dieser Zustand unmittelbar empfindlich, denn so manche Hülfsquellen, auf

die wir hoffen durften, blieben aus, besonders in Neumann's Verhältnissen trat völlige Ebbe ein, und wir waren beide geraume Zeit auf die Mittel beschränkt, welche mir zukamen, und bei denen für zwei doch manches Behelfen nöthig wurde; wir wohnten und lebten indeß gemeinschaftlich, so gut es ging.

Mein Studiren war bald angeordnet. Ich warf mich bei den Unsicherheiten, die ich in unsrer deutschen Welt herrschen sah, nur um so ernstlicher auf die Medicin, als worin mir Stand und Waffe zum bedenklichen Kampfe des bürgerlichen Lebens vor allem gewonnen sein mußte, um demnächst wo möglich auch andre Zwecke und Aussichten verfolgen zu können. Manche Zwischenstufe, zu welcher ich später zurückzukehren dachte, für jetzt überspringend, und im Grunde wirklich genugsam vorbereitet, eilte ich sogleich in die Mitte der ausübenden Heilkunde, und machte den klinischen Lehrgang in dem Charité-Krankenhause mit, außerdem hörte ich bei Willdenow Botanik und Arzneimittellehre, und, damit ich mir an Gründlichkeit nichts erließe, nochmals, ich glaube zum siebenten oder achtenmale, die Osteologie. In bestimmten Stunden trieb ich mit Theremin das Spanische, Englisch und Italiänisch mit andern Freunden, und kein Tag verging, da ich nicht im Homer und in der griechischen Anthologie gelesen und aus der letztern ein paar Stücke metrisch übersetzt hätte, welches letztere mir gewöhnlich schon zuerst am Morgen, beim Ankleiden

und Frühstücken, ohne Anstrengung gelang. Neumann unterdessen, für welchen es keine Vorlesungen gab, wandte sich mit angestrengtem Fleiß auf die Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Machiavelli, wovon er sich gute Frucht versprach, besonders wenn Johann von Müller bewogen werden könnte, wie wir hofften, durch eine Vorrede und Anmerkungen das Buch empfehlend auszustatten.

Dieser Grund wirkte stark mit, daß ich mich beeilte, nun auch die persönliche Bekanntschaft des großen Geschichtschreibers, dem wenigstens damals die herrschende Meinung keinen Lebenden an die Seite stellte, mir nicht länger entgehen zu lassen; die Verstimmung, welche sich mit seinem Namen verbunden hatte, war mir einigermaßen geschwunden, indem die Ersten und Besten der Nation, von denen ich nur Goethe, Wolf und Schleiermacher hier nennen will, fortwährend sein Verdienst hervorhoben und seine Schwäche entschuldigten. Ich beschloß, ihn zu besuchen, und zwar gradezu, ohne Empfehlung oder Anfrage, wie mir das schon immer am besten eingeschlagen war. Der Empfang konnte in der That nicht freundlicher sein, und wunderbarerweise fand ich mich ohne es zu wissen schon durch meinen eignen Namen empfohlen. Das hing so zusammen. Der spanische Gesandte in Berlin, General Benito Pardo de Figueroa, ein Mann von gutem Sinn und vielfachen Kenntnissen, hatte die seltne Gabe, seine dichterische

Oder in griechische Verse ausströmen zu können, und wiewohl weder das Dichterische noch das Griechische von erster Qualität waren, so blieb doch diese Verbindung eines griechischen Poeten und eines spanischen Generals und Gesandten ein unerhörte Merkwürdigkeit, welche in der gelehrten wie in der vornehmen Welt kein geringes Aufsehen machte. Der General nahm mit liebenswürdiger Eitelkeit die Bewunderung auf, die ihm auf diesem deutschen Boden zum erstenmal so recht zu Theil wurde, und ließ sein Licht bestens leuchten, selbst in den höchsten Kreisen, wo seit den Zeiten der Königin Christina von Schweden die Galanterie schwerlich in dieser Sprache sich hatte vernehmen lassen. Ein griechisches Sinngedicht auf die Schönheit der Königin Luise hatte in den Berliner Zeitungen gestanden, und war, aus der geringen Stellung zwischen den gewöhnlichen Anzeigen dieses grauen Löschpapiers zu dem Glanze des Hofes gehörig emporgezogen worden. Die Unglücksfälle Preußens rauschten über diesen Eindruck hin, und hatten ihn fast verwischt, als ein zweites Gedicht hervortrat, auf schönem Papier mit saubern Typen gedruckt, eine sapphische Ode an den spanischen Dichter Arriaza, gewürzt mit dem Lobe des Friedensfürsten, den auch jener besungen hatte. Wolf bekam das Blatt nach Halle zugesandt, gab es mir als eine Merkwürdigkeit zu lesen, mein technischer Trieb hatte gleich eine Uebersetzung fertig, sie wurde von Wolf eingesiegelt und nach Berlin abgefertigt, wenige

Tage vor meinem Aufbruch dahin. Jetzt fand ich hier diese Uebersetzung, zugleich mit einer lateinischen und französischen, einem neuen Abdrucke dieses griechischen Originals beigefügt, und Müller in höchster Freude betheuerte, ich müsse ohne Säumen mit ihm den General Pardo besuchen, der über jene Zusendung aus Halle ganz entzückt gewesen, der mich mit offenen Armen empfangen würde, und der überhaupt ein höchst liebenswürdiger und vortrefflicher Mann, dazu sein ganz besonderer Freund sei. Ich versäumte nicht, Müller'n auch alsbald das Anliegen Neumann's zu eröffnen, und fand ihn bereitwillig genug, das Unternehmen zu fördern. Mit Innigkeit nnd Ehrerbietung sprach er von Alexander von der Marwitz, den er selbst früher an Wolf nach Halle empfohlen hatte. Eifrig und dringend begehrte er von meinen Studien und Absichten das Nähere zu wissen, bot mir alle seine Bücher an, und als ich ein Wort von der griechischen Anthologie hatte fallen lassen, freute er sich über die Maßen, holte gleich Brunck's Analekten herbei, schlug mehreres auf, fragte mit Hast und Unruhe, wie ich denn die vielen bedenklichen Sachen in meinen Uebersetzungen zu behandeln dächte, und als ich erwiederte, ich gäbe sie unbefangen so wieder, wie sie daſtünden, lobte er diese Vorurtheilslosigkeit übermäßig, und hielt der ganzen Richtung, in Betreff ihrer Wirkungen auf die Freundschaft und Bildung der Jünglinge, eine überschwängliche Lobrede, die

mich in ernstes Erstaunen setzte. Eines der ärgsten Epigramme, ein Räthsel von Straton, las er mit fröhlichem Wohlbehagen laut vor, und verhehlte gar nicht, was manche gutwillige Seelen, die auf ihre Bescheidengläubigkeit wohl gar recht stolz sein wollten, zu seinen Gunsten hartnäckig läugneten. Ein schroffer Ernst scheuchte alle diese Anspielungen in tiefe Nacht zurück, und dann erschien wunderbar ein verständiger Sinn, ein heitres Wohlwollen und ein unendliches Wissen, die in freiem, ungetrübtem Gespräche sich würdig darlegen mochten, und in dem Zuhörer die größte Befriedigung, nicht selten sogar Begeisterung erweckten. Sein ganzes Aeußere, die geschwächten entzündeten Augen, die bläßliche feine Haut, die fast kindischen Züge des Mundes, die unangenehme schweizerische, mit französischen Einschiebseln durchbrochene Sprache, die Unruhe der Glieder des nicht großen und ziemlich dicken Körpers, alles dieses war dann leicht zu vergessen, weil sein Innres von einem wahren Feuer des Wissens und der Gesinnung doch wirklich erglüht war, und die Funken davon mit kräftiger Wirkung ausströmte. Die Verehrung für diese Geisteswürde ließ über die bemitleidenswerthen Unwürdigkeiten, die sich derselben angenistet, wie über Ungeziefer hinwegsehen.

Bei dem General Pardo wurde mir die verheißene Aufnahme. Der Mann schwelgte in Liebhaberei zu den alten Sprachen, zur klassischen Gelehrsamkeit, täglich

hatte er Gelehrte bei sich zu Tisch, und zeigte ihnen sein Wissen, wie er das ihrige begierig annahm. Ließ von dieser Seite eine kleine Schwäche sich kaum verbergen, so zeigte er dagegen von andern Seiten wirklich einen erfahrnen, gescheidten und wohldenkenden Mann. Ein längerer Aufenthalt in Mexico hatte ihn mit mannigfachen Anschauungen erfüllt, er sprach lebhaft und offen, die Vorurtheile eines Spaniers hatte er meist abgelegt, und die für seine frühen Schulstudien beibehaltene Neigung war ihm nur günstig anzurechnen. Ich war mehrmals bei ihm zu Tisch, gewöhnlich mit Müller, auch mit dem österreichischen Legationssecretair Grafen von Bombelles, und dem Prediger Catel, meinen Mitübersetzern, späterhin auch mit Wolf. Hier wurde dann nach Herzenslust homerisirt uod pindarisirt, dichterische Vorzüge in's Licht gestellt, Eignes und Fremdes mitgetheilt, alles mit größter Freiheit. Mein Französisch kam mir hier gut zu Statten, weil alles in dieser Sprache vorging, aber auch meine ungefähre Kenntniß des Spanischen und meine frühere Bekanntschaft mit dem Grafen Casa-Valencia gereichten hier zur Annehmlichkeit. Wurde zuweilen Politik verhandelt, so geschah auch dies ohne viel Zurückhaltung, doch durften dann keine Franzosen gegenwärtig sein, in deren Sinne die Spanier eigentlich sprechen sollten, aber keineswegs alle dachten; zwar Pardo selbst und Urquijo noch so ziemlich, aber der Andalusier Montalbo, der späterhin aus seiner diploma-

tischen Anstellung zu den kriegerischen Reihen seiner Landsleute glücklich entkam, verhehlte schon damals nicht, daß er ein Feind der Franzosen sei und dem Kaiser Napoleon alles Unheil wünsche.

Johann von Müller zeigte bei solchen Gelegenheiten eine stets belebte und stets sachenreiche Mittheilung. Ich stritt öfters mit ihm über die Angelegenheiten des Tages, und er suchte dann stets einer mildern Beurtheilung der französischen Sachen Eingang zu verschaffen, für Napoleon aber sprach er unbedingte Bewunderung aus. Der Anlaß brachte ihn einesmals dazu, daß er seine bei dem Kaiser gehabte Audienz ausführlich erzählte, ungefähr mit denselben Umständen, welche auch in verschiedenen späterhin im Druck erschienenen Briefen angegeben sind. Eines Zuges jedoch, erinnere ich mich, dessen ich nirgend erwähnt finde, und den ich als einen höchst bezeichnungsvollen hier aufbewahren will. Unter den Gegenständen des Gesprächs, erzählte Müller, kam auch Cäsar vor, in dessen Lob Napoleon eifrig einstimmte; Müller bemerkte dem Kaiser, es sei zweifelhaft, welchen Gebrauch Cäsar, wenn er nicht durch Meuchelmord umgekommen wäre, von seiner errungenen Obergewalt zunächst würde gemacht haben, einige Andeutungen gingen darauf, daß er das Innere der Republik neu anordnen wollen, andre hingegen, daß er die Parther zu bekriegen im Sinne gehabt; bis dahin habe der Kaiser ruhig zugehört, dann aber sogleich rasch ausgerufen:

„**Il aurait fait la guerre aux Parthes!**“ und diese Worte mehrmals heftig wiederholt. Müller durfte uns diesen Zug, der allerdings die Stimmung und den Geist Napoleon's sehr bedenklich zu erkennen gab, mündlich wohl anvertrauen, doch liegen auch die Gründe nahe genug, welche ihn abhalten konnten, dergleichen während des höchsten Schwebens jener Machtverhältnisse schriftlich in die Ferne mitzutheilen. —

Adolph Müller traf nun auch aus Halle ein, wo er noch im Stillen eilig Doctor der Medizin geworden war. Dieser junge Mann, früher oft geistig schwankend und gesellig zurückhaltend, entfaltete jetzt die herrlichsten Schwingen, und erschien als ein edler, starker, für das Leben und die Wissenschaft ausgerüsteter, frei und sicher umschauender, entschlossen und maßvoll thätiger Arzt und Mensch, der auf der Stelle Gunst und Zutrauen gewann, ja, durch Feinheit und Würde eines nie fehlenden, und doch stets lebhaften und beseelten Betragens, Liebe und Bewunderung erweckte. Man konnte von ihm sagen, je stärker er in die Wirklichkeit des Lebens einging, am Krankenbette beschäftigt war, Anstalten besuchte, Verhältnisse anknüpfte, desto reiner und kräftiger lebte er in höherer Sphäre, und jener Sommer war unstreitig für ihn eine Zeit ununterbrochenen Glückes, das durch die Aussicht auf eine Reise nach Paris, so wie auf den künftigen Aufenthalt in Bremen, wo ihm alles die schönsten Lebenstage versprach, noch erhöht

wurde. Der Reimer'sche Kreis war ganz von ihm eingenommen; Marwitz, der vom Lande hereinkam, staunte den schnell Emporgestiegenen an, und knüpfte innigere Freundschaft mit ihm, Theremin, Wilhelm von Schütz, Bernhardi, wer ihn nur kennen lernte, bewiesen ihm achtungsvolle Aufmerksamkeit. Einige Schärfe und Strenge, die bisweilen aus seiner ursprünglich milden, aber durch Frühling und Glück aufgeregten Gemüthsart hervorbrachen, verletzten wohl tief, aber nicht lange, da weder Absicht noch Folge dabei zu spüren war. Wenigstens verzieh ich ihm gern und leicht, wenn er in solcher Art gegen mich bisweilen sich übernehmen wollte.

Bald kam auch Schleiermacher mit seiner Schwester, und kurz darauf Wolf an, so daß der hallische Kreis in Berlin sich gleichsam neu anbaute. Nur Harscher und Bekker fehlten noch, aber auch sie wollten kommen, und aus Frankreich erwartete ich Chamisso'n. Die fortdauernden Kriegsunfälle und die steigende Verarmung störten den Drang und Sinn geistiger Thätigkeit nicht, sie belebten ihn vielmehr. Wolf bereitete seine Zeitschrift der Alterthumswissenschaft in heitrer, mittheilungsfroher Geschäftigkeit vor; Schleiermacher las einer ansehnlichen Zuhörerschaft von Jünglingen und Männern die Geschichte der griechischen Philosophie, ein geistreiches Kollegium, noch besonders merkwürdig, durch den freien, rednerischen Vortrag, der ohne Stocken in schönem Ebenmaße gebildeter Sprache klar dahinfloß, ohne daß der

Sprechende ein leitendes Heft, oder auch nur, bei so vielen griechischen Stellen, die er wörtlich anführte, ein aushelfendes Blatt zur Hand gehabt hätte. Auch versäumte er nicht die Gelegenheit zu predigen, die sich bald in dieser Kirche bald in jener darbot, und wozu wir uns gewissenhaft immer einfanden, wiewohl uns die frühere hallische Sinnigkeit und Klarheit in dem Redner oftmals zu mangeln schien. Eben so wenig versäumte ich die Predigten, welche Theremin damals französisch hielt, deren glänzende, rednerische Wirkung wohl nicht übertroffen werden konnte.

Die nächsten Pfingstferien benutzte ich zu einem Besuch bei Fouqué in Nennhausen, einem bei Rathenau im Havellande gelegenen Gute seines Schwiegervaters, des Herrn von Briest, wohin ich schon längst eingeladen war und sehnlich verlangt hatte. In Gesellschaft Bernhardi's, der trotz seiner außerordentlichen Dickleibigkeit sehr gut zu Fuß war, machte ich mich frühmorgens auf den Weg, und mit Hülfe einer für die letzten Meilen genommenen Postfuhre kamen wir noch bei guter Zeit daselbst an. Schon unterwegs hatte Bernhardi, der mehrmals dort gewesen und dem ganzen Hause wohlvertraut war, mich mit den Personen und Verhältnissen vorläufig bekannt gemacht. Der Besitzer von Nennhausen war Herr von Briest, ein vortrefflicher, in jedem Betracht ehrwürdiger Mann, von großer, hagerer Gestalt, milder Freundlichkeit und wohlthuendem

Ernst. Er hatte noch im siebenjährigen Kriege mitgefochten, dann als Rittmeister seinen Abschied genommen und sich auf das Land zurückgezogen, wo er in geistiger und wirthschaftlicher Beziehung ein tüchtiges und ertragreiches Leben führte. Ein schöner Park war durch ihn entstanden, ausländische Bäume und Gesträuche hatte er angepflanzt, und jeden Fortschritt im Landbau für sich und seine Dorfleute bestens zu benutzen gesucht. Die letztern liebten und ehrten ihn als einen väterlichen Herrn, bei welchem sie in allen Fällen guten Rathes und wirksamer Hülfe versichert waren. „Von dem Mann, sagte mir ein alter Bauer, hab' ich noch mein Lebtag nichts Ungeschicktes gehört." Der Name von Briest lebte in diesen Gegenden schon von alten Zeiten her in bestem Ruhme; ein Landrath dieses Namens hatte bei des großen Kurfürsten Ueberfall der Schweden in Rathenau zu dem Siege wesentlich mitgewirkt, wie dessen auch Friedrich der Große in den brandenburgischen Denkwürdigkeiten ehrend erwähnt. Jetzt war derselbe Namen auch mit den Vorzügen deutscher Wissenschaft verknüpft; in Fichte's und Niethammers philosophischer Zeitschrift hatte Hülsen, der eine Zeit lang in Nennhausen bei seinem Freunde gelebt, philosophische Briefe an Briest drucken lassen.

Seine Tochter, Frau von Fouqué, war eine hohe, glänzende Erscheinung, die äußere Schönheit ordnete sich gleichsam als Zugabe dem noch reicheren Glanze

des inneren Lebens bei; solche Begabung des Geistes und solch' einnehmende Gemüthsfülle finden sich nur selten vereinigt. Auch an litterarischem Talent war Frau von Fouqué größer, als die meisten ihrer Zeitgenossinnen, die später mit ihr wetteiferten, und ihr erstes Erzeugniß dieser Art, ein Roman „Rodrich" wird an kräftiger Haltung gewiß von keiner Frauendichtung übertroffen. Die Umstände, welche späterhin dieses Talent dennoch hindern konnten, in seiner ganzen Macht hervorzutreten, und die Ruhmesgebühr, zu der es berechtigt war, von der Welt einzufordern, werden deshalb immer zu beklagen sein!

Liebevoll und befriedigend stellte sich das Verhältniß mit Fouqué. Wer ihn bloß in spätern Jahren gekannt hat, wird ihm einen tiefen Grund von Edelsinn und Gutmüthigkeit nicht absprechen dürfen, wenn auch diese schönen Eigenschaften, und sogar seine dichterische Gabe, jetzt von mancher Verbitterung, die ihm das Leben zugeführt hat, getrübt sind. In jener Zeit aber war der lebhafte, bescheidene, freisinnige und herzliche, von jedem besten Willen beseelte Mann das Bild der reinsten Liebeswürdigkeit. Er sah auf eine zum Theil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tage das Beste, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung stand auf der Höhe des genußreichsten Hervorbringens, mit jedem kleinen

Erfolg um so leichter befriedigt, als es eigentlich auf allgemeinen Beifall nicht einmal abgesehen war. Die üppigste Fruchtbarkeit und anmuthigste Leichtigkeit ließen ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und diese Art von Stegreifdichten, die stete Gegenwart und Flüssigkeit dieser poetischen Regung und Aeußerung, erhöhte für seine nähern Freunde, die das Hervorbringen mit ansahen, den Reiz und die Wärme seiner Dichtergebilde, welche, für sich allein und von ihrem Entstehen getrennt betrachtet, allerdings etwas zu stark in die grünen Blätter geschossen dünkten. Mich aber bezauberte dieser reiche Wachsthum, der sich gleichsam unter meinen Augen entfaltete und mehrte, denn Fouqué hatte nicht nur ganze Schubladen mit schon abgeschlossenen Handschriften gefüllt, sondern in der kurzen Zeit unsrer Anwesenheit sahen wir den Vorrath um große und kleine Stücke bereichert, jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches und Dramatisches, und gleicherweise epische Prosa, fast ohne auszustreichen, ununterbrochen hin, so schnell die Feder laufen mochte. Viele Stunden wurden mit Vorlesen verbracht, andere mit Erzählungen, ein guter Theil des Tages aber mit Spazierengehen in dem herrlichen Park, welchen der alte Briest noch täglich mit Liebe pflegte, ein Wald schloß sich an, ein dunkelblauer See breitete

sich aus, die geringen Anhöhen waren wohlbenutzt, und so gab Nennhausen ordentlich den Eindruck einer schönen Gegend. Wir machten auch einigen Besuch in der Nachbarschaft, andrer fand sich von daher ein. Die Abende verbrachte man gesellig bei Thee und Abendessen, zwischen welche für den alten Briest wohl eine Schachpartie sich eindrängte, zuweilen auch ergötzte man sich mit Pistolenschießen oder Kegeln, letzteres vorzüglich einem alten verkrüppelten Offiziere aus dem siebenjährigen Kriege, Herrn von Laßberg, zu Liebe, der bei seinem Freunde für den Rest seiner Lebenstage großmüthige Aufnahme gefunden hatte, und an jenem Spiel besonders Vergnügen fand.

Das Unglück Preußens und die geringen Hoffnungen, die man von dem damals noch fortdauernden Kriege haben konnte, wurden reichlich durchgesprochen, wie im Gegensatz auch die glänzenden Zustände und Erscheinungen des preußischen Militairlebens vor dem ungeheuern Fall. Man faßte den eingetretenen Wechsel nicht, man sah die Folgen riesengroß vor sich, und konnte nicht an sie glauben, man wußte in den Weiten der Welt kein Rettungsmittel mehr, denn auch an den Russen verzweifelte man schon, und auf die Oesterreicher wollte man nicht rechnen; aber dennoch meinte man, es könne und müsse Alles wieder umgewendet werden, und zwar jetzt und ganz, diese Aufgabe drückte sich der Empfindung mit tausend Stacheln unaufhörlich ein.

Ein andrer Gegenstand, der uns viel und ernsthaft beschäftigte, war Bernhardi's Angelegenheit. Der bedeutende Kreis, in welchem er seine schönsten Jahre gelebt, hatte sich allmählig aufgelöst, Friedrich Schlegel war nach Paris gezogen, Wilhelm Schlegel lebte bei Frau von Stael in der Schweiz, Ludwig Tieck in München, aber schlimmer, als äußere Trennung hatte Zwiespalt hier die scheinbar so tiefen Bande der Vereinigung zerstört. —

Kaum waren wir von Nennhausen in Berlin zurück, so ergab sich daselbst für uns die Gelegenheit eines schönen Festes. Wolf konnte nicht in Berlin sein, ohne daß seine ehemaligen Zuhörer aus allen Kreisen der Hauptstadt ihn eifrig begrüßten, und die eigentlichen Philologen sich fortwährend um ihn sammelten. Die verschiedenen Generationen seiner Schüler lagen zum Theil weit auseinander, Heindorf und Ideler zum Beispiel standen gegen uns Jüngste selbst wieder als Lehrer da. Unsre gemeinsame Huldigung ihm aber in dieser Mannigfaltigkeit vereinigt darzubringen, veraberdeten wir ein Mittagsmahl im Thiergarten; Wolf wurde hingeführt, wie zu einem gelegentlichen Mittagessen von vier oder fünf Personen, und der treffliche Mann war so überrascht als gerührt, eine so stattliche Versammlung von mehr als dreißig Gästen zu finden, worunter nur zwei oder drei, wie z. B. Buttmann, nicht seine hallischen Schüler waren. Eine geistreiche Munterkeit, fern

von jeder Pedanterei, durchströmte die ganze Gesellschaft, Wolf's heitrer Genius beherrschte die Gemüther, man fühlte sich von dem Hauche der gebildeten Vorwelt überall angeweht. Ich aber hatte im Stillen noch eine andre Ueberraschung vorbereitet, zog nun Heindorf und Buttmann in's Vertrauen, und während unter sämmtliche Gäste die Abdrücke eines Gedichts ausgetheilt wurden, forderten jene mich auf, dasselbe vorzutragen. Gleich das Motto aus Goethe: „Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros kühn und befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn," wurde mit stürmischem Beifall und Klange der Gläser aufgenommen, dann las ich mit tiefer Bewegung und freudiger Kraft in die horchende Stille einen Dithyrambus in Galliamben, wie schon ehemals Voß einen an Wolf gedichtet hatte, wozu ich nun in Deutschland das erste Seitenstück lieferte. Nur ein so schwieriges Metrum, einst von Wolf selber als fast unnachahmbar Voss'en zur Aufgabe gestellt, konnte dieser Gelegenheit würdig entsprechen, sein Schritt und Tanz trugen im Schwunge den nicht allzu klaren und festen Inhalt siegreich dahin, und erregte die schon günstigen Hörer zu ausbrechendem Jubelruf. Ich war als Verfasser nicht genannt, aber Niemand hatte darüber Zweifel, und Wolf richtete an mich, nachdem auf sein Wohlsein nochmals mit Begeisterung getrunken worden, zum Danke zwei vortreffliche Galliamben, die er aus dem Stegreif hersagte,

auch hierin also unter seinen Jüngern sich als überragender Meister behauptend, denn Galliamben aus dem Stegreife, wem außer ihm hätte das nur einfallen dürfen! Leider kann ich in meinen Papieren diese beiden Verse nirgends auffinden, und in meinem Gedächtniß nicht vollständig. Die herrlichste Stimmung dauerte nun fort, viel heiteres und wichtiges Philologische kam zur Sprache, man beredete fester die Herausgabe des Museums der Alterthumswissenschaft, und ich weiß kaum ein zweites Fest, das durchgängig in so schönem Ausdruck geistiger Erregung verblieben wäre.

Wenn nicht irgend eine schaffende Richtung sich damit verbindet, so lassen Fleiß und Eifer in den Studien nicht viel Besonderes von sich sagen, das bloße Erlernen stellt sich nur als einförmige Wiederholung dar. Letzteres war jetzt mein Fall; mir ging eigentlich nirgends ein neues Licht auf, ich suchte mir in bekannten Feldern nur immer größeres Material anzueignen, ich versäumte die Kollegia selten, und eilte ihnen in meinen Vorbereitungen oft nur allzu weit voraus, was freilich nur um so leichter zur Folge hatte, daß sie gegen den Schluß mir unerträglich wurden, und ich sie meist eine Zeit vorher schon aufgab. Die vielen Verhältnisse und Zwischenspiele störten mich in meinen Arbeiten zuweilen, diese bekamen aber auch neue Frische und Stärke durch die Anregungen, von denen ich ergriffen, aber nicht erfüllt wurde. Im Gegentheil, mit jedem Tage mehrte

sich mir die Menge der Lebensverhältnisse und der Beschäftigungen. Ich hatte den Oberbibliothekar Biester kennen lernen, und dabei von Litteratur und Gelehrten mit ihm so frank und frei gesprochen, als wüßte ich gar nicht, daß er einer besondern und sehr bestimmten Parthei in diesem Reiche angehöre, und uns junge Poeten in seiner Berliner Monatsschrift bitter recensirt habe; daß ich die Schlegel rühmte, Ficht'n bewunderte, Schleiermacher'n prieß, ließ ihn arge Gesichter schneiden, wenn ich dagegen Wolf hoch verehrte, erheiterten sich seine Züge wieder, und er schmunzelte von Wohlgefallen, als ich über Zacharias Werner mich lustig machte; er schien zu glauben, in der neuen Schule gäbe es gar keine Unterschiede, wer ihr angehöre, müsse es mit Haut und Haar, und jedes dumme Götzenbild gut heißen, das irgendwo in der äußern Uebereinstimmung mit dieser Kirche vortrete; er schüttelte den Kopf, sprach aber nicht ungern mit mir, und brachte mich auch in die Säle der Bibliothek. Ich verfiel unter andern auf die deutsche Litteratur aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und las mich bald mit großer Vorliebe hinein. Die Harsdörfer'schen Schriften eröffneten einen Wust halb verarbeiteten poetischen Stoffes, Paul Flemming, den ich schon früher theilweise gekannt, wurde für immer eines meiner Lieblingsbücher, unerschöpfliche Lust und Nahrung aber gaben mir die Gesichte des Philanders von Sittewald, oder Moscherosch wie der

Autor eigentlich hieß, und daneben der bedeutende Roman vom abentheuerlichen Simplicissimus nebst seinen zahlreichen Anhangschriften in ähnlichem Sinn oder von demselben Verfasser, der noch jetzt seinem wahren Namen nach nicht bekannt ist, denn daß Samuel Greifenson von Hirschfeld nicht der wahre Name, sondern nur wieder ein erdichteter sey, war mir sogleich unzweifelhaft. Die schreckliche Verwilderung in den deutschen Zuständen jener Zeit hielt den Zeiten, die wir selbst erlebten, einen noch tröstlichen Spiegel vor. Die Lebhaftigkeit und völlig ungehinderte Derbheit der Darstellung that einer Stimmung wohl, die auch aus argen Wirklichkeiten hervorgetrieben war, und Sprache und Schreibart des Buches reizten ein starkes philologisches Interesse auf. Feiner, höher, und auch etwas alterthümlicher, sprach und schilderte Philander; die großen Vorzüge dieses Prosaisten ruhten auf gelehrtem Ertrag und frischem Leben zugleich. Ueber den Simplicissimus gedacht' ich eine litterarische Untersuchung auszuarbeiten; sie unterblieb wie so vieles andre, was im Augenblick versäumt wird, und wozu später die Gelegenheit sich nicht wieder findet. Aber ich hatte die Freunde und Bekannte so viel und oft von den Eigenheiten und Ergötzlichkeiten dieser Autoren unterhalten, sie mit so häufigen Anführungen und Redensarten von dort gequält, daß endlich beschlossen wurde, man wolle ein- für allemal sehen, was an der Sache sei. Es wurde

ein Abend bei'm Italiäner festgesetzt, Schleiermacher, Reimer, Bernhardi, Adolph Müller, auch Marwitz und Schütz, wenn ich nicht irre, und noch einige Andere kamen bei Thiermann zusammen, ich gab einige Worte zur Einleitung, und las dann im Simplicissimus von Anfang ein tüchtiges Stück, und darauf aus der Mitte sprungweise die würdigsten Kapitel, mit einer Wirkung und einem Beifall, die ich mir nicht vorgestellt hatte, oft mußt' ich inne halten, um den Jubel und das Gelächter verbrausen zu lassen, man that sich in Florentinischen Weinen gütlich, aber noch mehr in Erschütterung des Zwerchfells, und besonders an Schleiermacher konnte man recht anschaulich wahrnehmen, was der deutsche Ausdruck: „Eine Sache aufschlagen" eigentlich bedeuten wolle. Mit gleicher Fröhlichkeit wurde auch dem Doppelroman ein solcher Abend gewidmet, und wenn manche Hörer, unter welchen nothwendig auch Schleiermacher sein mußte, zu mehrern persönlichen Anspielungen eben nicht einstimmen wollten, so wurden sie doch unwiderstehlich in den ironischen Humor fortgerissen, welchen das Ganze gebot, und der vollste, lauteste Jubel wurde selbst den Stücken, die man mißbilligte, zu Theil.

Ich hatte während des Sommers eine rasche Reise nach Hamburg machen wollen; aber es waren dort einige Umstände grade zu dieser Zeit nicht günstig, und der Besuch wurde auf den Herbst hinaus verlegt, da-

gegen erhielt ich eine freundschaftliche Aufforderung, in der Nähe auf dem Lande ein paar Erholungstage im heißen Sommer zuzubringen. Marwitz waltete in Friedersdorf, dem bedeutenden Rittergute seines Bruders, der selber fern in Preußen dem schon verzweifelten Kriege noch mit brennendem Eifer beiwohnte. Ungeachtet der Lasten und Leiden vom Feinde, unter welchen das ganze Land seufzte, war das herrschaftliche Leben auf dem Gute noch reichlich genug ausgestattet, und Marwitz entbot seine Freunde in die gastliche Einsamkeit. Schleiermacher befand sich schon seit mehreren Tagen dort, und zwischen Arbeit und ländlichem Vergnügen sehr behaglich. Nun machten auch Reimer, Adolph Müller und ich uns auf, um ebenfalls einige Tage dort zu bleiben, und dann mit Schleiermacher zurückzukehren. Den größern Theil des Weges, so weit wir der Straße nach Frankfurt an der Oder folgten, fuhren wir, den übrigen Theil, linksab über Landwege hin, legten wir zu Fuß zurück, und erreichten durch unerfreuliche Gegend und gewaltige Tageshitze noch früh genug, um durch ein nachträgliches Mittagsmahl uns laben zu können, den stattlichen Edelhof, der indeß weniger durch seine Gebäude, Gärten und Lustanlagen sogleich in die Augen fiel, als durch seine umliegenden, bis in den Oderbruch hinab sich erstreckenden und vortrefflich bewirthschafteten Ländereien seinen gründlichen Werth nach und nach zu erkennen gab. Marwitz

bemühte sich, nach besten Kräften den Wirth zu machen, wir lernten seine ganze Liebenswürdigkeit kennen, die Hülfsmittel der Gegend, welche wirklich gegen den Oderbruch hin einigen Reiz gewann, das Bemerkenswerthe aus der in Bildern und Denkmalen vergegenwärtigten Geschichte des Hauses, die bestehenden grundherrlichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse, alles wurde betrachtet, besprochen; was an Büchern und Kunstsachen vorräthig war, daneben was Küche und Keller vermochten, mit Fröhlichkeit genossen. Nur hatten die ersten Stunden des Zusammenseins leider eine harte, schwere Verstimmung dazwischen zu verarbeiten. Wir brachten nämlich die Berliner Zeitung und mit ihr die erste zuverlässige Nachricht von den Bedingungen des am 9. Juli zu Tilsit geschlossenen Friedens mit. Wir hatten schon in Berlin die Sache genug verhandelt, unsern Schmerz und unsre Wuth zur traurigen Fassung hinabgeredet. Nun fanden wir mit unsrer trostlosen Gewißheit uns noch muthigen Hoffnungen, gespannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeschlagenheit ganz betäubt, als sie diese schmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen, sie hatten keine Gunst des Siegers gehofft, sondern großen Verlust erwartet, aber auf die Herabsetzung Preußens, auf so ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf solches Benehmen, wie Feind und Freund jetzt zeigte, waren

sie nicht gefaßt. Alle Plane und Aussichten, die man für den schlimmsten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man sah keinen Boden mehr, denn selbst das unbestimmte Verbleiben der Franzosen auch in denjenigen Ländern, welche Preußen wiedererhalten sollte, war schon ausgemacht, und dem kläglichsten Zustande kein Ende abzusehen. Der Eindruck war bis zur Beschämung abschwächend, und drängte sich zwischen allem Zerstreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch besonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte schon im voraus übel genug hatten schmecken lassen! Geisteskraft und Jugendmuth setzten sich aber doch bald wieder so weit in's Freie, daß sinnvolle, forschende Gespräche mit den gewöhnlichen Tagesdarbietungen abwechseln, und auch Scherzreden sich wieder einfinden konnten. Laue Abende der köstlichsten Art wurden bei Sterngeflimmer im tiefen Schattendunkel hoher Bäume weit über die Mitternacht hinaus verlängert, und niemand mochte an Schlafengehen denken, während die reinste Luft die Brust erfrischte, und die edelsten Gedanken über Natur, Welt, Geschichte, Wissenschaft und Poesie ausgesprochen wurden; denn Marwitz hatte den Willen und die Kraft, immer das Höchste und Größte zur Sprache zu bringen, und auch Schleiermacher's oft hartnäckige Schweigsamkeit in schönen Redefluß aufzuthauen. Manche Stunde, des frühern Nachmittags etwa, im Garten oder Saal, wurde auch dem Vorlesen

gewidmet. Glückliche Uebersetzungen aus griechischen Schriftstellern hatte Marwitz versucht, eigne Abhandlungen philosophisch-geschichtlicher Art verfaßt, dann kamen Sachen von Goethe an die Reihe, der Aufsatz unter andern von den Gemählden Polygnot's zu Delphi, dessen Inhalt mit Begeisterung gehegt und verarbeitet wurde; der neuste Zuwachs des Doppelromans, der mitgenommen worden war, um nach Zeit und Stimmung ihm vielleicht ein Kapitel zuzulegen, gab auch seinen Theil zur Unterhaltung. So vergingen mehrere Tage in einem wahrhaft erhöhten und befriedigten Dasein, dem zuletzt auch das politische Ungethüm des heillosen Tilsiter Vertrags nicht viel mehr anhaben konnte. Wenn etwas im Innern dieses kleinen Kreises hätte stören können, so wäre es nur eine gewisse unangenehme Reizbarkeit Schleiermacher's gewesen, die er besonders gegen mich zu haben begann, und von der einige schnöde Ausbrüche mir damals zuerst auffielen. Er hatte zwar schon längere Zeit vieles gegen mich, es schien ihn manches zu verdrießen, sowohl in meinem guten als auch in meinem schlechten Vernehmen mit seinen nähern Freunden, allein er bezeigte mir es nicht. Jetzt aber ließ er sich in einzelnen Augenblicken unwillkürlich gehen, und suchte mich bisweilen mit meinen Behauptungen so recht eigentlich abzukappen, in manchen Fällen gewiß ganz unverdient, so daß wir ihn deßhalb mit Verwunderung ansahen. Ich glaube fast, daß ihm auch meine

politische Gesinnung nicht genügt, und manche meiner übermüthigen Aeußerungen ihm, jedoch mit größtem Unrecht, den Verdacht gegeben habe, ich könne auch allenfalls zu den Franzosen mich bequemen, und es ist möglich, daß ich über seine Niedergeschlagenheit, obgleich mein Schmerz gewiß nicht geringer war, als der seine, mich zu rasch und überlegen hinweggesetzt habe. Seine scharfen Ausfälle, die indeß nur einzeln blieben und sein übriges Benehmen gegen mich nicht änderten, hatten darum keine wirkliche Störung zur Folge, weil ich sie meist nur abgleiten ließ, und mehr ihre Wunderlichkeit zu begreifen suchte, als ihre Spitzen zurückwerfen wollte. Welcherlei Geringfügigkeiten aber Schleiermacher aufgriff, um seiner bittern Laune gegen mich Luft zu machen, kann folgendes Beispiel zeigen, das mir besonders erinnerlich geblieben ist. Mir war im gewöhnlichen Gespräch, ganz harmlos und flüchtig, als von maroden Soldaten die Rede war, die Bemerkung entschlüpft, dieser Ausdruck werde im Simplicissimus ganz eigen abgeleitet, nämlich von einem Kaiserlichen Regimente Merode, dessen Leute wenig vor dem Feinde, aber so häufig auf allen Landstraßen und in allen Quartieren rückwärts zu finden waren, daß, wo man einen solchen Nachzügler antraf, man schon im voraus wußte, der sei von Merode, und man daher die ganze Gattung nur Merodebrüder genannt habe; diese Bemerkung schaltete sich zwangslos ein, man konnte ihr den Platz gönnen,

man konnte sie auch fallen lassen, es war ganz gleichgiltig. Mit hitzigem Eifer aber fuhr Schleiermacher dagegen los, widersprach der Zulässigkeit dieser Etymologie, und tadelte mich hart, wie ich nur so aberwitziges Zeug aufstellen könne, da sei ich einmal wieder ohne Sinn und Ordnung verfahren, kurz, ich wurde gleichsam in ein gewaltiges Vergehen gestellt, wodurch zugleich ein Zusammenhang mit frühern Sünden angedeutet, und mir eine tiefe Zerknirschung aufgebürdet werden sollte. Ich hatte jene Ableitung indeß gar nicht behauptet, sondern nur erzählt, aber selbst wenn ich sie heftig und mit Eigensinn verfochten hätte, würde ich mich darum noch nicht als ein strafbarer Beleidiger des Sinnes und der Ordnung gefühlt haben, der auf den rechten Weg müsse zurückgescholten werden! Ich sah vielmehr in dieser auffahrenden Hitze einen Mangel sittlichen Maßes, und die Andern schienen Aehnliches zu empfinden; nachdem ich Schleiermacher'n bescheiden, doch trocken genug erwiedert, er solle das nicht mit mir, sondern mit dem Simplicissimus selber abmachen, setzte sich das Gespräch über die Geschichten und Schnurren jenes Romans munter fort. Keine Spur von Verstimmung haftete, und auch Schleiermacher befand sich leicht wieder im freundlichsten Geleise. Indem ich dieses niederschreibe, fällt mir noch ein andres Geschichtchen dieser Art ein, das ich erzählen muß. Aus dem Lesen altdeutscher Bücher waren mir manche alterthümliche

Ausdrücke und Formen geläufig, und ich brachte sie zuweilen anstatt der gewöhnlichern, im Gespräch mit an. So sagte ich ohne Umlaut, nicht nur „es kommt,“ was auch bei Andern schon häufiger gehört wird, als „es kömmt,“ sondern auch eben so gern „fallt, fahrt, schlagt, tragt,“ wo freilich jetzt Gebrauch und Regel „fällt, fährt,“ u. s. w. verlangen. Hierüber schalt mich Schleiermacher mit beißenden Worten, ganz unverhältnißmäßig, und um mich recht zu beschämen, meinte er: die Juden sprächen so, und es hätten schon Leute wegen meines Mitmachens dieser kauderwelschen Art ihn gefragt, ob ich denn ein Jude sei? Dieser Verdacht aber, der mich ganz niederdonnern sollte, war mir nur zum Vergnügen, ich lachte herzlich darüber, und sagte, das sei so was böses nicht, und wir beide hätten ja gemeinsame Freunde und Freundinnen, von denen wir, weil der Pöbel sie so schimpfen könne, nicht geringer dächten. Diesmal war Schleiermacher der Abgefertigte. Der Sprachstreit über jene Form aber dauerte noch späthin fort, und gab in unsrem Kreise noch mehrmals zu Erörterungen und Neckereien Anlaß, die mich indeß nicht irre machten. Lange nachher, beim Wiedersehen nach einer Abwesenheit, in welcher sich viel an mir geändert hatte, fragte mich Chamisso mit Lustigkeit: „Sagst Du noch, es fallt?“ — Wie's fällt! erwiederte ich.

Als wir Gäste endlich wieder abziehen wollten, mußte ich dennoch einen tief verstimmenden Eindruck hinnehmen, den ich aber in mir verschloß. Wir hatten zum bestimmten Tag einen Wagen aus Berlin nach Müncheberg bestellt, bis dahin wollten wir zu Fuß wandern. Dies aber gab Marwitz nicht zu, sondern nöthigte uns, für diesen Theil des Weges sein Fuhrwerk anzunehmen. Worin aber bestand dieses? Den Wagen freilich gab er selbst, den Vorspann aber mußten die Bauern liefern, vier Pferde wurden eben so viel Landleuten in der Zeit der dringendsten Feldarbeit zur Frohnfuhre für die Herrschaft abgefordert, und als einige Beschwerde darüber und sogar eine halbdreiste Erkundigung, wie so diese offenbar nicht landwirthschaftliche Leistung jetzt von ihnen gefordert werde, unter den Bauern laut wurde, bedeutete man ihnen gebieterisch, sie sollten „zur Tanzfuhre" anspannen, denn allerdings waren sie durch ein altes Herkommen verbunden, wenn die Herrschaft zum Tanz fahre, sie mit vier Pferden hin und zurück zu schaffen. Die herrschaftliche Berechtigung war schon drückend genug, in diesem Fall aber noch mehr die Anwendung, denn die armen Leute hatten doch klar vor Augen, daß nicht die Herrschaft, und eben so wenig zum Tanze, gefahren wurde! So kamen wir also mit der Tanzfuhre, über die noch genug gescherzt wurde, nach Müncheberg, wo wir die guten Leute, die mit ihren Pferden einen ganzen Arbeitstag versäumt

und dabei möglichst knapp vom Mitgenommenen gezehrt hatten, durch reichliches Trinkgeld einigermaßen schadlos hielten. —

Berlin empfand von dem Frieden nichts. Eine theilweise Fensterbeleuchtung in mehreren Straßen der Stadt gab mir ein schlechtes Bild dürftiger Freude, wo in der That mehr Ursache zum tiefsten Schmerze vorhanden war. Einige preußische Offiziere hatten sich die Befriedigung nicht versagt, ihre bis dahin geächtete Uniform wieder anzulegen, allein schnell belehrte ein strenges Verbot des französischen Kommandanten die Voreiligen, daß hier noch niemand sich unterstehen dürfe, wieder ein Preuße zu sein. Französische Verwaltung, französische Besatzung, die letztere noch die wenigst feindliche, setzten ihr Wesen fort, als habe der Krieg noch nicht aufgehört, sie richteten sich auf längere Zeit nur noch bequemer und drückender ein, und verhehlten es nicht, daß sie nun erst recht alle Hülfsmittel des Landes noch erschöpfen wollten. Vorstellungen der städtischen Behörde, der ständischen Körperschaften, der Gemeinden, nichts fruchtete, die Lasten stiegen in's Ungeheure. In dieser Zeit des Jammers fühlte man sich gewaltsam auf das geistige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte sich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieser Wirklichkeit sein wollten. Nicht wenig verstärkt wurde dieser Sinn durch das Wiedererscheinen Fichte's, der von Königsberg über Kopenhagen nach

Berlin unerwartet gegen Ende des August zurückkam. Er hatte geglaubt, nach dem ausgesprochenen Frieden nicht länger schicklich bei der Königsberger Universität als Gast verweilen zu dürfen, und seinen weitern Beruf jetzt auf der alten Stätte abwarten zu müssen. Eine öffentliche Thätigkeit freilich war für den Augenblick nicht abzusehen, auch schloß er sich ganz in die Abgeschiedenheit einer mitten im George'schen Garten anmuthig gelegenen Wohnung ein, nur bewährten Freunden zugänglich. Außerordentlich freuten wir uns seiner hellen, kräftigen Gegenwart, seiner unerschütterlichen Denkart und seiner festen Zuversicht. Bernhardi, Wilhelm von Schütz und ich hielten uns treulich zu ihm. Fichte hatte viel von dem Königsberger Aufenthalt zu erzählen, unsre Ansichten und Urtheile über Ereignisse und Personen empfingen neues Licht. Unter andern brachte er die Zeitschrift Vesta mit, welche von ihm selbst anziehende Aufsätze über den Machiavelli enthielt, und uns in den Herausgebern von Schrötter und von Schenkendorf zwei eifrige Kämpfer kennen lehrte, von welchen die deutsche Sache sich noch manches versprechen durfte. Auch die Anfänge des nachher so berühmten Tugendbundes oder sittlich-wissenschaftlichen Vereins, wie er eigentlich hieß, lagen hier schon verknüpft, wurden aber in vorsichtiger Heimlichkeit nur dunkel angedeutet. Lebhafter und tagfreudiger strahlte uns ein Gedicht an, das Fichte gleichfalls mitgebracht hatte, und

mit seinem gewaltigen Nachdruck bedeutend vorlas. Es war eine dem russischen Kaiser bei seinem Einzuge in Königsberg gedruckt überreichte Ode, worin der Geist Friedrichs des Großen die tröstlichsten Verheißungen in den stärksten Bildern aussprach. Wenn wir Strophen hörten, wie diese:

„Doch trifft von niemals fehlendem Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferse Napoleon's,
Und wär er dreimal, wie sein frevelnd
Herz, in der Stygischen Fluth gebadet,"

so fühlten wir die zwiefachen Schauer der poetischen Macht und politischen Kühnheit, und sahen die Poesie, gleich einem Krieger zum Tode gerüstet, die wirklichsten und unmittelbar nächsten Gefahren muthig durchwandern. Denn der unglückliche Palm war um nicht Größeres erschossen worden, und Napoleon's Haß und Grimm sah in dem Feinde niemals einen Edeln, mit dem ein glimpflicheres Verfahren geboten sein könnte, sondern stets nur den gemeinen Gegner, dessen man sich rasch und kurz entledigt. Wir fragten begierig nach dem Verfasser und hörten, als solcher bekenne sich ohne Hehl der Geheime Ober-Finanzrath Stägemann in Königsberg, bisher nur als Dichter in Scherz- und Liebesgesängen bekannt, jetzt aber in höherem Schwunge sein glückliches Talent dem Vaterlande weihend, ein vortrefflicher Kopf, auch in Staatsgeschäften als solcher gerühmt. Wir riefen ihm Heil und Segen zu, und

gelobten es uns wechselweise, wer von uns die Gelegenheit haben würde, ihn persönlich zu sehen, solle zu ihm gehen, ihm von dieser begeisterten Stunde sagen, und ihm in unser Aller Namen für die Freude danken, die wir durch sein Gedicht empfunden. Wir nahmen übrigens Abschrift von diesem, und gaben ihm unter der Hand nah und fern möglichste Verbreitung.

Ein Kern wackrer Offiziere, die nur auf die Gelegenheit warteten, um für so viel erlittene und von ihnen selbst grade am wenigsten verdiente Schmach des preußischen Namens eine ruhmvolle Vergeltung zu nehmen, gestaltete sich unter den Einwirkungen des Tugendbundes immer fester, und in unserm Kreise konnte mir manches von diesem Streben nicht entgehen, ohne daß man mich unmittelbar aufzunehmen versuchte. Jede gute Gesinnung wurde herbeigezogen und befestigt, jeder gute Wille, jedes einst brauchbare Hülfsmittel sorgfältig wahrgenommen, dabei der Gang der großen Ereignisse aufmerksam beobachtet, und jeder Nachtheil des Feindes begierig hervorgehoben. Dieser vereinten, von so vielen Seiten mit unzerstörbarer Zuversicht und Beharrlichkeit fortgesetzten Arbeit, die in den engsten Schranken und mit den dürftigsten Mitteln gegen die Riesenmacht Napoleon's zu wirken unternahm, diesen im Stillen genährten und geweckten Kräften war es doch zu danken, daß die Flamme des Vaterlandes auch in der größten Verdunkelung nie ganz erlosch, und ihre vorbereiteten

Stoffe in der Folge sogleich erfassen konnte. Allein diese Eingeweihten und Entschlossenen waren verhältnißmäßig doch immer nur eine kleine Schaar aus den Tausenden von Offizieren, die durch Zertrümmerung des preußischen Heeres dienstlos in die Welt versprengt waren. Die wenigen Truppen, welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit in seinen Umständen noch behalten konnte, bedurften nicht des zehnten Theils der ehemaligen Offiziere, und waren für den Augenblick sogar überfüllt. Die große Menge mußte sich andre Auswege suchen, und es fehlte nicht an merkwürdigen Beispielen, was alles aus einem preußischen Offizier werden könne! Die meisten jedoch wollten oder mußten bei dem gewohnten Handwerke bleiben, und wenn auch die Schande, noch während des Krieges ohne Abschied als Meineidige in die Reihen des Feindes übergetreten zu sein, im Ganzen nur auf denjenigen ruhte, die das von dem Fürsten von Ysenburg für den Dienst Napoleon's aus preußischen Kriegsgefangenen errichtete Regiment bilden halfen, so war doch jetzt, nach geschlossenem Frieden, der Drang allgemein, wo nicht unter feindlichen, doch unter fremden Fahnen ein Unterkommen zu suchen. Geburt und Verhältnisse, seltener freie Wahl, führten eine beträchtliche Anzahl in den Dienst des neugegründeten Königreichs Westphalen; andre fanden Anstellung im Großherzogthum Berg, im Königreich Sachsen, im Herzogthum Warschau; die süddeutschen

Staaten, welche der Rheinbund zu größeren militairischen Anstrengungen nöthigte, nahmen gern aus der preußischen Pflanzschule, wo man Zucht und Fertigkeit einheimisch wußte, die eingeübten Exerziermeister und Dienstordner, deren sie bedurften. Besonders nach Baden und Würtemberg kamen in dieser Zeit manche Männer, die nachher dort ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Ich wüßte kaum, daß damals gleicherweise ein Zug nach Oesterreich stattgefunden hätte, eine vererbte Abneigung lieh diesem Lande in dem preußischen Sinne noch zu viel Feindliches, das erst ein paar Jahre später sich einigermaßen versöhnen wollte.

Wilhelm von Schütz war in dieser Zeit bemüht, ideale Erkenntnisse in Dichtung auszubilden, und wählte dafür unter andern die Form des antiken Drama's, die er aber unglücklicherweise nicht den ursprünglichen griechischen Vorbildern absah, sondern den ungenügendsten Uebersetzungen, und namentlich wurde der Sophokles von Ast sein Grund- und Hauptbuch. Die harte, verrenkte Sprache, den in genauer Nachahmung erstarrten Versbau, kurz alle zufälligen Gebrechen dieser einzelnen Uebersetzung, nahm er sich zum Muster, und arbeitete so mit Fleiß und Sorgfalt wahre Mißgebilde aus, die zwar wegen darüber schwebender Ideen den Geist im Allgemeinen wohl ansprachen, und insonderheit von Fichte und Bernhardi mit großer Zärtlichkeit aufgenommen wurden, auch durch viele glückliche Bilder und lebens-

reiche Ausdrücke ächten Dichtersinn bezeugten, aber doch als wahre Kunstgestalten in keiner Weise bestehen konnten. Die Tragödie Niobe war schon gedruckt, und sollte, wie im Vertrauen gesagt wurde, einen Strahl der Wissenschaftslehre in sich tragen, von dem man nun erwartete, ob und wie er in den Gemüthern leuchten würde. Schon aber war Schütz mit einer zweiten Tragödie dieser Art, die Gräfin von Gleichen, weit vorgerückt, und sogar schon mit einer dritten beschäftigt, wozu Charlotte Corday die Heldin war, und das Pariser Volk den antiken Chor vorstellte. Ich hatte gleich gegen diese Richtung vieles einzuwenden, besonders auch gegen die metrische Bearbeitung und prosodische Willkür. Da jedoch Schütz, wenn er vom Lande auf kurze Zeit zur Stadt kam, ganz von diesen Dingen erfüllt, und mit dem schönstem Feuer seines damals noch jugendlichen Strebens darin thätig war, die Freunde zu heitrer Theilnahme stimmte, und zu mannigfachen Verhandlungen, die niemals unangenehm wurden, den besten Anlaß gab, so hatten wir von seiner verfehlten Arbeit dennoch günstigen Eindruck und erwünschten Ertrag. Seinen kleineren Gedichten, Romanzen und Liedern, konnten wir dagegen größtentheils unsern vollen Beifall widmen, denn obgleich er auch hier die Poesie, bisweilen als bloßes Gefäß eines mystischen Inhalts gebrauchen wollte, so wurde ihm doch gegen die Absicht meist freie Poesie daraus, nur konnte er sich von der Sprach-

quälerei, die ihm der Ast'sche Sophokles angethan hatte, nie ganz erholen.

Der Zustand von Berlin wurde indeß täglich trauriger, immer mehr Menschen sahen ihre Einkünfte versiegen, ihre Nahrung knapper werden; die Kassen zahlten nicht, die ausgeliehenen Kapitalien brachten keine Zinsen, überall sah man ängstliche Verlegenheit und dringende Noth. Mir kam sehr leicht der Gedanke, daß ich dieser Trübsal durch einen raschen Entschluß völlig entgehen könne, daß meine Lebensplane mich eigentlich zu einer wirklichen Universität drängten, und daß ein andrer Ort mir in vieler Hinsicht zum Vortheil gereichen müßte; hiezu kam der lebhafte Wunsch, meinen hamburgischen Verhältnissen näher zu sein, und allen diesen Betrachtungen erschien die Universität Kiel, welche auch wegen ihrer medicinischen Lehrer sehr gerühmt wurde, am glücklichsten zu entsprechen. Als ich die Absicht aussprach, zum Winter dorthin zu reisen, vereinigten sich in Berlin alle Stimmen der Freunde, mir die Sache auszureden. Besonders wurde Schleiermacher ganz liebevoll, verhieß mir in kurzem eine Universität in Berlin, rühmte meine bisherige Beharrlichkeit, und meinte, wir hallische Vertriebene gehörten doch wesentlich zusammen, und müßten so lange als möglich vereinigt bleiben. Seine freundlichen Worte, die mir zugleich einen festen Anhalt neu zu eröffnen schienen, machten großen Eindruck auf mich, und hatten mich im Grunde gleich gewonnen, wiewohl

ich noch keine Zusage ertheilen wollte. Ich behielt mir vor, die völlige Entscheidung erst in Hamburg zu fassen, denn dorthin während der Ferien zu reisen, ließ ich mir nicht nehmen. Nennhausen lag von diesem Wege nicht zu sehr ab, Neumann wollte mich bis dahin auf einige Tage begleiten, während welcher ein ihm geschehener Antrag wegen einer Erzieherstelle zum Schlusse kommen sollte, und Chamisso, der nun doch ernstlicher seine Rückkehr nach Deutschland ankündigte, war schon angewiesen, zur festgesetzten Zeit bei Fouqué einzutreffen, um dann mit mir weiter nach Hamburg zu wallfahrten, wo man seiner als willkommenen Gastes schon harrte.

Ehe wir uns aufmachten, kam noch unerwartet Freund Harscher von Halle, vorzüglich in der Absicht, seinen geliebten Adolph Müller noch zu sehen, bevor derselbe in größere Ferne rückte. Sein Erscheinen verursachte mir die herzlichste Freude, konnte jedoch mein Vorhaben nicht stören, besonders da er selbst, auch im Falle er für den Winter seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen sich entschlösse, doch vorher nach Halle auf einige Zeit zurückkehren wollte, wohin auch Schleiermacher zu reisen gedachte, um seine Auswanderung von dort nach Berlin desto gründlicher abzumachen. Auch Wolf's Tochter sollte von Halle mitkommen, und noch andre Freunde und Freundinnen suchten der nunmehr zum verhaßten, aus preußischer, hessischer, braunschweigischer und hannöverscher Länderbeute errichteten

Königreiche Westphalen gehörigen, und ganz verwaiseten Stadt so viel als möglich zu entgehen. Harscher zeigte die größte Anhänglichkeit an den hallischen Kreis, und erklärte geradezu, daß er keine andre Heimath habe noch haben wolle, und bei Versetzung jenes Kreises nach Berlin nicht zurückbleiben werde. Jedoch wurden schon damals die Spuren eines Widerstreites merkbar, in welchem er die vertraulichste Innigkeit und die gespannteste Entfernung wechseln ließ, und beide fast zu gleicher Zeit hegen konnte. Seine krankhaften Zustände stimmten ihn sehr reizbar, er machte übertriebene Forderungen, und lauerte und rechnete argwöhnisch, ob und wie sie erfüllt würden, dann warf ihn der Mißmuth fast ganz auf sich selber zurück, und seine Vorsätze und Zusagen vernichteten und erneuerten sich nach den kleinsten Zufällen. Es war durchaus zweifelhaft, ob er, einmal nach Halle zurückgekehrt, nicht dort bleiben, und anstatt den lebensmuthigen Menschen auf neue Bahn zu folgen, nicht der düstern, abgestorbenen Oertlichkeit sich treu erweisen würde.

Im Anfange des Oktobers wanderten Neumann und ich nach Nennhausen, wo wir, ungeachtet französische Einquartierung das Schloß wie das Dorf belästigte, die beste Aufnahme fanden. Ich hatte bei Frau von Fouqué in der Zwischenzeit sehr gewonnen, und sie bezeigte mir gern die dankbare Neigung, die

ich mir durch streitbare Fürsorge für eines ihrer Bücher bei ihr verdient hatte.

Neumann und ich lebten mit Fouqué im schon gewohnten Stil unsrer freundschaftlichen und litterarischen Angelegenheiten, und lebten eigentlich nur mit ihm; wenig bekümmert um alles andre, was neben uns vorging. Auch fand ein wackrer Offizier und ehemaliger Kammerad Fouqué's, der Rittmeister von Welk sich ein, der bis zuletzt im Kriege mitgewesen, jetzt aber nach dem Frieden in Preußen kein Bleiben mehr fand, und als geborner Sachse fürerst in seine Heimath bei Meißen sich zurückzuziehen dachte. Als der wichtigste Gast aber, durch seine Verhältnisse wie durch seine Person zur ersten Rolle berechtigt, stand der französische Husarenoffizier vor Augen, der mit seiner Schwadron hier einquartiert lag. Er hieß Jules von Canouville, und war von altadeliger Herkunft, welches ihm nicht nur in Nennhausen, sondern auch im neuen Kaiserthum, das noch von Freiheit und Gleichheit getragen war, zu merklicher Begünstigung diente; er brannte leidenschaftlich für Napoleon's Sache, und setzte auf sie alle Hoffnungen seines Ehrgeizes; übrigens war er von kräftig schöner Jugend, ungestümer Lebhaftigkeit und leichtsinnigem Uebermuth. Man mußte ihm einige Ungezogenheiten schon verzeihen, um so mehr, als ihm nicht zu verdenken war, daß er sich aus dieser Einöde in die glänzende Hof- und Damenwelt von Paris wünschte,

und es als eine Art Ungnade bejammerte, daß man ihn, der als Ordonnanzoffizier Berthier's eigentlich diesem zu folgen Anspruch hatte, so lange beim Regimente ließ, wo es nichts mehr zu thun gab; seine Sehnsucht äußerte sich mit einer Ungeduld, die für seine Umgebung wenig Verbindliches hatte, aber freilich in seiner Lage natürlich war. Wir kamen aber leidlich genug mit ihm zurecht, und der Beziehung, daß wir Briefe aus Vertus und Saint-Menehould empfingen, und von dorther sogar einen Freund erwarteten, konnte er seine Theilnahme nicht versagen. Bernhardi's Traum, daß ich in Streit mit der französischen Einquartierung gerathen, erfüllte sich nicht; aber durch diese wurden wir doch des Aufenthalts früher überdrüssig, und waren herzlich froh, als endlich unser Aufbruch durch Chamisso's Ankunft sich festsetzen ließ.

Der Freund brachte aus der Heimath die neuesten Nachrichten, Ansichten und Stimmungen des kaiserlichen Frankreichs mit, von denen wir indeß wenig erbaut waren, und er selbst, wiewohl von manchen Eindrücken lebhaft angeregt und sogar befangen, wandte willig und entschlossen dem französischen Treiben den Rücken zu, um sich ganz und ausschließlich in das Leben deutscher Dichtung und Wissenschaft zu versenken, zufrieden wenn man ihm für seine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren sie als Krieger im sieggewohnten Heere theilhaftig waren. In Fouqué, Chamisso und Canou-

ville fanden sich die Franzosen der verschiedensten Epochen und Richtungen hier beisammen, ein Réfugié, ein Emigrant und ein Kaisersoldat, deren gemeinsames Wesen alle Klüfte, welche durch Zeit und Welt zwischen sie eingeschoben lagen, noch immer leicht genug für den Augenblick überschwebte. Nach kurzem Beisammensein, da die Jahreszeit täglich mahnender wurde, ergriffen Chamisso und ich den Wanderstab, empfingen von Fouqué und Neumann, der am nächsten Tage nach Berlin zurückkehren wollte, noch das Geleit bis halbwege Rathenau, und erreichten mit zweien Märschen Perleberg und die Straße nach Hamburg, die wir, bald der Langsamkeit und des Ungemachs einer Fußreise in dieser Jahreszeit und Gegend überdrüßig, mit der Post vollends zurücklegten.

Hamburg 1807.

Die Herrschaft der Franzosen waltete auch hier mit verhaßter, unterdrückender Gewalt; ohne weitere Rechtfertigung und Anfrage, bloß weil es ihm so gefiel, hatte der französische Kaiser sich der Hansestädte bemächtigt, hielt sie besetzt, und ließ sie durch seine Prokonsuln drücken und aussaugen. Doch dem klugen und gewinnreichen Handelsgeiste waren die List und Gewandtheit der Napoleonischen Polizei nicht gewachsen, und jener fand Begünstigung, Nachsicht und Gewinntheilnehmer in denen selbst, welche mit den strengen Hem-

mungen und Bewachungen beauftragt waren. Mehr als irgend ein Vorgänger und Nachfolger wurde in dieser Hinsicht der Marschall Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo gerühmt und gepriesen, der gerade damals in dieser nordischen Gegend die von dem Kaiser verliehene Macht sehr mild und nachgiebig ausübte, und für die Sache der bedrängten Stadt und der Kaufleute nicht erst, wie so manche Andre, durch Eigennutz gewonnen werden durfte, sondern ihr durch freies Wohlwollen und heitere Gutmüthigkeit ursprünglich geneigt war. Was aber die Macht und den Umfang der französischen Obergewalt diesmal hier uns zum anregendsten und unerschöpflichen Reize bezeichnete, war die Anwesenheit spanischer Truppen. Napoleon hatte bei dem ungeheuern Bedarf und den wichtigen Rücksichten seiner wechselnden Kriegszüge auch diese Verbündeten aus der abgeschlossenen Heimath auf den Schauplatz der Ereignisse herangebracht, und Spanier fanden sich, zu ihrer eignen Verwunderung, an die Ufer der Elbe und bis zu den Küsten der Ost- und Nordsee verschlagen. Gegen 20,000 Mann, unter Anführung des Marquez de la Romana, erstreckten sich durch Holstein und Schleswig bis nach Jütland und auf die Inseln Fühnen und Seeland hinüber, wo sie zum Schutze Dänemarks gegen die Unternehmungen der Engländer dienen sollten. Das Hauptquartier aber war in Hamburg, und einige Regimenter, sowohl Fußvolk als Rei-

terei, lagen ebenfalls dort: Nichts war merkwürdiger und eigenthümlicher, als diese Truppen. Einige Kompanien Grenadiere, welche gewöhnlich die Ehrenwache bei dem Hôtel des französischen Marschalls versahen, konnten im Sinne jedes Militairs für schön und prächtig gelten. Im Ganzen aber mußte man die Vorstellungen, die man sich von andern Truppenanschauungen gebildet, zum Theil fallen lassen, und die Spanier nach einem, ihnen eignen Maßstabe würdigen. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus jedem Einzelnen kühn und drohend hervor, an der Tapferkeit dieser Leute ließ ihr Anblick nicht zweifeln, und dennoch mußte man sich gestehen, daß diese Truppe sich neben Franzosen und Deutschen, oder gar gegen sie, auf dem Kriegsfelde schwerlich vortheilhaft bewähren würde; denn schon auf dem Exerzierplatze gab ihre Langsamkeit und Umständlichkeit im Handhaben der Waffen, wie ihr geringes Geschick in Feldbewegungen, zu manchem Scherz und Spott Gelegenheit. Auch ihre Ordnung und Zucht, sowohl in als außer dem Dienste, schien weniger das Ergebniß einer strengen Einrichtung, als vielmehr der freiwilligen Art eines jeden, der sich bequem und lässig einer militärischen Gewöhnung fügte, die einmal vorhanden war. Und hinwieder mußte man die gravitätische Würde, die stolze, selbstständige Haltung, und das folgerecht durchgeführte strenge Benehmen staunend bewundern, wodurch dieses Militair sogar die spöttischen

Franzosen und die pedantischen Deutschen zu ehrender Hochachtung nöthigte. Gewiß ist es, daß die gemeinen Spanier, einzeln oder geschaart, bei seltsamer und oft mangelhafter Ausrüstung und Bekleidung, immer den gleichmäßigen Eindruck von vornehmen Leuten machten, sie schienen Alle von Adel, auch im niedrigsten Zustande sich bewußt, der besten Verhältnisse werth und fähig zu sein. Wirklich ertrugen sie mit großem Anstand und vollkommener Fassung das tiefe Mißgeschick, in welchem sie sich befangen fühlten, denn sie verhehlten es nicht, daß es ihnen eine Schmach sei, nach der Laune eines fremden Herrschers, den sie haßten, wie sie seine Nation verachteten, so in der Welt umherzuziehen, und ihre Unterwürfigkeit zur Schau zu tragen. Mit hohem Antheil sahen wir diese edlen südlichen Naturen voll Ernst und Feuer, von denen früher nur vereinzelte Beispiele uns genügen mußten, jetzt in solcher Vielheit und Masse als eine wandelnde Poesie vor unsern Augen, mit Entzücken horchten wir den Klängen der herrlichen Sprache, die auf den Straßen von allen Seiten uns zutönte, und nicht selten die gemeinste Oertlichkeit durch Guitarrenspiel und Gesang veredelten, die unsrer berauschten Einbildungskraft in dieser Art nur in Granada und Sevilla möglich geschienen hatten. Der romantische Zauber dieses spanischen Lebens wirkte nicht auf uns allein, auch die Franzosen empfanden ihn, und wichen gleichsam staunend und betroffen vor ihm zurück, der

roheste Hamburger sprach ihn durch Wort und That aus. Die Theilnahme und Vorliebe für die Spanier, die Achtung und Verehrung für ihre Nationalität, die Sorgen und Wünsche für ihr Wohlergehn, waren allgemein, und in dem erzprotestantischen Hamburg wurden diesmal sogar die häufigen Zeugnisse eines strengkatholischen Kirchendienstes, der sich mit dem militairischen Dienste verflochten hatte, weder angefeindet noch verspottet.

Wirklich aber betrugen sich diese Fremden auch höchst musterhaft, und ganz im Gegensatz der Franzosen. Stolz, mäßig, ehrbar, schien auch der gemeine Soldat nur dahin zu streben, seinem Wirthe so wenig als möglich zur Last zu fallen. Größere Unordnungen fielen beinahe gar nicht vor, leidenschaftliche Aufwallungen wurden durch ein ehrendes Wort leicht in Güte beigelegt. Musik und Gesang waren in jedem Hause willkommenes Vergnügen. Wo nähere Verständigung eintrat, fand sogleich ein politisches Vertrauen Nahrung, man erkannte sich als gleichgesinnt und verbündet im Hasse gegen die Franzosen. War die Gelegenheit günstig für noch engere Vertraulichkeit, so wurden auch dann die erwünschtesten Eigenschaften nicht vermißt, und die stille Gluth und der feste Eifer des Spaniers trug über die einnehmende Leichtfertigkeit des Franzosen meist den Sieg davon. Man sah nicht wenige Gestalten und Gesichter von vollkommener männlicher Schönheit. Unter den Offizieren fanden sich Männer

von größter Auszeichnung des Betragens, und der Marquez de la Romana, welcher im Buchladen von Perthes bei dem ersten Besuch eine Auswahl griechischer und römischer Autoren eifrig angekauft hatte, vereinigte mit der feinsten Weltbildung und edelsten Herzensgüte sogar eine seltene Gelehrsamkeit.

Doktor Veit, Perthes, von Reinhold und sein Freund Doktor Georg Kerner bezeigten uns die freundlichste Zuvorkommenheit, und gaben uns wirksamen persönlichen Eindruck, dem wir gern folgten. Die liebevollste Beeiferung aber hatte für uns der wackre Gurlitt, der uns auch nicht erließ, eine feierliche Mahlzeit bei ihm einzunehmen, und uns auf gut hamburgisch durch eine zahlreiche und ausgedehnte Gasterei ehren wollte. Zur größern Freiheit für Zeit und Stimmung hatte er den Abend gewählt, und über zwanzig Personen fanden sich nach und nach ein, brave Männer vom Schulfach, einige Prediger, Aerzte, auch vom Kaufmannsstande ein paar Mitglieder, und nachbarliche Beamte oder Gutsbesitzer aus Holstein; die behaglichste Einrichtung und die geschmackvollste Bewirthung wetteiferten mit einander, und nachdem man sich als gleichgestimmt oder sinnverwandt leicht erkannt hatte, löste das Gespräch sich aller Fesseln, und nahm die freieste Wendung, ohne je aufzuhören gehaltvoll zu sein. Die Gelehrsamkeit bot aus ihren unerschöpflichen Schätzen die feinsten Züge, die witzigsten Anspielungen dar, man erfuhr die

bedeutendsten Sachen mit der alten Welt, das lebendige Interesse der neuen aber drängte sich immer dazwischen, und ließ keine Pedanterie aufkommen. Gurlitt und der alte Biesterfeld freuten sich an mir als ihrem ehemaligen Schüler und der von ihnen ausgegangenen, wohlgelungenen Wirkung. Besonderes Interesse und Gefallen aber hatte Gurlitt an Chamisso's Deutschheit, über deren Grund und Art er in steter Verwunderung blieb, und dessen frische Nachrichten aus Frankreich und eigenthümliche politische Ansicht einen außerordentlichen Reiz für diese Männer hatte, welche nur gar zu sehr fühlten, daß auch dem geistigen Grund ihres Lebens, dem innern Wesen ihrer Thätigkeit, so gut wie der äußern Gestalt ihres Bürgerthums, mit jedem Tage bedenklicher die Eingriffe der fremden Herrschergewalt nahten. Daß dieser Franzose den Aeußerungen in Betreff des Kaiser Napoleon keine Rücksicht auferlege, wagte man nicht sogleich vorauszusetzen, sondern versuchte sich anfangs in allerlei Wendungen, bis man mit frohem Staunen gewahr wurde, man könne mit gutem Vertrauen darin weiter und weiter gehen. Damit in dieser Hinsicht gar kein Zweifel mehr bliebe, mußte Chamisso selber mich auffordern, die Ode von Stägemann vorzulesen, worin der Untergang der Napoleonischen Macht durch Preußen und Rußland geweissaget worden, und die ich in seiner Abschrift bei mir führte. Der Eindruck war unbeschreiblich, man bewunderte und

jauchzte, und trank in den besten Weinen wiederholt die Gesundheit des kühnen Dichters. Chamisso seinerseits fing dann auch eigne Gedichte zu deklamiren an, und nun sollte er umständlich sagen, wie er zu seinen deutschen Studien gelangt und durch welche Hülfsmittel er darin fortgeschritten sei. Man nahm an seinen Lebensgeschicken, an seiner Person und Eigenart den lebhaftesten Antheil, und Gurlitt insbesondere schien von fürsorglichen Gesinnungen erfüllt und bewegt. Während er nun mit Zärtlichkeit dem eben so lieben als außerordentlichen Gaste horchte und zusprach, war dieser in das Hersagen von Versen schon verfangen, und zwischen die Antworten, die er zu geben hatte, flocht er gelegentlich die allbekannten Worte ein:

„Habe nun ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt mit heißem Bemühn."

Mit steigendem Pathos vorgetragen machte dies gute Wirkung, und das Gedächtniß hätte ihn gewiß noch eine weite Strecke so fortfahren lassen, als der liebe Gurlitt, in seinen Alten so trefflich zu Hause, und auch in den Neuern sonst belesen genug, nur gerade mit dem unkorrekten Neusten nicht vertraut, die ganze Tirade für ein persönliches Bekenntniß aufnehmend, verwundert und antheilvoll mit fast gleichem Pathos, indem er sich mit erhobenen Armen hinüberneigte, den

Deklamator eilig anrief: „O was! das haben Sie..?“ und ihm damit plötzlich den Strom der Rede im offnen Munde stocken machte. Eine allgemeine Stille trat auf einen Augenblick ein, Chamisso war wirklich aus aller Fassung und sah bald Gurlitt, bald mich an, sein Lachen kaum hinunterwürgend, und ich selbst hatte alle Mühe, mit guter Art zuerst den lieben Alten zu bedeuten, jene Worte seien der Anfang von Goethe's Faust, und worauf ich sie einige Zeilen weiter führte, da es ja schiene, so sagte ich, als lasse das Gedächtniß meines Freundes ihn im Stich. So hatte der grundgelehrte Mann zuletzt noch eine zwar sehr verzeihliche Unwissenheit bloßgeben müssen, die ihm aber doch empfindlich blieb, wiewohl bei weitem nicht in dem Maße, als wenn seine Mißkennung irgend einen Spruch aus dem Horaz oder Virgil betroffen hätte! Wir haben des reichbelebten, bis tief in die Nacht hinein fortgesetzten Gastmahls seitdem noch oft mit frohem und dankbarem Sinne gedacht, und uns dabei immer des drolligen Vorganges gern erinnert, der unsrer Verehrung und Zuneigung für den würdigen und theuern Lehrer nicht im geringsten schaden konnte.

Der Aufenthalt in Hamburg hatte mich im Ganzen wohlthätig erquickt und gestärkt, meinen Muth und meine Vorsätze befestigt, und mir wurde in der heitern Gemüthsstimmung der heranrückende Abschied minder schmerzlich. Wir fuhren unter Freuden- und Segens-

wünschen ab, hüllten uns gegen das einbrechende Winterwetter in unsre guten Mäntel, und harrten die langsame Postreise, die uns nach Berlin zurückführte, geduldig aus. Ueberall wo wir durchkamen, sahen wir französische Truppen und Verwaltungen zum Ueberwintern in das bedrückte Land ausgetheilt; ein trauriger Anblick, der dadurch nicht besser wurde, daß auch die Franzosen dieses Loos ihrerseits gar nicht beneidenswerth fanden, wie uns die Resignirtesten noch im vergeblichen Grimm eifrig betheuerten.

Berlin.

Eine neue Lebensreihe begann, und für mich ganz ungewöhnlich unter eigenthümlichem Unbehagen, da bisher fast immer bei jedem Abschnitte frohe Stimmung und günstiges Ereigniß mich getragen hatten. Auch half es nichts, daß ich jenes Gefühl mir verläugnen, seine Wirkung durch Fleiß und Geistesmacht aufheben wollte, von allen Seiten häufte sich mir eine besondre Widrigkeit, die denn auch nur allzu schnell in mancherlei Mißhelligkeiten sich entladete. Vieles davon lag allerdings in meiner Gemüthsart, deren Anlage und Triebe sich in voller Freiheit bewegen durften, anderes aber in meinen Verhältnissen, welche aus Ueberreifem und Unreifem zusammengesetzt, außer allem Gleichgewichte schwankten, und indem sie dieses suchten, bald nach oben bald nach unten übermäßig anschlugen. Das

Meiste jedoch muß ich dem allgemeinen Zustande anrechnen, der unwiderstehlich den Einzelnen ergriff, wie er die Gesammtheit ergriffen hatte; wohin man blickte, sah man Störung, Zerrissenheit, nach allen Richtungen nur ungewisse Zukunft, den politischen Kräften widerstrebten vergebens die geselligen und geistigen, sie mußten es fühlen, daß der bürgerliche Boden, der sie trug, erschüttert war. Daß die Universität Halle niedergeworfen blieb, war vielleicht für keinen Menschen ein so großer Verlust, als eben für mich; dort hätte sich mir in geordneter maßvoller Lebenshaltung und richtig umschränkter Bahn alles vereint, dessen ich bedurfte, und das ich nun in dem großen Weltwirrniß mit weitgreifenden und eifrig geschäftigen Mühen doch nur vergebens wieder zusammenzufassen trachtete. Denn auch für die Wissenschaften fehlte jede Einheit und Zusammenstimmung, sie boten sich keiner Uebersicht mehr dar in nothwendig erachteten und doch der Auswahl freigestellten Lehrgängen, die Lehrer bildeten keine Gruppen mehr, noch weniger die Schüler; jeder ging nach Zufall dem augenblicklichen Gewinne nach, wie der Tag ihn geben wollte. Denn, wie locker auch das Band sein mag, welches die verschiedenartigsten, einander entlegensten Disciplinen, und, in den gleichartigen oder einander naheliegenden, die selten befreundeten und einstimmigen Lehrer auf unsern Universitäten zu verbinden pflegt, so gewährt doch schon der Rahmen, der

alles dieses, wenn auch scheinbar willkürlich und gewaltsam, gleich dem eines Landschaftsbildes, zusammenhält, einen sichern und beruhigenden Abschluß. Hierin helfen die Mitstudirenden ebenso, und in vielen Fällen mehr noch, als die Lehrer, und der Blick auf deren Zahl und Kraft ist dem Studenten nicht weniger belebend und ermuthigend bei seinen Anläufen, als dem Soldaten, der zum Sturme vorschreitet, das Anschauen der Schaaren, die unter namhaften Führern zu gleichem Werke vorangehen oder nachfolgen. Aber mir fehlte in diesem Zeitraume durchaus jedes Vorbild, welchem ich hätte nachstreben, das mir hätte ein Beispiel sein können. Die tiefe, erst heimliche, dann mehr und mehr sich offenbarende Verstimmung und Unlust, welche die Folge aller dieser Zustände war, wurde nur allzu schnell ein mitwirkender Theil derselben, und half sie in dem gegebenen Kreise noch mehr hervorbringen.

Ich sah Fichte'n bisweilen, ich sah Wolf, und hielt mit Bernhardi und mit Wilhelm von Schütz fleißige Gemeinschaft. Des letztern Trauerspiel, der Graf und die Gräfin von Gleichen, mir vom Entstehen her durch fortrückende Mittheilung schon vertraut, war jetzt im Druck erschienen, und gab mir zu mancherlei, dem Autor nicht willkommenen Aeußerungen Anlaß, die ich, um sie gegen lebhaften Einspruch besser zu vertheidigen, schriftlich zusammenfaßte, woraus die nachher in der Jenaischen Litteraturzeitung abgedruckte Recension wurde,

welche Bernhardi, der als Mitarbeiter oft um Beiträge gemahnt wurde, dorthin abschickte und mit Hülfe einer aufdringlichen Täuschung einschwärzte, indem er die Buchstaben rnha zur Bezeichnung wählte, welche der Redaktion als der Kern seines Namens unbedenklich einleuchteten, während sie doch eben so, was den grammatischen Grübeleien dieses auch gar gern spielenden Sprachgeistes nicht entgangen war, den Kern meines Namens bildeten, den sie diesmal auch allein zu bedeuten hatten, welchen aber, als den eines Fremden und Unaufgeforderten, niemand rathen konnte. Die Redaktion war in der Folge, als sich der kleine Streich entdeckte, sehr ungehalten gegen Bernhardi, und fand seine Ausrede unzulänglich, mir aber verschloß sie mit der mißbrauchten Hinterthüre nun auch das Hauptthor um desto sorgsamer. So hatte weder Schütz, dem ich drastisches Talent absprach und nur lyrisches Wesen in diesen angeblich dramatischen Formen zugestand, noch ich selbst, der sich jener kritischen Anstalt schlecht empfohlen hatte, und am wenigsten Bernhardi, dessen Verbindung dort seitdem völlig aufhörte, von diesem Versuche viel Vergnügen, und sogar das Honorar für die wenigen Blätter sollte in der Aufrechnung einiger Rückstände durch die bloße Ziffer verzehrt werden! An sonstigen kritischen Aufsätzen, z. B. über den Simplicissimus, an Gedichten, Uebersetzungen aus dem Griechischen, Entwürfen und Bruchstücken zu größeren Arbeiten, bracht' ich

in dieser Zeit zu Papier, was mir nicht bewahrt geblieben ist.

Heiterer und kräftiger ließ unser Treiben sich an, als im December Schleiermacher mit seiner Schwester und der Tochter Wolf's von Halle zurückkehrte, um nun, möge es werden wie es wolle, sich ganz in Berlin festzusetzen. Im Januar **1808** folgte auch Harscher endlich nach, begleitet von Wilhelm von Willisen, einem neuen Freunde, den er in Briefen schon genannt hatte.

Fichte begann im December seine Vorträge, und ich verfehlte nicht, ihnen beizuwohnen, die in dem runden Saale des Akademiegebäudes vor einer zahlreichen Versammlung von Herren und Frauen gehalten wurden. Der treffliche Mann sprach mit kräftiger Begeisterung dem gebeugten und irr gewordenen Vaterlandssinne Muth und Vertrauen zu, schilderte ihm die Größe der Vorzüge, die sich der Deutsche durch Unachtsamkeit und Entartung habe rauben lassen, die er aber gleichwohl jeden Augenblick als sein unveräußerliches Eigenthum wieder ergreifen könne, ja solle und müsse, und wies dafür als das wahre, einzige und unfehlbare Hülfsmittel eine von Grund aus neu zu gestaltende und folgerecht durchzuführende Volkserziehung an. Sein strenger Geist ging auf vollständige Umschaffung unsrer Zustände aus, wobei er nichts weiter verlangte, als daß überall das Wesentliche im Sittlichen wie im Geistigen gefördert und ausgebildet, das Scheinsame und Hohle dagegen

aufgegeben und seinem eignen Absterben überlassen würde, dann, meinte er, werde sich ohne gewaltsame Umkehr, durch bloße Entwicklung, aus dem Vorhandenen und Bestehenden die ganze Kraft und Herrlichkeit, deren die Nation seufzend entbehre, unmerklich und unverhinderlich von selbst hervorbilden. Dabei war er billig genug, seiner sonstigen Art entgegen, welche sogleich alles oder nichts gegen einander stellte, auch jeden geringsten Keim des neuen Lebens, jeden theilweisen noch so kleinen Anfang der gebotenen Entwicklung dankbar aufzunehmen und schon mit solchem fürerst begnügt sein zu wollen. Sein geistig bedeutendes, mit aller Kraft der innigsten und redlichsten Ueberzeugung mächtig ausgesprochenes Wort wirkte besonders auch durch den außerordentlichen Muth, mit welchem ein deutscher Professor im Angesicht der französischen Kriegsgewalt, deren Gegenwart durch die Trommeln vorbeiziehender Truppen mehrmals dem Vortrag unmittelbar hemmend und aufdringlich mahnend wurde, die von dem Feinde umgeworfene und niedergehaltene Fahne deutschen Volksthums aufpflanzte, und ein Prinzip verkündigte, welches in seiner Entfaltung den fremden Gewalthabern den Sieg wieder entreißen und ihre Macht vernichten sollte. Der Gedanke an das Schicksal des Buchhändles Palm war noch ganz lebendig, und machte manches Herz für den unerschrockenen Mann zittern, dessen Freiheit und Leben an jedem seiner Worte wie an einem Faden hing, und

der durch die von vielen Seiten an ihn gelangenden Warnungen, durch die Bedenklichkeiten der preußischen Unterbehörden, welche Verdruß und Schaden für sich von den Franzosen befürchteten, so wenig wie selbst durch den Anblick eingedrungener französischer Besucher, sich in dem begonnenen Werke stören ließ. Man konnte sie nicht ohne Ergriffensein und Begeisterung anhören, diese Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerschaft hinaus sich als Reden an die deutsche Nation erklärten, als solche weit und tief gewirkt und seitdem stets als eine der frühesten und stärksten Erregungen der volksthümlichen Ansprüche und Betriebe in Deutschland gegolten haben. Merkwürdig ist es, daß dieses Werk bei seiner bedeutenden Verbreitung und Wirksamkeit dennoch seinen unmittelbaren Absichten und Vorschlägen keinen Eingang gewonnen hat; nirgends ist auch nur ein Versuch gemacht worden, solche Volkserziehung einzuführen, und wenn einige Schüler Fichte's späterhin eine Erziehungsanstalt in seinem Sinne zu gründen suchten, so hat dieselbe doch gar bald, indem sie sich den gewöhnlichen Anforderungen des Tages mehr und mehr bequemte, die besondern Eigenthümlichkeiten, worin sie dem Geiste des verehrten Meisters zu huldigen glaubte, wieder abstreifen müssen. Von meinen nähern Freunden hörten nur Bernhardi und Schütz diese Vorlesungen; die andern hielten sich davon zurück. Daß Harscher, der Fichte'n noch gar nicht gehört und

gesehen hatte, diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ, war unverzeihlich; aber Schleiermacher wirkte dabei wenigstens mittelbar ein, er zeigte bei jedem Anlasse nur Abneigung gegen Fichte, spöttelte gern über dessen Beginnen, und es reizte ihn weniges so auf, als wenn man Fichte's Geist und Richtung anrühmte. Unter den Zuhörern fand sich Ludwig Robert, mit dem ich die fast abgebrochene Bekanntschaft erneuerte, auch seine Schwester Rahel sah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erscheinung die lebhafteste Aufmerksamkeit, wobei doch ein so nah und leicht unter solchen Umständen sich ereignendes Anknüpfen des Gesprächs diesmal durch Eigensinn des Zufalls unterbleiben sollte.

Ich hörte die Vorlesungen Schleiermacher's über Ethik mit großem Eifer, fand aber nicht die Befriedigung, die ich, besonders nach Harscher's Anpreisungen, der in diesen mehr sinnreichen als tiefen Schematen lebte und webte, und mit ihnen überall herumleuchtete, hatte erwarten dürfen. Das Nachschreiben, womit ich mich quälte, ermüdete mich vollends, ich gab dieses sehr bald, und allmählig auch selber die Vorlesungen auf, welches mir freilich in dem ganzen Kreise nicht zur Empfehlung gereichte. Ueberhaupt regte sich in dieser Zeit zwischen uns viel Absonderndes und Entzweiendes. Eine ziemlich gleichartige, in Zahl der Personen nicht allzu beschränkte und doch gewissermaßen abgeschlossene

Gesellschaft bildet alsbald ein Gemeingut von Urtheilen, Empfindungsweisen, Formen und Scherzen des Umgangs, woraus jeder seinen täglichen Bedarf ohne Anstrengung nehmen und mit fast unfehlbarem Erfolge verbrauchen kann. Dieses Kotteriewesen, welches so bequem, aber auch so gefährlich ist, weil es den Geist des Einzelnen fast entbehrlich macht, die Eigenthümlichkeit auflöst, und die Stelle nicht einmal, wie doch das Leben in der großen vornehmen Welt noch thut, wenigstens leer läßt, sondern sogleich mit Geringem auszufüllen sucht, dieser beschleichende Anhauch wurde uns durch Frische der Studien, durch unruhige Jugendkraft, und selbst durch den allgemein ausgebreiteten Ernst der Weltverhältnisse größtentheils abgewehrt; einiges aber quoll dennoch wie durch Ritzen und Spalten in unsrer Mitte hervor, und bethörte uns zu ernstlich-thuendem Spiel. Dieses streifte nahe an heftiger Entzweiung hin, denn wir hielten eifersüchtig darauf, jede Zumuthung, die den Schein einer Autorität haben konnte, schnöde zurückzuweisen. So zerstörten wir das Kotterieartige wieder, indem wir es bildeten, und Schleiermacher, der von jeher einen großen Hang gehabt, in unergiebigen Gewohnheitsübungen sich bequem zu ergehen, fand sich in seinem Behagen durch uns oft mißmuthig aufgestört. Doch zu guter Letzt, ehe sie völlig verschwand, erhob sich noch Einmal seine ganze Freundlichkeit und Heiterkeit gegen mich, indem er aus seiner Weise fast in die meinige

überging, und die Blüthe dieser Stimmung mußte sogar ein Gedicht an mich sein! Da ein Gedicht von Schleiermacher an mich jedenfalls etwas Phänomenhaftes ist, so muß ich diese Zeilen hier wohl mittheilen. Der Anlaß war folgender: Ich hatte scherzend erklärt, ich würde für die jungen Damen nichts mehr ausschneiden, wenn sie nicht meine Bildchen durch Gegengeschenke erwiederten, wozu sie durch allerlei kleine Handarbeiten leicht Rath finden könnten. Die Forderung galt für höchst anmassend, und sollte durch einen empfindlichen Streich gerügt werden, wobei Schleiermacher die Worte zu liefern übernahm. Sie geriethen ihm aber ganz über Erwartung angenehm und schmeichelhaft. Ich empfing nämlich an meinem nächsten Geburtstage von unbekannter Hand ein Kästchen, bei dessen Eröffnung mir zuerst ein Blatt Papier in's Auge fiel, zierlich beschrieben, Verse, die also lauteten:

An Varnhagen.

Zum 21. Februar 1808.

Dichter lassen gern sich schenken,
Freun sich schöner Angedenken,
Wollen ausgezeichnet sein;
Drum empfange heut die Gaben,
Welche wir bereitet haben,
Freundlich so gedenkend dein.

Du verachtest nicht das Kleine,
Liebst vielmehr das Zierlichfeine,

Drum ist klein, was wir gesandt? —
Handschuh erst, daß sie nicht leidet,
Die so sauber mahlt und schneidet,
Deine kunsterfahrne Hand.

Deine Stimme zart und süße,
Daß nicht für den Kopf sie büße,
Sich ein Mützchen warm und schön!
Wärmend wird's auch dazu dienen,
Wenn die Muse dir erschienen,
Die Begeistrung zu erhöhn.

Auch ein Jäckchen zu der Mütze!
Glaube nur, es ist dir nütze
Bei den Abendstreiferein.
Heb' es auf für schlimmre Tage,
Mög' es von der Krankheit Plage,
Heilend dich sodann befrein!

Dichter sind ja arme Teufel,
Darum ist wohl sonder Zweifel
Dir die Börse groß genug. —
Um den Dank dir zu ersparen,
Sollst du nimmermehr erfahren,
Wer gespielt dir den Betrug. —

Die hier benannten Sachen lagen in der That alle zierlich gearbeitet vor Augen, doch überaus klein, zu keinerlei Gebrauch. Die Quelle dieses Muthwills konnte mir nicht zweifelhaft sein, die Geberinnen verrieth ihr Lachen, als ich von meinen empfangenen Geschenken erzählte, und ganz ernsthaft hinzufügte, ich sei schon

damit bekleidet; die List in Tieck's blondem Eckbert half hier glücklich; daß aber Schleiermacher zu dem Scherze mitgewirkt und so hübsche Verse dazu gemacht hatte, war denn doch ein auffallendes Zeugniß seiner mir freundlichen Gesinnung, die sich nur unter zufälligen kleinen Bitterkeiten bisher versteckt zu haben schien. Wirklich stellte sich auf einige Zeit ein besonders von seiner Seite zuvorkommenderes Vernehmen ein. Doch kam es zu keiner eigentlichen Erklärung, und die Annäherung hörte im Gedränge der Tageswogen bald wieder auf. Auch behielt der Schlußvers jenes Gedichts in so fern Recht, als die Urheberschaft nie ausdrücklich eingestanden wurde, wiewohl der Augenschein deutlich genug sprach, und auch das Gedicht noch heutiges Tages seinen Vater nicht verläugnen kann, weßhalb auch seine Aufbewahrung hier um so günstiger verziehen sein mag, da stets merkwürdig bleibt, zu sehen, was ein solcher Mann auf dergleichen verstohlenen Nebenwegen bisweilen glücklich erzielt! —

(Hier wäre, der Zeitfolge gemäß, der Abschnitt „Rahel, 1807" anzuschließen, der aber schon im zweiten Bande abgedruckt steht.)

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, Sonntag den **23**. Oktober **1808**. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harscher war verstimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu sehr, seine äußeren Ansprüche gegen seine inneren so weit zurückstehen zu finden, und einen Mann, mit dem er sich geistig auf gleicher Linie fühlte, nur als unscheinbarer Student zu begrüßen, dessen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert ist er mehr noch als ich, und seinen Wunsch, den Mann wie er leibt und lebt zu sehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgesprochen. Ich bin auch nur ein unscheinbarer Student, aber das ist mir eben recht, und so ging ich getrost hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich sogleich als Jean Pauls Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch

durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet, und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hindernissen" scherzhaft beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Litterarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durch-

aus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgend ein Vorstellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müllers Vorlesungen, über

Friedrich Schlegel, über Tieck, und Andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müllern gerühmt, daß der es verstehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegels Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel mit dem indischen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren, als in allem gelehrten Scharfsinne Schleiermachers, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch durchlassen wollte. Fichte, von dessen Reden an die deutsche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräusch französischer Trommeln, ich

ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entschiedenheit dieser Kraft ängstigte ihn, und er sagte, er könne diesen Autor nur noch gymnastisch lesen, mit dem Inhalte seiner Philosophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit seiner Frau allein. Auch dieser wußte ich von ihrer Vaterstadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältnisse und Personen hatte nach allem, was sie schon mit angehört, noch eine große Nachlese zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; sanft, fein, sittig, verband sie mit dem schönsten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Gesellschaftsgaben und freiere Welteinsicht, als Jean Paul zu haben schien. Sie wollte sich aber dem trefflichen Mann auch in dieser Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zusammen führten. Ihre drei Kinder sind schöne, liebliche, frische Geschöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, ist der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm sieht; in der That ist er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die starken Knochen und Sehnen seiner kleinen Arme mit Erstaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, sahen sehr lieblich aus, und zeigten, bei schon merkbarer Verschiedenheit der Anlagen, das gemeinsame Gute der Eltern unzweifelhaft.

Alle drei sind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachsen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und sie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zusammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich spät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlassen, um meinen Reisegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm essen würde; Harscher zu Jean Pauls Mittagstische mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend gesprächig und äußerst gutgelaunt verbreitete sich Jean Paul über die mannigfachsten Gegenstände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die bescheidene Frage, ob er sich ihrer noch erinnere? Sein Gesicht strahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein solches Wesen je vergessen?“ rief er lebhaft aus; „Das ist eine in ihrer Art einzige Person, ich bin ihr von Herzen gut gewesen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächst mit allem, was sonst in mir an Sinn und Verständniß zunimmt; sie ist die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoristische Frau!“ (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzosen an ihr so sehr als Natürlichkeit

preisen, ist in den meisten Fällen grade das, was wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenschaften ein. Als ich dieses Lob unterbrach, und ihn versicherte, aller Verstand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, seien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er sich nicht, sondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene seien aber ungeheuer groß. Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel, und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen werth, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und karakterisirt; was das für Augen wären, die so scharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, sähen! Als ich ihm sagte, wie viele Briefe ich von ihr besäße, nicht an mich geschriebene, sondern mir geschenkte, wurde er ganz neidisch; wenn ich in derselben Stadt mit ihm wohnte, sagte er, so müßte ich ihm wenigstens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger, fuhr er fort, sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu

sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheirathet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Werth messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe? Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. Als ich am Abend dies alles Harschern wiedererzählte, war auch dieser ganz benommen von der Macht solcher Aeußerungen, denen er sich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht selbst aufgebracht, wo er ihr nur zustimmen mußte, war sie ihm jedesmal schwer und fast peinlich.

Montag, den **24.** Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, stellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harscher behauptete, nothwendig Briefe schreiben zu müssen, und blieb unbeweglich im Wirthshause. Jean Paul war eben von einem Spaziergange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hause. Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß

dieses Gesprächs war der neuste Cotta'sche Damenkalender, worin Goethe's „pilgernde Thörin" und Jean Pauls „Traum einer Wahnwitzigen" stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasieen, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich an's Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Riesenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollsten aller Mährchenpoesie gehören, mußte ich nur um so mehr erstaunen, als ich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter diese Gebilde zuwachsen. Er hatte sich in dieser Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck be-

stimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren," und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fortsetzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche befolgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben, andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe.

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften. Jean Paul ist darin ein großer Meister; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung, liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung immer alles aufgeschrieben, so viel dies nur möglich war. Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geschickt in dieser Parthie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im „Werther" beschriebene

Gegenden und Landschaften, denen in der That die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vortheile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll, um eine Gegend dichterisch aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur **camera obscura** machen, und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei todter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italiänische Gegenden, letztere z. B. im „Titan," sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Oertlichkeit in den „Palingenesien" bis zum kleinsten Einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, gewesen. Mir schien eine tiefe Wahrheit in dieser Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizustimmen war; gilt für das Bild ein anderes Gesetz, als Messen und Aufzählen, so muß doch die Phantasie, um Bilder einer bestimmten Wirklichkeit hervorzurufen,

wenigstens ähnliche Bestandtheile stets als Gleichniß bereit haben. —

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen. Mir sind die politischen müssigen Verhandlungen sehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finstern, und alles ist meistentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im ersten Augenblick wissen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Gefluth unsichrer Nachrichten und schwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Karakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das

Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleons in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegenstehe. In diese abgelegene Provinz waren viele Thatsachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg sein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon hersagte, wobei er doch sorgsam warnte, dergleichen nur vorsichtig mitzutheilen und nicht schriftlich bei mir zu führen, und allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger schon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er selbst seiner Warnung, und wollte eine Abschrift haben. Nun drückten wir uns erst recht als gleichgesinnte Freunde die Hände, und tauschten rückhaltlos unsre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf sie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungswesen, für den Verfasser der „Levana" natürlich ein sehr ergiebiger Gegenstand. Er billigte fast alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und schloß endlich mit dem Satz,

daß man nur seine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieses Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es sagen, leistet er auf die vortrefflichste Weise, ich habe es in diesen zwei Tagen so gut erkannt, als ob es hundert gewesen wären. Die Kinder sind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und gesunder Stärke, entwickeln sich nach eigner Art, und für diese Eigenheit hat Jean Paul das leiseste Gefühl, die sorgsamste Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meintm letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hause gekommen, und nahm an dem letzten Gespräche einigen Antheil, entfernte sich aber bald wieder in häuslichen Geschäften. Die zwei jüngsten Kinder waren eingeschlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklassen, setzte mich daher zum Tisch, und begann einige Bildchen für sie auszuschneiden. Als Jean Paul diese kleine Kinderwelt aus Papier ziemlich schnell vor seinen Augen entstehen sah, wurde er selber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er seine Frau herbei, weckte seine Kinder auf, das dritte hatte sich schon an mich geschmiegt, und nun sollte ich umständlich von Allem Rechenschaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, sie behaupteten, ich sei das Christkindchen, das ihnen Geschenke bringe, und

auf die Bemerkung, ich sei aber doch schon so groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich sei ein großes Christkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, so daß es mir erst hiedurch auffiel. In solchen Gesprächen und Beschäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieser schönen, reinen Familie, die so herzlich gegen mich war, und mich schon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendessen, gegen meinen Vorsatz, denn ich hatte Harschern versprochen, nicht spät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreisen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul so traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderseitigen Zureden nicht widerstehen konnte. Bei dem artigen und schon süddeutsch reichlichen Mahle herrschte die beste Laune. Unter andern gab uns der Vorfall sehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen seiner — wie er sagte — herzlichsten Freunde geben wollte, es aber unterlassen mußte, weil er sich durchaus nicht auf dessen Namen besinnen konnte! Von ernsthafter Art hingegen waren die Gespräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit Einem Wort, über die sogenannte romantische Schule. Jean Paul hatte dieselbe in seiner „Vorschule der Aesthetik" gleichsam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geist; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zusammenhangs hegte er

fortwährend das tiefste Widerstreben. Besonders gegen Tieck war seine Stimmung jetzt von manchen Seiten sehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung seines Komischen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" sehe, einen andern Theil habe er seinen, Jean Pauls, Schriften nachgebildet, wie er ihm selber einst eingestanden; dann habe er viel von Shakespear angenommen; sein Ernsthaftes und Rührendes aber sei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die schönsten Anklänge der „Genoveva" — aus dem Mahler Müller geschöpft; die Kunstempfindsamkeit in den „Phantasieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerst komische Erzählung vom Schneider Tunelli sollte fast wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt sein. So kam es über Tieck hier fast zu einem ähnlichen **concursus creditorum**, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich diesem doch sehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegensetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller sei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck schon längst siegreich zurückgewiesen. Die Bambocciaden, so wußte ich von Bernhardi selbst, gingen zwar unter dessen Namen, rührten aber dem bessern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, sei von jeher den Dichtern erlaubt gewesen;

sie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, sobald eine neue Schöpfung dabei stattfinde, das letztere sei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einst mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge sich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantischen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der sei, von dem man sagen könne, er trage die Gottheit im Busen! Jean Paul wurde nachsinnend, es vergegenwärtigten sich ihm die Vorzüge, sein Herz neigte sich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und so geschah es bald, wie mir schon gestern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebnissen anlangte, als der Beginn hatte erwarten lassen; die Mißstimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verschwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher! —

Diese Biegsamkeit in Jean Pauls Urtheilen, diese Eingeschlossenheit in bestimmte Gedankenzüge, diese kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur seine grade Straße vor sich hinsehen lassen, diese augenblickliche Beschränkung und Einseitigkeit, alles dies hängt unstreitig mit seinen besten Eigenschaften zusammen, und

rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch seinem Wesen weniger schädlich ist, als sie es einem andern wäre, das sich mehr in eingreifendem Handeln und scharfem persönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit ist nur eine in ihm, nicht in der Welt, sie überschreitet das stille Gehege seiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus diesen Gesprächen mehr kennen, als die Personen, die er besprach. Es ist ein reiner edler Mensch, kein Falsch und kein Schmutz ist in seinem Leben, er ist ganz wie er schreibt, liebevoll, innig, stark und brav. Auch an persönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, so würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen schneller bei der Hand sein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in seinem Werthe so betrachtete und erwog, schlug mir plötzlich das Gewissen. Ich mußte an unsern Doppelroman, die „Versuche und Hindernisse", gedenken, und an die komische Figur, welche Jean Paul unter diesem seinen Namen und in seiner eigensten Manier darin spielt. Zwar hatte ich grade an dieser Figur den wenigsten Antheil, sie war, ihren besten und eindringendsten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitschuldig, und es kam mir wie eine Treulosigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu scheiden, ohne

ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm also die Entstehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch er selber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelassen an, freute sich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir besonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm davon zu sprechen. Er verstand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, gerade unsre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wisse recht gut, sagte er, daß die Soldaten Cäsars, die bei dessen Triumphzuge die bekannten Spottlieder sangen, darum doch die tapfersten und treusten blieben, auf die jener sich in Gefahr und Kampf am sichersten verlassen konnte. „Alles, alles aber, rief er aus, kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen ist! Das Aesthetische muß euch retten, ist das nicht gut, dann habt ihr auch das Moralische zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, so nehm' ich dieses auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns selber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geschont, sondern zu starken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So ist die Jugend, sagte er lachend, gilt es einen durch den Regen zu jagen, so scheut sie selber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn mitessen, werden die Gäste ja wohl auch das Vorgesetzte

noch hinunterbringen!“ Von Müller und Voß meinte er, sie würden sich doch sehr ärgern, die verständen nicht so Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meisters frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan! sagte er bedenklich, das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst!“ Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu stark als zu schwach aufgetragen, und freute mich schon, daß Jean Paul das Buch wenigstens nicht schlimmer finden würde, als er es sich jetzt vorgestellt. Wegen Goethe's suchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung. —

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand, und sagte: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist, so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!“ Er nahm ein Licht, und sagte gutnacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit, und in dem beider-

seitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. —

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Gespräch, dessen Gegenstand meist Jean Paul selbst war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältnisse, denen sie einen neuen Antheil widmete. Ich kam spät in unser Wirthshaus, und fand Harscher schon eingeschlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigsten Züge dieses Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerschöpflichste und willkommenste Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich schilderte und besprach, was alles er versäumt hatte! —

Während ich in Tübingen war, kam der sogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Besorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erschienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Pauls Hände. Noch am **20.** März **1809** richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plastik macht nicht bloß meinen Kindern, sondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieser Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei; — erstlich, daß

sie nicht zu ordentlichen künstlerischen Zwecken sich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei ihrer feinen, kleinen Handschrift. Haben sie denn so viel Augen als Argus, daß sie nach ein Paar weniger nicht fragen? — Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mitverschleudern. In unserm illitterarischen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünschte ihn sehr. Grüßen Sie Demoiselle Levin, mich könnte sie am besten grüßen lassen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Dieses Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oesterreich und Ungarn, nnd kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen neuen Umschwung erlitten, auch mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzusetzen, Verhältnisse und Richtungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch schwerer aufzutreiben gewesen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß sein

Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neuestes Buch, des Doktor „Katzenbergers Badereise", gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Arzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeort Mscheno befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann sah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von seinem keck verzerrten, aber dabei meisterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er sich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unsrer Freunde, welche später mit ihm in engere Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Versuche und Hindernisse" geäußert, vielleicht ist ihm das Buch selbst nie vorgekommen! Nicht zum ersten- noch letztenmale wäre das Druckenlassen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich gewesen, wo der öffentlich verborgene Gegenstand auf diese Weise am besten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden gesichert ist! —

Tübingen 1808, 1809.

Tübingen, Anfang Novembers **1808**. Da sind wir denn in Tübingen! Am **1.** spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Genüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal

muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuren Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir beide können es nicht! — Für mich ist das Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier gerade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige nnd widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie Deutsche erhalten! Soll man überhaupt in

solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedener Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, so fern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehn. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gut-

müthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungferstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe,

und in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei läugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honerar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthesilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, voraussehend, unerschrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich

glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen ist die Landschaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spaziergängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir dieses Stück Natur, wie genügend diesen beschränkten Umfang, könnten wir unser berlinisch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir schon mehrere Bekanntschaften gemacht. Ein

Mediziner, der nächstens als Arzt in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktische, streng auf sein Fach versessen, und wohlbeschlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unsrer annehmen, und uns mit dem Neste, wo er sich so gut hat flügge werden lassen, aussöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch schon willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit einem andern jungen Mann, mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unsres Lobes nicht, aber — es ist doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum ist vortrefflich, eine lebendige Darstellung, scharfsinnig, eindringlich belehrend; doch die Anstalt ist klein, erst im Entstehen, und er selbst wundert sich, daß Reil und andre solche Rathgeber uns hieher gewiesen haben. Indeß könnten wir sehr zweck-

mäßig unser Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle stehen, zaudern wir, erschrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unserm Beruf, an dieser Bahn wenigstens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeschnitten sind. Wir haben schon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harscher könnte noch eher sich in Studien einspinnen, seine Ideen können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußere Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet und verfrüht zugleich! Harscher nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in

diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch gibt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und läd't mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesien

schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz anderer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth.

Ich schicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied" und „die drei Lieder" gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Bekker sogar! keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen, und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er ist nicht nach unsrer norddeutschen

Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause, — der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier so wohlschmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittre Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe ans Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedlerzeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n selbst, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer,

und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch schon Kranke mit Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reis't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und man weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im

Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es ist nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück; in der Musik hat er sich die Maultrommel an-

geeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen, — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernst überall die dünnen Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckarthal verlassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einst mit denen von Tübingen

harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen Unheilsstifter an, die ehmals Freiheit mit Worten

verkündigt, in der That aber überall Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrschte diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen, einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinne, — die Zeitungen melden von einer Adresse an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt sei abzufassen. Ich habe hier, wie schon früher in Franken, die regste Theilnahme und ein festes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, dessen Unglücksfälle niemand als letzte Entscheidungen ansehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben

liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt Königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wiedergegeben würde, versetzte der Mann, unsre Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob! seufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Diese warme Theilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen; und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unsrer Rechnung der Kaiser Okta-

vianus wie ein bloßes Format als 8vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. — Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Besonders ist drr ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reichster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht nach diesem Lesen, besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerstag den 1. December 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanfte streichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig,

und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genaueste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche

Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn' ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf

den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und uns're Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach

Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen wie es uns erging.

Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln nud einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lukubration! —

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art.

Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränkten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem

Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich sah, wie sein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst aufs höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!" und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erschaudernd vor der Erinnerung, es sei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, sich eine

Gestalt, undeutlich gebildet, und sei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh gewesen, mit den Guitarrentönen seine Angst wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich so kalt, und alles umher licht und hell gewesen sei. Kein äußrer Umstand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloschen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten sich einander keine Rechenschaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks schwätze könne," sagte mir Kerner mehrmals, indem er seine Erzählung beschloß, die ihn selber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, sei so schrecklich gewesen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnsinnig werden können; vorher war er sehr lustig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er sich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geschichte nur als Krankheit angesehen wissen, und verwirft jede geistergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erscheinung sich nicht wegstreiten kann. Fast gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch sie wieder so lebhaft in sich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit eine sonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger

Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondscheinnacht versetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die sie zwar glücklich überstand, aber von der sie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei sie leicht ängstliche Anwandlungen hatte. So hatte sie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn sorgfältig untersucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer sehr zufrieden, weder Schuppen noch sonst etwas, das an Fisch erinnerte, zu finden. Der Grund dieser seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann Lust bekommen sich zu baden, unterdessen sei sie im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch herausgesprungen, und mit allen Kleidern wie sie war in's Wasser gegangen; da habe ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem

Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georgs aber, in die französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausscheiden

des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben habe ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den **29.** December **1808.** Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Göthe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um

ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weshalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein, oder dafür gehalten zu werden. Diese

Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht unrecht einmal, und diese Voraussetzung war die argloseste: aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühle mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt

schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinns wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohesten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die

Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach **10** Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen. —

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdessen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufsätze, und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser. —

Tübingen, Mitte Januars **1809**. Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche: die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, wer-

den schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei; Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichtersorten des hiesigen Platzes erschöpft. Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittelungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie

bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und Platon liest, der mit Wolf und und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstocks vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen

von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig sein

und bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen! —

Tübingen, Donnerstag den **16.** Februar **1809.** Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken schienen sich nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; feine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des

Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. Als ich hinausging, sah ich Küraße schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die französischen Büllelins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all meine Plane wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in

Deutschland aussehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege. —

(Hier wären, außer andern, noch nicht mittheilbaren Abschnitten, der Zeitfolge nach die beiden schon im zweiten Bande abgedruckten: „Die Schlacht von Wagram" und „Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg" einzuschalten.)

Steinfurt 1810, 1811.

Gegen das Geräusch und den Glanz des Pariser Aufenthalts machte die Einsamkeit und Stille, die wir beim Eintritt in Westphalen empfanden, den schneidendsten Gegensatz. Die ganze Beschaffenheit des Landes, die Art wie dasselbe bewohnt und bebaut wird, alles giebt ihm ein stilles, düstres Ansehn. Bewaldete Hügel beschränken den Blick, in der Fläche wechseln Sand und Wald, und Moor und Haide, zwischen denen sich Ackerfelder mühsam hervorarbeiten. Da es keine Dörfer gibt, sondern die Bauerhöfe vereinzelt liegen, und zwar meist abseits der Straße im Gebüsch versteckt, so scheint die Bevölkerung noch geringer, als sie wirklich ist. Wie abgesondert diese Leute von der übrigen Welt leben, ergab sich unter andern in der treuherzigen Neugier, mit der sie uns fragten, ob es denn wirklich wahr sei, was man erzähle, daß der Kaiser Napoleon seine erste Gemahlin verstoßen und zur zweiten eine Tochter des Kaisers Franz bekommen habe! Sie wollten es nicht

recht glauben, so wenig wie sie früher an die Siege der Franzosen hatten glauben mögen, bis die Einsetzung französischer Behörden begreiflich machte, daß das Münsterland wenigstens für jetzt der fremden Herrschaft unterworfen sei; doch zweifelte keiner, daß über kurz oder lang endlich dennoch Anton Viktor kommen und als Fürst in seine Rechte treten würde; dieser österreichische Erzherzog war nämlich noch zuletzt, als schon die Stürme der Zeit das Land ergriffen hatten, zum Fürstbischof von Münster gewählt worden, und das Volk hoffte auf ihn wie auf einen Verheißenen, und nannte seinen Namen öfter und bedeutsamer, als es vielleicht geschehen wäre, wenn er wirklich regiert hätte.

Im Frühjahr, als ich Steinfurt von Böhmen aus besuchte, hatte ich mir nicht träumen lassen, daß ich im Herbste wiederum dort einsprechen würde, und zwar von der entgegengesetzten Seite; mir war aber diese Wiederkehr nicht unlieb, und ich hoffte die Muße der nächsten Monate für mancherlei Arbeiten wohl anzuwenden.

Steinfurt, oder Burgsteinfurt, wie der Name eigentlich heißt, bis dahin der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, war jetzt ein französisches Städtchen, das seinen Maire hatte, dem die frühere Landesherrschaft eigentlich wie die übrigen Einwohner untergeordnet war. Allein die willkürliche Verfügung hatte die tausendfachen Sach- und Namensbezüge des auf Jahrhunderte gegrün-

deten frühern Zustandes so plötzlich nicht umwandeln können, dieser frühere Zustand war in allem, was das Oertliche betraf, nach wie vor in ungestörter Wirksamkeit, und für den Anschein keine Veränderung merklich, als daß die gräfliche Leib- und Schloßwache von 50 Mann, welche ehmals bewaffnet und von einem Hauptmann befehligt waren, jetzt ohne Waffen und ohne Offizier, aber doch in ihrer rothen Montur, ihren Dienst versahen.

Die gräfliche Familie bewohnte das dicht an der Stadt liegende, von dem kleinen Fluß Aa rings umgebene und ehmals wohlbefestigte Schloß, auf dessen einer Seite der große, prächtige, von dem regierenden Grafen mit eifriger Liebhaberei und ungeheuern Kosten angelegte, weit und breit berühmte Lustpark, Bagno genannt, sich über einen bedeutenden Raum erstreckte, der mit herrlichen großartigen Spazirgängen, See- und Waldstrecken, mächtigen Wasserfällen und Springbrunnen, aber auch mit Grotten, Tempeln, Sälen, Kiosken, Moscheen und so weiter, überall erfüllt war, und in letzterer Hinsicht den Geschmack einer vergangenen Zeit nicht allzu günstig darstellte. Alles war zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet, zu großen Festlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erscheinung kommen sollte; ein großer Saal war eigends für die Konzerte erbaut, welche von der Kapelle des Grafen aufgeführt

wurden, und in denen neben seinen wohlbesoldeten, aus Italien mit großen Kosten verschriebenen Kammersängern, auch er selbst bisweilen sich auf der Flöte hören ließ, die ihm zu solchem Behuf ein Edeldiener auf seidnem Kissen darzubieten hatte; es fehlte nicht an geräumigen Tanz- und Speisesälen, nicht an schicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorstellung anwesender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geschehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geschmückte Prachtschiffe bereit, um sowohl die Herrschaft und etwanige vornehme Gäste, als auch begleitende Janitscharenmusik, in langsamer Prunkfahrt umherzuführen; an andrer Stelle stieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengesetzte Bühnen bestiegen, und von da aus die bestellten Diener anwiesen, die mächtigen Figuren auf die bestimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Wasserfälle stürzten, und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Versailles kaum nachzustehen glauben. Der regierende Graf liebte nach alter Weise, durch solche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen so Staunenswerthes möglich war, und er selber fühlte sich so sehr als Mittelpunkt eigner Selbstständigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derselben fast zu vergessen schien. Nicht nur, daß er Hofstaat und Leib-

wachen und Beamte und Dienerschaft jeder Art in möglichst großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemählde, Münzen, Bildwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigens erbauten Kunsthause vereinigt; er sandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage verriethen, zu ihrer Ausbildung auf Reisen oder auf die Universität, mit dem Beding, ihre erworbene Geschicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrschaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlassen, daß niemand im Lande ein Amt erhalten solle, der nicht seine Vorbereitungsstudien auf der Schule zu Steinfurt gemacht habe. So sehr klein war das Gebiet doch nicht; der Graf hatte zu der Grafschaft Steinfurt die beträchtlichere Bentheim ererbt, und weil dieselbe an Hannover von dem letzten Besitzer verpfändet war, sogleich die Einlösung zu bewirken gesucht, welche jedoch erst durch Frankreich zu Stande kam, indem Napoleon in die Rechte Hannovers getreten zu sein behauptete, und die Lösungssumme für sich einzog; der Graf besaß ferner die Herrschaft Alpen am Niederrhein, in Holland die Herrschaft Batenburg und einen Zoll an der Maas. Bei allem Aufwand war er zugleich ein strenger Haushalter und seinen Vorbildern auch darin ähnlich, daß er einen baaren Schatz gesammelt hatte. Sein begründeter Wohlstand und sein strebendes

Ansehn hatten in der That so günstig für ihn gewirkt, daß bei der Auflösung des deutschen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur zweierlei Loose blieben, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten, oder zu Unterthanen solcher Begünstigten hinabgedrückt zu werden, es sich in der Meinung sehr natürlich darbot, dem Grafen von Bentheim könne nur das erstere Loos beschieden sein. Die Eröffnungen hierzu von Seiten Frankreichs hatten wirklich Statt gefunden, Verhandlungen mit dem Minister Talleyrand waren dem Abschlusse nah, Karten des künftigen, durch zu mediatisirende Nachbarn sehr vergrößerten Gebietes waren schon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen so gut wie anerkannt, als plötzlich eine andre Ansicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf, und diese Verhältnisse in drückender Unsicherheit stocken ließ. Der Graf war sogleich nach Paris gereist, um seine Gerechtsame zu vertheidigen, seine Ansprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleon's mit allen Ehren aufgenommen, und persönlich als ein regierender Herr behandelt, während seine sachlichen Ansprüche immer weniger Rücksicht erfuhren, und die französischen Behörden in seinem Lande immer entschiedener eingriffen. Je ungünstiger seine Verhältnisse daheim sich stellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, sondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder

zu werden. In dieser Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, protestirend, sollizitirend, Napoleon und seine Minister bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und sich nichts vergebend, sonst aber höchst eingezogen und sparsam in seiner Lebensweise. Er hatte den ehmals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Absätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andre nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Ausschmückung seiner Person, die Blicke auf sich, wenn er im Garten des Palais-Royal spaziren ging, und sein Secretair ihm voranschreiten mußte; allein das Lächeln hierüber schwand in Vergessenheit, sobald man ihn sprach und näher kannte, man fand einen einsichtsvollen, wohlunterrichteten und in seiner Sphäre höchst gebildeten und gewandten Herrn, dessen Verstand und Urtheil auch Napoleon selbst alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf solchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim stets ungünstiger zu stehen kam, erst als Mediatisirter dem Großherzogthum Berg unterworfen, und zuletzt gar mit Frankreich einverleibt wurde, da er denn, weil ein Unterthan des französischen Kaisers keine andern Titel haben konnte, als welche dieser ihm verliehen oder bestätigt hatte, nunmehr staatsbürgerlich mit jedem seiner ehmahligen Unterthanen gleichgesetzt war. Unverdrossen harrte er in Paris auf Herstellung oder Entschädigung, bis er endlich den Sturz Napoleon's erlebte, und dar-

auf späterhin, unter ganz veränderten Verhältnissen, hergestellt in bedeutende Gerechtsame und für andre durch die Fürstenwürde entschädigt, in die Heimath zurückkehrte.

Damals aber, als wir von Paris in Steinfurt angekommen waren, lag eine solche Wendung der Dinge fast außer dem Bereiche jeder Hoffnung. Die gräfliche Familie hatte sich, in Erwartung einstiger Wiederkunft ihres Hauptes, mit den obwaltenden Verhältnissen leidlich eingerichtet, und führte unter dem Druck und der Einschränkung, welche mehr den Stand des Hauses im Allgemeinen trafen, aber den einzelnen Mitgliedern kaum fühlbar wurden, ein heitres, vergnügtes Leben. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtsein ihres Ranges ein menschenfreundliches Wohlwollen und eine muntere Regsamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Personen lieb und werth wurde. Der Erbgraf Alexis, einfach und verständig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, stand durch biedre Rechtschaffenheit und leutselige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geschwister sorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Eine ältere Schwester, Fürstin von Solms-Lich, schon in jungen Jahren verwittwet, befand sich mit ihren vier Söhnen zum Besuch anwesend; zwei jüngere Schwestern, ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit,

waren noch unverheirathet zu Hause. Ein jüngerer Bruder, in dänischen Kriegsdiensten angestellt, wurde von Kopenhagen erwartet. Jüngere und ältere Gesellschaft bot die Stadt und Umgegend gar nicht sparsam dar: das Hofleben hatte sich allmählig in ein geselliges bequemes Landleben herabgestimmt, und die Annehmlichkeit und Befriedigung aller Theilnehmenden dabei nur gewonnen. Selbst die Wirthschaftssorge trat als willkommene Thätigkeit in die Vergnügungen des Tages, und bildete freilich einen wunderlichen Gegensatz mit manchen noch beibehaltenen feierlichen Formen; die ausgeschmückten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blasend einluden, riefen freilich manchmal die Hofdamen von der Besorgung der welschen Hühner, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, doch wurde selbst dies nur ein Anlaß heitern Scherzes, und erhöhte das Bewußtsein, wie frei man sich in solch unentschiednen Zuständen aller beengenden Rücksichten entäußere. Der feste Grund innrer Würde und edler Gesinnung konnte in dieser trefflichen Familie niemals wanken, mochte sie in den stolzen Ansprüchen eines regierenden Hauses, oder in den bescheidenen einer Gutsherrschaft erscheinen!

Einige Jahre vor mir hatte Justus Gruner als junger Gelehrter in Steinfurt eingesprochen, und in seiner nachher gedruckten Reisebeschreibung sowohl das Leben als die Personen umständlich geschildert; ich fand

alles noch ziemlich in demselben Stande, wie er es beschrieben, und mußte besonders in das Lob einstimmen, welches er den gräflichen Damen ertheilte, wiewohl ich dasselbe weder so schwungvoll noch so empfindsam ausgedrückt haben würde, als Gruner, der sich dieser schon damals veralteten Art noch zu guter letzt mit allem Eifer hingegeben hatte. Die Damen waren wohl anfangs etwas betroffen, ihre Erscheinung, Vorzüge, Aeußerungen und nebenher so manches Unerhebliche, öffentlich besprochen zu sehen, allein die beseelte Anerkennung und fast leidenschaftliche Verehrung, die der junge Enthusiast ausdrückte, besonders wenn er die herrlichen Gesangstimmen pries, die ihn hier entzückt hatten, erwarben ihm Verzeihung für eine Dreistigkeit, welche offenbar aus bester Meinung hervorging. In der That war sowohl die Fürstin von Solms-Lich, als ihre beiden jüngern Schwestern, mit großartiger, durch besten italiänischen Unterricht zu höchster Meisterschaft ausgebildeter Stimme begabt, deren mächtige Wirkung mit so vielem andern Zauber vereint den Hörer unwiderstehlich hinreißen mußte.

Das gesellige Leben auf dem Schlosse war anziehend und genußreich; das Bagno bot den täglichen Spazirgängen hinreichende Abwechselung, auch Fahrten in die Nachbarschaft wurden unternommen; der Austausch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernst und Munterkeit fanden unerschöpflichen Stoff. Der Sonn-

tag war nach alter Sitte eine Art Hoftag, die gräflichen Beamten wurden zur Tafel gezogen, die angesehnsten Herren und Frauen des Städtchens für den Nachmittag und Abend eingeladen. Dann erschien auch regelmäßig der Maire, ein reicher Arzt Doktor Houth, der früher in Holland sein Glück gemacht und darauf der Praxis überdrüssig hieher sich zurückgezogen hatte; in bequemem Hause und schönem Garten genoß er nach seinem Sinne ruhige Tage, die er durch das ihm auferlegte Amt ungern unterbrochen sah. Er hatte große Kenntnisse, studirte noch immer weiter, liebte Gemählde und Musik, und war durch Denkart und Geschmack ganz dem Schloß ergeben, wo man hinwieder die freiwillige Unterordnung und Dienstwilligkeit eines Mannes, der durch sein Amt unendliche Vexationen ausüben konnte, dankbar zu schätzen wußte.

Wir machten Ausflüge nach Borghorst und nach Langenhorst, zweien Fräuleinstiftern, wo über das Schicksal der unverheiratheten alten und jungen Damen, denen nach der Absicht fürsorglicher Vorfahren hier ein begünstigtes Dasein bereitet sein sollte, die eigensten Betrachtungen anzustellen waren. Mir kam es vor, als wenn die ältern und jüngern Damen mit einer Art von Verzweiflung diese Begünstigung genößen, und durch die ihnen gelassene Freiheit auch des letzten Trostes entbehrten, des Trostes gezwungen zu sein! Mehr aber, als das Schicksal dieser Erwachsenen, zog mich

das eines Kindes an, das ich an einem jener Orte kennen lernte. Die Mutter war eine Edeldame aus dem Münster'schen, der Vater ein französischer Emigrant, der jene verführt hatte, beide waren davongegangen, und das Kind von der Aebtissin aus Mitleid aufgenommen worden. Bei dem vornehmen und strengen alten Fräulein galt aber die Erziehungsweise, welche Häring in seinem Cabanis so lebendig zu schildern gewußt; das kleine, zarte Mädchen wurde mit äußerster Härte behandelt, mußte angestrengt arbeiten, bekam nicht satt zu essen, und erlitt bei dem geringsten Versehen die grausamsten Strafen; oft blieb es Tage lang an einem finstern Ort eingesperrt. Ursprünglich von lebhaftem Naturell, war das arme Luischen doch schon so abgemüdet, daß es der härtesten Strafen gar nicht mehr achtete, sondern sie mit dumpfer Gleichgültigkeit als unvermeidliches Geschick hinnahm. Um seinen Hunger zu stillen, stahl es freilich bei jeder Gelegenheit Brot, Zwieback und dergleichen, doch ohne andere Sachen, als nur Eßwaaren anzutasten. Mehrmals war es schon fortgelaufen, aber immer bald wieder entdeckt und zurückgebracht worden, um die strengste Bestrafung zu erleiden. Dabei klagte dann die Aebtissin, die sich gegen das Kind selbst und gegen Fremde immer einer abgöttischen Liebe für dasselbe rühmte, über die schwärzeste Undankbarkeit, eingeborne Bosheit und tückischen Trotz. Ich sah das arme Kind, das mir im voraus

als ein Ausbund von Verderbtheit bezeichnet worden war, und ließ mich näher mit ihm ein; es war bleich und mager, die Augen gutmüthig, doch unterdrückten Blickes, die Gesichtszüge schienen im Uebergange zur Verzerrung begriffen, sie mußten mit der Zeit häßlich werden, die kleine Stirn war schon wie von Leid und Gram verwüstet. Aus reinster Wahrhaftigkeit, die keiner Heuchelei wie keiner Klugheit fähig war, hatte es schon mehrmals, das fünfjährige Kind, zur Aebtissin gesagt: „Gott! es sterben ja immer Leute, warum stirbst du nicht? Wenn du doch nur erst todt wärst!" Als ich dort war, wollte es nach der Kirchmesse gehen, um die aufgebauten Buden zu betrachten, und sich für einige durch Stricken verdiente Stüber etwas Kuchen zu kaufen, aber ein Regen trat ein, und nun mußte der Ausgang unterbleiben: „Ach! ich möchte so durch die Luft hinfliegen!" sagte es am Fenster stehend, die nun vergeblichen Stüber in der Hand, und betrübt der vielleicht nicht wieder zu hoffenden Gelegenheit nachblickend; und doch konnte es mir gleich darauf wieder den so grausamen Regen rühmen, daß er gut sei für's Land und das Korn wachsen mache, das schon so hoch sei, wie das gebreitete Händchen von der Erde auf zeigte. Ich war erschüttert von den Eindrücken, die ich empfing. Dies war kein böses Kind, vielmehr ein liebes, gütiges, aber tiefunglückliches! Eine Kindheit ohne Liebe und Hülfe, freudenlos, verkümmert, allen

Wohlthaten entrückt, welche die Natur auch der Armuth noch spendet, und zwischen das Räderwerk falscher Begriffe und Bildung geworfen, und ohn' Erbarmen von diesem zerquetscht und zerstört! Vier Monate später hatte ich in der Wetterau ein anderes Kind zu sehen Gelegenheit, von dem man mir gleichfalls gesagt hatte, es sei ein Beispiel ursprünglicher Bösartigkeit, die durch keine Mittel sich bezwingen lasse. Die kleine Josephine war nicht, wie Luischen, eine arme Waise, sie lebte im Schoß der Familie, in hoher und reicher Sphäre, sie genoß gütiger Behandlung, hinlänglicher Freiheit und zweckmäßigen Unterrichts; sie hatte nicht zu klagen, aber Alle klagten über sie; ein Mißverhältniß war allerdings vorhanden, und das achtjährige Mädchen konnte dies nicht aufheben. Ich fand auch dieses Kind durchaus nicht böse, im Gegentheil heiter und unbefangen, aber heftig, und, einmal gestört, unbeugsam hartnäckig. Der erste übereilte Ausspruch, sie sei böse, war ihr als eine unverdiente Beschuldigung auf die Seele gefallen, und hatte sie zu der Irrbahn getrieben, auf der nun alles sie befestigte, statt ihr die Hand zu reichen, um wieder davon abzukommen. Für Josephinen war ein verständigendes Wort einzulegen; Luischen konnte nur eine Schickung retten, zu der ich nicht das Werkzeug zu sein vermochte! Aber im Schmerz über diese und ähnliche mir aufgestoßene Beispiele schrecklicher Kindermißhandlung und Verwahrlosung ging

ich einige Zeit mit dem Gedanken um, unter dem Namen einer Pädodicee einige Blätter in die Welt zu schicken, an denen sich vielleicht hin und wieder ein trübes Loos dieser Art etwas erhellte. Das Vorhaben war indeß zu unreif, um nicht gegen näher anliegende Thätigkeit und Beschäftigung zurückzustehen.

Wir hatten einen der schönen Herbsttage benutzt, um eine Fahrt nach Bentheim zu machen. In großen, schweren, aber je mit sechs Pferden bespannten Kutschen legten wir die drittehalb Meilen schlechten Weges rasch genug zurück. Man fährt über die sogenannte Brechte, eine wüste Strecke, die noch während des dreißigjährigen Krieges ein schöner Wald war. Das Land wird in dieser Richtung hügelig und romantisch, man glaubt sich aus der westphälischen Ebene weit weg in ein Gebirgsland versetzt. Schon von fern sieht man das alte Schloß auf seiner ansehnlichen Höhe aus den großen, wohlhabenden Marktflecken hervorragen, der sich am Fuße des Abhangs hinzieht; dasselbe liegt auf einem weiten Felsenboden, der sich bald mehr bald weniger erhebt, und giebt mit seinen mächtigen Mauern und starken Thürmen ein Bild unbezwinglicher Festigkeit. Ganz glaublich hat schon Drusus hier ein römisches Kastell erbaut, um die in dieser Gegend wohnenden Tubanter in Gehorsam zu erhalten, der Ort war zu einem festen Kriegsposten vorzüglich geschickt, und weit umher kein ähnlicher zu finden. Römische

Münzen sind hier öfters ausgegraben worden. Der Grundbau des jetzigen Schlosses soll entschieden römisches Mauerwerk sein, und auch die ganze südliche Steinwand, die von ungeheuern Quadern hoch aufgethürmt die ganze Länge des Hauptbaues glatt abschneidet, wird für älter als die eigentliche Ritterzeit gehalten. Diese gewaltige Wand dürfte keine Sturmleiter zu fürchten haben, und kaum durch das schwerste Geschütz zu zerbröckeln sein; ein runder Thurm, der die südwestliche Ecke bildet, zeigt wirklich an seinen Mauern, die einige Ellen dick sind, die Spuren abgeprallter Kanonenkugeln, welche von den Franzosen in frühern Kriegen, als hannöversche Truppen sich hier festgesetzt hatten, fruchtlos verschossen worden, nur das Dach wurde zertrümmert. Ein viereckiger Thurm auf der südöstlichen Seite scheint noch fester, doch hat der Blitz oben auf der Plattform eines der vier steinernen Wachthäuschen aufgerissen. Die nördliche Seite ist ohne Thürme, weil der Felsen hier höher emporragt, und durch seine Steilheit jeden Angriff unmöglich macht. Ein alter Heidentempel ist auf dieser Seite mit in das Schloß verbaut; man weiß aber nicht, welche Gottheit hier verehrt worden. Durch zwei unterirdische Treppen, welche durch die Felsen durchgebrochen sind, kommt man hier zu den schönsten Spazirgängen, die schon außerhalb der Burgmauer, aber noch ganz auf der Höhe liegen; uralte Bäume ragen hier empor mit gewaltigen Stäm-

men und ungeheuern Wipfeln, Ephen so ausgebreitet und dicht, wie ich es vorher nie gesehen; der ganze Abhang, der sich dann allmählig zur Ebene senkt, ist mit Bäumen und Buschwerk reich überwachsen. Von einer hohen mächtigen Vormauer eingeschlossen, und ganz noch zur Burg gehörig, liegt östlich ein geräumiger Obstgarten, wo man nach allen Seiten die herrlichste Aussicht hat, nach Steinfurt, und weit in das Münsterland, während nach der andern Seite von den Thürmen das Auge tief in Holland eindringt. Westwärts dicht am Fuße des Schlosses stehen noch einige sonderbare glattgespülte Felsenmassen; die eine, oben flach, wie ein aufrecht stehender runder Pfühl, der von oben zusammengedrückt worden, heißt des Teufels Ohrkissen, denn der Sage zufolge hat dieser einmal mit dem Kopf auf diesem Kissen geschlafen, und einige oben bemerkbare Linien gelten für die Spuren seines dem allzu weichen Stein eingedrückten Ohrs. Die Macht des Pflanzenwuchses zwischen all diesen Felsen und Mauern war außerordentlich, seit undenklicher Zeit hatte ihm niemand gewehrt, aus allen Fugen der Steine schoß ellenhohes Gras, Bäume schwankten an der hohen Mauerbrüstung, das mühsame Menschenwerk war wieder im Uebergange zur Wildniß.

Einige Zimmer, zu solchem Behuf leidlich eingerichtet, dienten zu unsrer Bewirthung; wir hielten ein fröhliches Mahl unter lebhaften Gesprächen, denen der

Ort und seine Eindrücke unerschöpflichen Anreiz boten. Nachmittags besuchten wir auch die unterirdischen Gemächer und das Innere der Thürme; seltsame und grausame Gefängnisse zeigten sich, ein tiefes Burgverließ, in welchem die Hinabgelassenen verschmachten mußten, eine Marterkammer, deren scheusliche Werkzeuge jetzt verrostet umherlagen, aber noch lebte ein alter Mann auf dem Schlosse, der in seiner Jugend sie hatte anwenden sehen. Viele Rüstungen, Lanzen, Schilde und Pfeile waren in einem dunkeln Gemach aufgehäuft. Eine Anzahl noch ziemlich erhaltener, zum Theil lebensgroßer Bildnisse vergegenwärtigte die ehemaligen Häupter dieser hingestorbenen Welt; das Bild der berühmten weißen Frau, die auch hier bei wichtigen Ereignissen, so fern sie die Familie betreffen, und besonders bei Todesfällen ihr Wesen treiben soll, wurde als durch die Zeit zerstört angegeben, oder sollte aus besondern Gründen nicht gezeigt werden; die uralte kleine Schaffnerin aber, welche behauptete, mehr als zehnmal die schreckliche Erscheinung gesehen zu haben, hätte sich allenfalls selber dafür ausgeben können, so schauerlich und düster war ihr ganzes Wesen. Nachdem wir noch im Wald unfern der Burg eine neuentdeckte reichhaltige Schwefelquelle besichtigt, und einen Blick auf die nahgelegenen ungeheuren Steinbrüche geworfen, aus deren Steinen unter andern das Rathhaus zu Amsterdam erbaut worden, fuhren wir mit einbrechender

Nacht zurück, und kamen durch die dunkle Wüste spät und voll schauerlicher Betrachtungen in Steinfurt wieder an, das uns mit seinen Lichtern und bekannten Wohnräumen wie der neuste, heiterste Ort erschien.

Noch vor Eintritt des Winters kehrte die Fürstin von Solms-Lich mit ihren vier Söhnen nach der Wetterau zurück, und die Gesellschaft in Steinfurt wurde merklich einfacher und stiller. Die nasse Witterung erlaubte weniger, im Freien zu sein, und man sah sich auf die Hülfsquellen winterlicher Unterhaltung beschränkt. Die Aussicht, daß auch wir die Rückreise nach Wien und Prag bald antreten könnten, verhüllte sich mehr und mehr, und wir mußten uns darin ergeben, einen Theil des Winters hier abzuwarten. Für mich und mein Bedürfniß war am leichtesten gesorgt, der frühere Abend ging mir in der herkömmlichen Geselligkeit angenehm hin, und wenn diese Pflicht so weit erfüllt war, als die Neigung mit ihr Schritt hielt, zog ich mich gewöhnlich bei Zeiten auf mein Zimmer zurück, und fing mein arbeitsames Nachtleben wieder an. Die reiche Büchersammlung des Grafen war mir zum Gebrauch eröffnet, und ich schwelgte in den mannigfachsten Geistesrichtungen. Große Sammlungen, wie Schlözer's Briefwechsel und Staatsanzeigen, las oder blätterte ich durch, und merkte mir durch Auszüge vieles an. Ein näheres Eingehen in die Geschichte von Westphalen führte mir in den langweilig ausgesponnenen Einzeln-

heiten des Geschichtschreibers von Steinen unerwartet mein eignes, lange vergessenes Geschlechtsregister wieder vor die Augen. Französische Memoiren las ich in Menge, auch strengere Geschichtswerke und sogenannte philosophische Schriften. Was mich aber mehr als alles anzog und erfreute, und mir für die ganze Folgezeit eine Quelle tiefster Befriedigung eröffnete, war die Bekanntschaft, die ich hier zuerst mit den Schriften des Johannes Tauler machte. Ich fand eine Ausgabe nicht nur der Predigten, von denen ich schon einige Kenntniß hatte, sondern auch des seltneren und wichtigeren Werkes von der Nachahmung des armen Lebens Christi. Diese mehr wissenschaftlich geordnete Darstellung der mystischen Wahrheiten hätte mir nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Ich werde später davon im Zusammenhange näher zu berichten haben, und sage hier nur so viel, daß sich mir durch dieses Buch gleichsam die dunkeln Wände aufthaten, um mich in herrliche, weithin ausgebreitete Landschaft blicken zu lassen! —

Alles dies regte mich außerordentlich an, und ich verbrachte nun ganze Nächte lesend und schreibend. Hiebei jedoch konnte ich mich nicht erwehren, abermals, wie früher in Tübingen, der örtlichen Stimmung des Landes und der Menschen, unter denen ich lebte, durch besondere Eindrücke inne zu werden. Das katholische Westphalen im nördlichen Deutschland steht nämlich in ähnlichem Verhältnisse, wie das protestantische Würtem-

berg im Süden; das gleichsam in die Fremde versprengte Glaubenswesen scheint die ihm eigenthümlichen Kräfte hier zu besonderm Nachdruck zu steigern, und sie in die äußersten Auswüchse wuchern zu lassen. Daher in beiden Ländern, wie die strengste Lehre und der feurigste Eifer, auch der entschiedenste Aberglaube und Wahn sich eingenistet hat. Die Münsterländer sind berühmt wegen der Stärke ihres Kirchen- und Volksglaubens; die wundervolle Nonne von Dülmen ist das katholische Gegenstück zu der protestantischen Seherin von Prevorst; Vorhersagungen, Wundergeschichte, Traumverkündigungen, Geisterbegriffe, sind in ganz Westphalen heimisch und verbreitet, wie in Würtemberg. Und wieder möcht' ich einen Theil dieser Hinneigung auf die Art und Weise des Landes, einen andern Theil aber auf den Volksstamm rechnen. Hier ist überdies die vereinzelte Lebensart in einsamer, oft öder Natur, und die dünne Bevölkerung solchen düstern Einbildungen noch besonders günstig. Zahlreich sind hier die Leute, welche von Gesichten heimgesucht werden, Fernseher, denen Verborgenes offenbar wird, sei es in der Vergangenheit oder Zukunft; ein vereinzeltes Bild stellt sich dar, das aber auf ganze Reihen von Thatsachen schließen läßt, so werden Todesfälle, Hochzeiten, Feuersbrünste, Glückserhöhungen vorhergesehen, besonders aber, und dies hauptsächlich in der neuern Zeit, politische Ereignisse, man sieht fremde Truppen marschiren, deren

Uniform unbekannt ist, oder sieht wegen des Nebels die Mannschaft nicht, wohl aber die Spitzen der über die Schulter schräg liegenden Gewehre, die in endlosen Zügen rasch vorüberziehen; auch schon in Kindern ist dieses Sehen noch nicht wirklicher Dinge häufig, man erzählte einen Fall, wo ein kleines gutartiges Mädchen, wegen langen Außenbleibens gescholten, ganz unschuldig sich darauf berufen, sie habe ja so lange still stehen müssen, bis all die Kanonen und Pulverwagen vorbei gewesen, und man hatte sie wirklich gesehen, wie sie auf der einen Seite der Straße gleichsam abgewartet, daß der Weg querüber frei würde. Die Menge und Mannigfaltigkeit und stete Wiederholung solcher Geschichten muß am Ende, wo nicht den Glauben an ihre Wahrheit, doch einen unheimlichen Eindruck, eine Art Ansteckung erzeugen, gegen welche der aufgeklärteste Verstand nicht sicher ist; ich sah manche Personen, die sich durch Bildung weit über solchen Aberglauben hinweg dünkten, doch in einem geheimen Winkel der Seele davon ergriffen. Das Schloß zu Steinfurt war nicht frei von trüben Sagen und Verkündigungen; man fühlte, daß man auf altem Boden des Ritterthums lebte, und diese modern-gefälligen Zimmer mit ihren harmlosen Tagesvorgängen auf düstern Gewölben, blutigen Unthaten und grausem Entsetzen ruhten. Der Gang durch die Schloßkapelle, welcher am späten Abend zur Verbindung mit dem einen Schloßflügel nicht gut

vermieden werden konnte, hatte jedesmal etwas Schauerliches, und ein unregelmäßiger, mit rothen Ziegelsteinen belegter Vorplatz, der gleichfalls zu durchschreiten war, hat gewiß noch nie einen Fuß zum Verweilen angelockt. Am unbehaglichsten und störendsten empfand ich bisweilen den Blick eines der Schloßdiener, den ich öfters dabei betraf, daß er mit finsterer Aufmerksamkeit mich anschielte; er war ein langer hagrer Mensch, von blassem trüben Gesicht, schweigsam in sich gekehrt, und ohne daß man ihm etwas Bestimmtes schuldig geben konnte, fand man ihn nicht sonderlich aufgelegt zum Guten. Die Gabe des Vorhersehens, der Erscheinungen und Ahndungen des Verborgenen, wurde ihm in hohem Grade zugesprochen, und wegen mancher unangenehmen Vorgänge, wo dieselbe sich auffallend bewährt haben sollte, vermied man sorgfältig sie herauszufordern. Einige meinten, er trage seine Gabe als ein Unglück, und um seinen Mißmuth zu vergessen, ergebe er sich dem Trunk; der Erbgraf aber meinte kopfschüttelnd, der Trunk möchte wohl eine der Hauptquellen seiner Gesichte sein, und hielt überhaupt den Mann etwas fester im Augenmerk.

Mit den Nachtstunden von jeher vertraut, in anregender Geistesbeschäftigung, und in meinem Innern entschieden der Lichtseite zugewendet, konnt' ich auch hier dergleichen Eindrücke wohl abweisen, aber doch nicht völlig vernichten. Wie im Fluge streifte mich bisweilen

die Unruhe, als würde ich belauscht, als stünde jemand draußen vor meiner Zimmerthüre. Indeß setzte ich meine Lebensweise ruhig fort, und arbeitete allerlei, was mir Vergnügen machte oder auch zunächst Nutzen bringen sollte. Einige Erzählungen, die ich schon in Tübingen angefangen hatte, schrieb ich um; in manche geschichtliche Stoffe sucht' ich einzudringen. Täglich erneute sich mir auch die Aufforderung, meine über Paris aufgezeichneten Merkworte und Andeutungen zu lesbaren Schilderungen auszuführen. Ich machte in dieser Arbeit ziemliche Fortschritte, theilte einiges davon im Vertrauen mit, und erhielt großen Beifall. Aber eines Tages entdeckt' ich, nicht wenig betroffen, daß mir mehrere Blätter fehlten; da ich sehr klein und auch auf kleine Blätter schrieb, so konnten sie allerdings leicht zwischen andre gerathen sein, sich verkrochen und verirrt haben, aber die sorgfältigste Nachforschung entdeckte keine Spur davon, und wie sie weggekommen sein sollten, blieb ganz räthselhaft. Unglücklicherweise enthielten sie starke Aeußerungen gegen den französischen Kaiser, und auch das Poissarden-Lied auf seine Vermählung nebst den beigeschriebenen Musiknoten, durch welche das eine der Blätter dem Auge sogleich auffallend erkennbar war. Wer sich jener Zeiten erinnert, dem kann über die Gefahr, solche Papiere verloren zu haben und nicht in sichrer Hand zu wissen, kein Zweifel sein. Und nicht ich allein war bloß gestellt, sondern

eine ganze erlauchte und würdige Familie, die man für mein Vergehen mitverantwortlich zu machen nicht unterlassen hätte. Ich war in äußerster Pein, und um nicht noch mehr angstvolle Besorgnisse aufzuregen, verschwieg ich den Fall auf dem Schlosse gänzlich, vertraute ihn aber, ohne den Inhalt der Blätter völlig anzugeben, dem Doktor Houth; dieser wohlwollende Mann nahm aufrichtig Theil an meinem Verlust, wußte aber auch keinen Rath, als den sonderbaren, mit dem er zögernd hervorrückte, er wollte den Seher auf dem Schlosse befragen, vielleicht könne der vermittelst seiner Gabe den Ort entdecken, wo die Blätter jetzt seien. Ich mußte an die bekannte Geschichte Swedenborg's denken, und durfte den guten Willen nicht hemmen. Das Ergebniß war auffallend genug; der Seher hatte bei der Frage das Gesicht verdreht, anfangs gar nicht antworten wollen, endlich aber nach schlafähnlichem Hinträumen, die kurze Auskunft ertheilt, die Blätter seien weit weg, und sonst war nichts aus ihm herauszubringen. Diese Andeutung erschloß eine Möglichkeit, die mir früher nicht eingefallen war, und jetzt einige Wahrscheinlichkeit gewann; ich konnte die Blätter aus Versehen einem Briefe nach Hamburg oder Berlin beigefügt haben; doch dieserhalb deutlich anzufragen, war kaum rathsam in einer Zeit, wo kein der Post anvertrauter Brief sicher dünkte, und je mehr ich es bedachte, je weniger konnt' ich mir jenes Versehen zutrauen.

Mehr als diese Ungewißheit aber bekümmerte mich die allgemeine, in welche mein eignes Loos so tief verflochten war. Daß ein großer Strich des nördlichen Deutschlands, und darin die bisher zu dem Großherzogthum Berg gerechneten Grafschaften Steinfurt und Bentheim, so wie die noch mit einem Schatten von Freiheit bestandenen Hansestädte, nun unmittelbar mit Frankreich vereinigt, und in französische Departements umgewandelt wurden, raubte mir die letzte Heimath, welche mir in Hamburg noch geschimmert hatte. Die Nachrichten aus Berlin, die ich nach langem Harren erhielt, waren spärlich und traurig, doppelt traurig für mich, da sich darin auch eine Unzufriedenheit kund gab, die ich zu verschulden schien, ohne daß ich diesen Schein abwenden, noch die Wirklichkeit genügend aufhellen konnte. Je weniger ich Mittel und Freiheit hatte, für den Augenblick nach außen handelnd hervorzutreten, um so mehr befestigte sich mein Inneres, und ich wußte und empfand, daß meine Hoffnungen und Vorsätze nicht zu zerstören waren.

Der Frost und Schnee des Winters eröffneten neue Vergnügungen; das Bagno wurde fleißig besucht, und die Eisdecke des See's zum Schrittschuhlaufen benutzt, woran auch die Damen mit größtem Erfolg Theil nahmen, und wobei man bekennen mußte, daß für die Schönheit und Grazie der Erscheinung wohl keine andre Uebung diesem schwebenden Wandeln den Preis streitig machen kann. Dem Winterleben durften einige Bälle

Musik, Vorlesungen, und selbst kleine dramatische Ergötzlichkeiten nicht fehlen, welche letztere, ganz aus dem Stegreif und nur als Spiel des Augenblicks behandelt, gerade hierin ihren Werth hatten.

Eine Fahrt nach Münster gab Gelegenheit, sich in dieser merkwürdigen Stadt wiederholt umzusehen. Die Geschichte der Wiedertäufer, die ich so eben, zum Theil nach Handschriften, mit Unmuth und Widerwillen bis in ihre Einzelheiten verfolgt hatte, ist hier durch Denkmale erhalten, welche jener wahnsinnigen und gräßlichen Ereignisse würdig sind, durch die schrecklichen eisernen Käfige am St. Lambertsthurm, in denen die gemarterten und verstümmelten Körper der drei Hauptwüthriche zur Schau aufgehängt worden. Angenehmer weilt die Betrachtung auf den Bildnissen der Gesandten, die einst am westphälischen Frieden hier und in Osnabrück arbeiteten; es sind darunter die bedeutendsten Physiognomieen, mit denen mancher Geschichtszug sich verwebt. Diese Sammlung sollte durch treue und sorgfältige Nachbildung vervielfacht werden, damit sie dem Geschichtsfreund überall zu Gebote stünde; ein Wunsch, der sich auch lebhaft bei der von Gleim hinterlassenen Sammlung in Halberstadt aufdrängt, wo die zum Theil vortrefflichen Bildnisse seiner Freunde uns die theuersten litterarischen Namen gleichsam persönlich vorführen. Wir besuchten in Münster den französischen Präfekten Freiherrn von Mylius, der es in seiner Stellung beklagen mußte,

gleich so vielen andern Westphalen auch seinen eignen Bruder noch in österreichischem Kriegsdienste zu wissen. Wir sahen dann auch die Familie Droste von Vischering, welche in Münster durch ihre altbegründeten Verhältnisse und strengkatholischen Gesinnungen in höchstem Ansehen stand, und dieses unter den französischen Behörden zu behaupten wußte. Zu dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der, bald nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, hier hauptsächlich der Familie von Droste wegen seinen Wohnsitz genommen hatte, mochte ich nicht mitgehen; es that mir leid, ihn zu versäumen, und doch hatte ich keine Stimmung für ihn, ich konnte mir sein ganzes Verhältniß zur Welt nur als getrübt und verschoben denken. Was die Andern von ihrer mit ihm gehabten Unterhaltung nachher erzählten, veränderte diese Meinung nicht. Er zeigte sich von dem stärksten Hasse gegen die Franzosen und ganz besonders gegen Napoleon erfüllt; allein wie sehr auch hierbei die Triebfedern rege waren, die er als Deutscher, und wieder besonders als deutscher Graf empfand, so war ihm doch jetzt bei weitem die Hauptsache, daß Napoleon vom Papste in den Bann gethan war, ein Umstand, der damals im Münsterlande, trotz aller Aufsicht der Franzosen, durch die Geistlichen heimlich im Volke recht bekannt und besprochen wurde. Also wenn Napoleon, so durfte man fragen, nur den Papst zufrieden stellte, und dieser etwa, wie er ihn schon krönen helfen, ihm

einen geweihten Hut und Degen schickte, so mußten wir andre Augen für den Feind unsres Vaterlandes haben? Diese Folgerungsart ging mir nicht ein, und ich hätte mich schwerlich enthalten, sie durch Anführungen, wie die obigen, zu unterbrechen. Stolberg war vortrefflich, wo sein edler Geist und seine reichen Kenntnisse im Feuer der Einbildungskraft und der Gesinnung glühen durften, und wo es auf nichts weiter ankam; zum eigentlichen Denken war er nicht begabt, und was er in dieser Richtung, seinem Naturell entgegen, dennoch leisten wollte, zeigte nur seine Schwäche. Das ganze Mißverhältniß, in welches er durch diesen Mangel gerathen war, aufzudecken und in seinen Gründen und Folgen zu erörtern, war neun Jahre später dem alten Voß auferlegt, bei dessen scharfer Anklage und Stolberg's bald nachher erfolgtem Tode ich doch wiederum bereuen mußte, der persönlichen Anschauung des letzten verlustig geblieben zu sein. —

Von den unheimlichen Anwandlungen, deren ich früher gedacht, merkt' ich im Verfolg des Aufenthalts in Steinfurt wenig mehr, und sie waren fast erloschen, als meine ihretwegen gefühlte Befangenheit plötzlich auf ein ganz anderes Feld übersprang. Ich hatte eines Abends mich auf mein Zimmer zurückgezogen, war aber noch zu dem Obersten gerufen worden, und verweilte ziemlich lange bei ihm, während das Licht bei mir fortbrannte, meine Thüre aber verschlossen war. Als ich

spät wiederkam, erstaunte ich nicht wenig, einen Mann gebückt vor der Thüre stehen zu finden, der bemüht war, durch das Schlüsselloch zu sehen. Er war von der Dienerschaft, hatte hier aber nichts zu suchen. Mein plötzliches Erscheinen in seinem Rücken, da er mich im Zimmer glaubte, erschreckte ihn so, daß mein scharfes Fragen nichts aus ihm herausbekommen konnte, sondern nur seine Verwirrung mehrte. Doch war mit dieser Neugier, über der ich ihn ertappt, eine sträfliche Absicht nicht grade zu verbinden, und ich ließ den Mann mit einem Verweise gehen. Daß ich schon öfter auf diese Art belauscht worden, war sehr wahrscheinlich, und leise Bewegung und Menschennähe überhaupt mochten bisweilen auf meine in der Nachtstille empfindlichen Nerven gewirkt haben, da denn, eher als der Sinn, die Einbildungskraft sich der unsichern Wahrnehmung bemächtigte. Die Entdeckung war mir sehr unangenehm; ich dachte unwillkürlich an die Blätter, die mir weggekommen waren, und quälte mich mit argwöhnischen Vermuthungen aller Art. Daß diese nicht ganz ungegründet wären, sollte sich bald durch neue Anzeigen bestätigen.

Mittlerweile hatten vom Niederrhein und von Holland her allerlei Bewegungen unter den französischen Truppen angefangen, und es war deutlich zu erkennen, daß dieselben allmählig immer stärker nach den nördlichern Gegenden sich zusammenzogen. Das langsame, aber anhaltende und übereinstimmende Fortrücken in gleich-

mäßigen Richtungen ließ einen noch entfernten, aber entschiednen Zweck vermuthen. Wirklich waren dies erste vorläufige Zurüstungen zu dem Kriege gegen Rußland, der in der Seele Napoleon's als unfehlbar vorausgesehn und beschlossen, in den öffentlichen Verhältnissen noch unter dem Schein der größten Freundschaft verhüllt war, und daher für grundlosen Wahn erklärt werden konnte. Die Bestimmtheit solchen Abläugnens machte auch die Kundigsten wieder irre, und so wußte man oft ein Ereigniß lange vorher, aber kurz vorher nicht, weil man wieder aufgehört hatte, es zu glauben. Bei diesen Truppenzügen durch Westphalen kam auch eine Abtheilung durch Steinfurt; ein französisches Regiment Jäger zu Pferde bezog daselbst für einige Zeit Quartiere. Diese Gäste brachten in unsre Tage einen ganz neuen Schwung; der französische Oberst wohnte auf dem Schlosse, er und die meisten seiner Offiziere nahmen an der Gesellschaft eifrig Theil; die Gespräche konnten nicht immer unterhaltend sein, und nahmen oft eine nicht angenehme Wendung, denn sowohl der Uebermuth, mit dem die Franzosen von ihren Siegen sprachen, als die Kammeradschaft, die sie uns jetzt aufdringen wollten, waren in gleichem Maße peinlich, und kaum zu dulden. Daß in dieser Zeit mehrere österreichische Offiziere, aus Westphalen gebürtig, das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und Oesterreich benutzten, um ihre Heimath wiederzusehen, aber hier von den französischen

Behörden mißtrauisch angesehen und beobachtet wurden, mit den französischen Offizieren aber schon mehrmals in widrige Berührung gekommen waren, konnte auf beiden Seiten die Spannung nur vermehren. Zur Aushülfe, und um weniger Gespräche führen zu müssen, wurde das Spiel herbeigezogen. Nachmittags gingen einige Stunden im Billardsaale hin, Abends nahmen Karten oder Schach die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Indeß traten auch hier bei näherem Umgange aus der anfänglichen Gleichmäßigkeit die persönlichen Eigenarten sichtbarer hervor. Der französische Oberst war nichts als ein Kriegsmann, in seinem Handwerk eifrig und ganz beruhigt, dem Kaiser ergeben soviel als nöthig war, um nicht zurückzubleiben, übrigens von wenig Bildung, aber sehr bemüht, diesen Mangel zu verdecken. Ein paar jüngere Offiziere wollten bei jeder Gelegenheit ihren Ehrgeiz in der Begeisterung für den Kaiser befriedigen, einer derselben von altadeliger Geburt, that nicht anders, als sei Napoleon in grader Erbfolge der Fortsetzer der Bourbons. Ein alter Rittmeister gehörte der frühern Revolutionszeit an, hatte zuerst unter Bernadotte und Moreau gedient, und verhehlte nicht, daß ihn der neuste Zustand der Sachen wenig befriedige. Auf einem Spazirgange schloß er mir sein Herz völlig auf, nannte Napoleon den Unterdrücker der Freiheit, und verabscheute dessen ganzes Regierungswesen, das überall nur auf rohe Gewalt gegründet sei und auf

Entsittlichung hinwirke. Wenn mir bei solchen Reden noch einiges Mißtrauen geblieben war, so mußte dieses völlig schwinden an dem letzten Nachmittage vor dem Abmarsch der Franzosen. Ich ging mit dem Rittmeister im Bagno einsam spaziren, der nahe Abschied bewegte ihn, er drückte mir die Hand, und versicherte mich, meine Denkart, so weit er sie habe kennen lernen, freue ihn, ja sie gebiete ihm für mich eine nähere Theilnahme. Dann plötzlich überraschte er mich durch diese Anrede: „Sie sind jung, Sie können noch viel erleben, bewahren Sie Ihre Denkart für bessre Zeiten, aber deßhalb auch sich selbst! Sie sind nicht vorsichtig, Sie stürzen sich nutzlos in Gefahr! Was schreiben Sie für Briefe? Ich will nichts wissen, mißverstehen Sie mich nicht, ich will Sie nur warnen! Hören Sie als Beweis meines Zutrauens, was ich Ihnen mittheilen muß! Als ich neulich in Münster war, fragte mich ein alter Kammerad, der jetzt in einem höheren Bureau dort angestellt ist, wie es mir in Steinfurt ginge, die Leute dort müßten uns recht hassen, und als ich ihn fragte, was ihn zu dieser Meinung bestimme, erfuhr ich, daß man genaue Kundschaft von dort habe, und das Schloß durch allerlei Spürhunde beobachtet werde; man wisse, daß hier gegen die französische Regierung gearbeitet, daß ganze Nächte hindurch geschrieben würde. Junger Freund, damit können nur Sie gemeint sein, nehmen Sie sich in Acht, Sie wissen nicht, was unsre Polizei für schänd-

liche Mittel anwendet. Stellen Sie allen Briefwechsel ein, so lange Sie hier im Lande sind!" Ich wurde nicht wenig durch diese Mittheilung beunruhigt; zwar Briefe hatte ich nur wenige und sehr unschuldige geschrieben, aber mir fielen meine vermißten Blätter ein, die ich nun gewiß böslich entwandt glauben mußte. Ich sonderte nach dieser biedern und dankenswerthen Warnung nun alles Verfängliche in meinen Papieren aus, und was ich nicht verbrennen wollte, brachte ich vorläufig in sichren Versteck.

Glücklicherweise trat bald nachher auch der Zeitpunkt unsrer Abreise ein, und wir verließen gegen Ende des Januars **1811** diese Gegend, um fürerst einige Wochen in Lich zuzubringen, von wo wir auch Laubach und Utpha in der Wetterau besuchten. Darauf brachten wir kurze Zeit in Frankfurt am Main zu, und reisten dann ohne Aufenthalt, wiewohl nicht ohne Abentheuer, nach Wien.

Meine Blätter über Paris, sobald ich sie glücklich nach Oesterreich gebracht, vervollständigte ich wieder, und nachdem sie von mehreren Freunden mit Antheil waren gelesen worden, forderte sie von mir, im Sommer **1811** zu Töplitz, der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Golz, aus dessen Nachlaß ich sie erst im Jahre **1834** wiedererhielt. Von den entwandten Blättern aber fand ich eine Spur im Jahr **1813** in Hamburg. Man brachte in das russische

Hauptquartier Schriften und Bücher, die sich in der Wohnung des französischen Polizeihaupts Grafen von d'Aubignosc zurückgelassen fanden. In einem alten bestäubten Pack fiel mir ein Blatt auf, welches ich bald als eine in's Französische übersetzte Stelle von mir über Napoleon erkennen mußte, die als **Extrait d'une lettre** bezeichnet war. Dabei lagen zwei Abdrücke der Ode von Stägemann an den Kaiser Alexander.

Die Nachbarschaft war ehrenvoll, aber auch gefährlich. Zum Glück waren diese Anklagestücke beiseit geschoben worden, und jetzt, in unsern Händen, nur Zeugnisse, wie sehr die Zeiten sich verändert hatten! —

* * *

Frankfurt am Main, den 20. Februar 1811. Mein lieber Fouqué freut sich, daß er seinen Brief mir in diese Gegend schickt, und wünscht anstatt des Blattes selber hier zu sein. „Das mir sehr liebe Frankfurt! — so schreibt er mir aus Nennhausen, — das mir von langer Zeit wie ein freundliches Weihnachtsbild herüber sieht. Der silberblaue Main, mit seinen milden Ufern! Zuletzt habe ich das alles auch im Winter gesehen, und es war dennoch so schön. Doch will ich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, wie viel des eignen Lichtes von den Gegenständen ausging, und wie viel auf sie hinstrahlte aus meiner Jünglingsseele, in allem Stolz

auf den vollbrachten ersten Feldzug, in aller traum-umglänzenden Hoffnung auf neue, weit glorwürdigere, in aller romantischen Erwartung unerhörter Abentheuer und Liebesgeschichten. Ich taugte damals nicht viel. Die rasende Selbstheit des Zeitalters mit ihren thörichten Schwindeln hielt mich schlimm besessen; es war nur grade so viel des Rechten und Guten noch in mir wach, als taugte und nothwendig war zur Aussaat in eine bessere Zukunft. Ich dichtete auch wenig, und schlecht, weil ich mir mein Leben selbst zu einem wunderbaren, höchst prahlenden Epos ausspann, aber eben deßhalb leuchteten die wirklichen Umgebungen wie goldne Feen-schlösser mit Demantengehängen verziert, und, wie gesagt, ich weiß nicht, ob alles so schön war, als es mir in der Erinnerung mit hellen Farben aufsteigt, sobald einer sagte: Frankfurt am Main!" — Mit welcher Wehmuth erfüllt mich der Brief meines Freundes! Wie ganz anders fühl' ich mich jetzt hier, auch nach meinem ersten Feldzug, und auch noch jung (morgen werd' ich fünf und zwanzig Jahr) um nicht des Alters wegen den süßen Einbildungen glücklicher Lebensgeschicke entsagen zu müssen! Unwillig von Schmerz und Zorn ergriffen, ohne Ermunterung irgend einer Art, jeder begeisterten Stimmung fremd, in stetem Warten ohne Halt und Ruhe, seh' ich die flüchtigen Tage vorüber-gehen. Meine Wünsche für mich selbst sind bescheiden, aber fast hoffnungslos, ich sehe mich stets auf's neue

weitab verschlagen! Und so auch liegt das Allgemeine, für das ich die kühnsten Wünsche mit festem Vertrauen hege, mir noch in dunkler, dunkler Ferne.

Wie jedes deutsche Land und jede deutsche Stadt früher auf eigne Weise die Kraft und das Gedeihen der Nation darstellte, so auch jetzt wieder auf eigne Art spricht jedes Land und jede Stadt den allgemeinen Jammer aus. Welch' verschiedene Bilder geben Hamburg, Münster, Halle, Wetzlar, Hannover, Regensburg, oder Hessen, Baireuth, Tyrol, überall ist es ein andrer, ein eigenthümlicher Verlust, und überall doch nur die eine Ursache dazu, die fremde Herrschaft! Wie traurig steht auch dieses einst so glückliche und stolze Frankfurt da! Die alte Reichsstadt, welche in ihren Mauern ehmals die Wahl und Krönung des Kaisers geschehen sah, froh der Freiheit und des mit ihr verbundenen Wohlstandes, wie sehr ist sie gesunken! Zwar belebt sind auch jetzt noch die Straßen und Märkte, mancher gute Erwerb ist noch in den Händen der Bürger, ja sogar auch neuer Reichthum entstanden, und der Name der Stadt ist auf das ganze Gebiet eines bedeutenden Großherzogthums ausgedehnt worden; allein der innere Kern deutschen Lebens ist angegriffen, und schwindet täglich mehr dahin. Die Verfassung der Stadt war voller Mängel und Mißbräuche, das giebt jeder Verständige zu; aber nur aus eigner, einheimischer, freier Entwicklung können solche Fehler verbessert werden;

die fremde Hand kann abschaffen, aber nicht heilen, nicht verbessern. Das bezeugen auch hier tausend Klagen, die laut den Arm des Rächers und Befreiers anrufen. So fordert eine strenge Konskription — an sich die gerechteste Maßregel, aber unter dem fremden Joche die schrecklichste — nun auch das Blut der Unglücklichen, das in fremden Schlachten am Tajo und vielleicht an der Wolga soll verspritzt werden, damit die Nachbleibenden um so sichrer gefesselt seien! Eine billige Vorstellung der Bürger, daß die Befreiung vom Kriegsdienste durch Stellvertreter auf dieselbe Weise, wie es in Frankreich geschieht, eingeführt würde, ist mit Härte abgewiesen worden, und die Behörde zieht das Loskaufgeld ein, während die übrigen Kriegspflichtigen nun doch die bestimmte Anzahl zum Dienste stellen. So haben es die Deutschen in vielen Stücken schlimmer, als selbst die Franzosen, und ich habe schon von vielen Leuten hören müssen, für das äußre Gedeihen müßte das Volk wünschen, gleich völlig zu Frankreich geschlagen zu werden. Doch ist es wahrlich nicht der äußre Vortheil allein, der die Wünsche des Volks bestimmt. Hier ist seit langer Zeit gleichsam ein Stapelplatz des französischen Wesens für Deutschland, unzählige Bezüge reichen nach Frankreich hinüber, seit Jahren sind hier französische Truppen und Verwaltungen, aber ungeachtet alles dessen hat sich fast nichts von französischem Sinn hier festgesetzt, vielmehr eine immer stärkere Gegenstem-

mung erhoben. — Ich habe einem Balle des Casino beigewohnt; die Gesellschaft war zahlreich, alter Adel, Kaufleute, Offiziere von der französischen Besatzung. Unter den Frauen waren bildschöne Gesichter, die Anzüge reich und geschmackvoll; man versicherte mit Bestimmtheit, seit fünfzehn Jahren habe keine namhafte Frankfurterin sich mit einem Franzosen verheirathet. Der Gouverneur der Stadt, Graf Tascher, scheint ein gutmüthiger, muntrer Mensch, er befand sich anspruchslos in der Gesellschaft, und man bekümmerte sich wenig um ihn; aber andre Franzosen wollten sehr als Herren auftreten, und nahmen dem Gouverneur sogar übel, daß er sein Ansehn nicht strenger behauptete. Sehr angenehm war mir die Bekanntschaft des Herrn von Gontard, ehmaligen österreichischen Oberstlieutenants im Klenau'schen Chevauxlegersregiment, der mich nach vielen seiner alten Kammeraden fragte. Wie ein romantisches Land, von dem wüste Meere trennen, lebt in dem österreichischen Heere noch das sogenannte „Reich" in bestem Andenken, und wiederum steht den Reichern eben so das schöne kaiserliche Heer in der Erinnerung, welches in diesen Gegenden so lange Zeit mit wechselndem Glücke gekämpft. Wie viele Frankfurter sprachen mit Entzücken von jenen frühern Jahren! Nun ziehen täglich hier unter unsern Fenstern die französischen Truppen vorbei, und lärmen mit ihren Trommeln und ihrer Musik durch

die Straßen. Ich sollte dessen schon gewohnt sein. Ich werd' es nie gewohnt. —

Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm II. vor dem Friedberger Thore den dort am 2. December 1792 gefallenen Hessen hat errichten lassen, ist mir noch werther und lieber geworden, als im Frühjahr 1809, da ich es zum erstenmale sah. Friedrich Wilhelm II. hatte in Künsten hohen und edlen Geschmack. Die Einfachheit des Ganzen, der viereckige Stein, der auf Basaltschichten ruht, die großen ehernen Sinnbilder, Helm, Schild, Widderkopf und so weiter, alles zusammen macht einen würdig-ernsten Eindruck, wie selten solche Denkmäler pflegen, die gar leicht in der Anlage verunglücken. Auch die Namen der Gemeinen stehen auf der ehernen Tafel. Solcher Steine sollte man mehr in Deutschland finden! Sie reden zu allem Volke, während Schrift und Erzählung nur in einem sich stets verengenden Kreise fortbestehen. —

Ich will mich abwenden vom Staat und Krieg; Gottlob, das Vaterland hat noch andre Seiten, die nicht gleich jenen beschädigt und verdorben sind. Hier ist Goethe geboren; deß will ich gedenken, und mich freuen! Die ganze Stadt ist mir sein geweihtes Denkmal: hier erblühten die kindlichen Sinne, hier sogen sie zuerst die Lebensnahrung ein, die nachher aus seinen herrlichen Schöpfungen über die ganze Nation sich verbreitete; diese Häuser hat er betreten, diese Straßen

durchwandelt, unschuldig und ahndungsvoll, dieser Glockenschlag tönte ihm und maß ihm die Stunden ab, diese Mitbürger umwogten ihn! Wie im Zauberschwunge rauschen alle frühern Auftritte und Begegnisse Wilhelm Meisters neubelebt an mir vorüber, und die reine, blühende Seele Goethe's tritt daraus hervor. Geliebter Dichter, der du aus deutschem Boden und Leben wie ein Riesenbaum dich erhebst, und den grünenden laubreichen Wald jüngerer Bildung um deinen mächtigen Stamm versammelst, ein Mittelpunkt und Urbild des Vaterlandes, laß mich hier dich in Gedanken als zartes Bäumchen umfassen, und deine junge Rinde küssen! —

Harren und Streben.

Prag 1811. 1812.

Nach dem wechselvollen Leben, das ich so lange geführt, erschien der herkömmliche Besatzungsdienst und überhaupt der ganze Aufenthalt in Prag sehr beschränkt und einförmig. Die drückenden Zeitläufte machten sich überall fühlbar, der sinkende Werth des Papiergeldes verursachte auf allen Seiten Verlust und Unsicherheit, der gesellige Zusammenhang war schwach, und außer der schroffen Trennung der Stände wirkte hier auch der Unterschied der Volksstämme sehr merklich. Doch standen die deutsch und die böhmisch redenden Eingebornen noch nicht so sehr von einander ab, als von beiden wir deutsche Ausländer, die wir an Sinn, Richtung und Gewohnheiten hier entschieden fremd waren, und trotz manches Bemühens nicht heimisch wurden. Besonders traf dies die zahlreichen Offiziere, welche aus Norddeutschland wegen des Krieges nach Oesterreich gekommen waren, und jetzt im Heere noch fortdienten. Auf

einander angewiesen, hielten wir so viel als möglich zusammen, erfuhren aber auch, daß die Gleichheit des Aeußerlichen noch lange keine Gemeinschaft bildet. Die mir am werthvollsten gewesen wären, hatte der Zufall entfernt, und der Nähe und Bereitwilligkeit mancher Anwesenden mocht' ich mich lieber entziehen. Dagegen hört' ich zwei deutsche Namen jetzt in Prag nennen, nach denen ich früher dort und anderswo vergebens gefragt hatte, und zu welchen ich mich lebhaft hingezogen fühlte. Der Hauptmann Ernst von Pfuel, mir aus dem Lebenskreise von Nennhausen sehr wohl, aber noch nicht persönlich, bekannt, war der eine dieser Männer; der ehemalige preußische Minister Freiherr vom Stein, geächtet von Napoleon und hochgeehrt von allen deutschen Vaterlandsfreunden, war der andre.

Stein war in Berlin durch die französische Achtserklärung mitten in seinen Amtsgeschäften überrascht worden, und hatte seine Zuflucht nach Oesterreich genommen. Hier waren während des Krieges seine Hoffnungen und sein Haß heftig angeregt, und auch nach dem Frieden hielten beide sich voll unmuthigen Eifers aufrecht. Er wollte jetzt in Prag möglichst ruhig abwarten, wie die Weltereignisse sich ferner entwickeln würden; der Ort war zur Beobachtung wohlgelegen, bot vielerlei Hülfsmittel, und auch geselligen Anhalt genug für einen Mann, der durch Geburt und

Würden überall zu den Kreisen der hohen Aristokratie gehörte.

Von seiner unbeugsamen Gesinnung, der Schärfe seines Geistes und der ungemeinen Heftigkeit seiner Gemüthsart, erzählte man vielerlei Züge, welche ihm überall, wo der Franzosenhaß glühte, Bewunderung und Zutrauen erwarben, und einen Helden in ihm sehen ließen, auf den das Vaterland einst würde rechnen dürfen. Zwar fanden sich schon damals manche Stimmen, welche so raschem Muthe nicht ganz vertrauen wollten, an den Grundsätzen des Staatsmannes vieles tadelten, ihn thörichter Vorurtheile für alles Alte beschuldigten, und denen die Befreiung Deutschlands weit eher durch maßvolle Klugheit und besonnene Tapferkeit, als durch heftigen Ungestüm zu hoffen schien; solche Stimmen riefen dann auch wohl die Umstände zurück, durch welche Stein in seine jetzige Lage gerathen war, und höchst unzeitig einen Wirkungskreis verloren hatte, der ihm für seine Zwecke nicht schöner geboten sein konnte. Diese Umstände konnten allerdings seiner Besonnenheit nicht zum Lobe gereichen; doch waren sie damals nur ungefähr bekannt, der genauere Hergang aber war folgender. Von Königsberg sollte der Assessor Koppe mit Aufträgen nach Berlin und weiter in das nördliche Deutschland abgesendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel, wo viel getrunken worden war, und fand den schon Reisefertigen, der sich die

letzten Befehle erbat; Stein hieß ihn einen Augenblick warten, trat an ein Pult, und schrieb stehend in Eile und Eifer noch an den Fürsten von Wittgenstein einen Brief, den jener empfing, und dann abreiste. Die Sache blieb so gut wie vergessen, als plötzlich die Nachricht kam, Koppe sei von den Franzosen aufgefangen und seiner Briefschaften beraubt worden. In der Unruhe und Besorgniß, welche dies erregte, bekannte der Graf von der Golz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, er sei in großer Angst wegen einiger Briefe, in denen er sich über Napoleon scherzend ausgelassen. „Das war recht dumm von Ihnen!" fuhr ihn Stein sogleich an; und sodann befragt, was er selber dann für Briefe geschrieben, versetzte er gutes Muthes: „O was ich geschrieben habe, das dürfen die Franzosen alles lesen!" Bald nachher las er seinen Brief an den Fürsten von Wittgenstein im Moniteur abgedruckt, und mußte nun den Inhalt, auf den er sich vorher kaum hatte besinnen mögen, allerdings für verfänglich und unbedacht erkennen. Bei dem lautgewordenen Unwillen Napoleon's konnte Stein nicht füglich preußischer Minister bleiben. Er reichte daher seine Entlassung ein, dachte indeß auch jetzt so wenig an Gefahr, daß er vorläufig nach Berlin zu reisen wagte. Hier aber las er unerwartet im Moniteur ein Decret Napoleon's aus Madrid, durch welches **le nommé** Stein, als Aufruhrstifter gegen die Franzosen, vogelfrei

erklärt wurde. Für Stein blieb nun nichts übrig, als zu fliehen. Da die Wege nach England versperrt waren, so konnte nur Oesterreich eine sichere Zuflucht bieten. Die französischen Behörden hatten bei den preußischen bereits die Auslieferung des Geächteten nachsuchen müssen, thaten jedoch nichts, was seine Flucht hindern konnte; in dem Decrete war **le nommé** Stein nicht auch als der Minister bezeichnet, diese Unbestimmtheit kam ihm zu Statten, er behielt zwei Tage Zeit, seine Anstalten zu treffen, und gelangte glücklich nach Oesterreich.

In solchen Fällen aber zeigt sich die Aechtheit eines Karakters im glänzendsten Lichte; die wahre Größe ist von ihren sie begleitenden Mängeln unabhängig, und Schwächen und Irrthümer werden ihr nicht angerechnet; die Stimme des Volks, von richtigem Gefühl geleitet, hält ihre ächten Helden über Unfälle und Mißgeschicke empor, und spricht sie los von der Verpflichtung des Erfolgs. Daß Blücher bei Lübeck sich mit seinen Truppen gefangen geben mußte, hat ihm in der Meinung nicht geschadet, man sah in ihm nicht minder den Helden, dem die Zukunft anzuvertrauen sei. Eben so können wir von Stein sagen, daß die erzählte Uebereilung, welche so große Entwürfe und Bereitungen zerrüttete, ihm in der Meinung eigentlich kaum geschadet hat; man bedauerte das Vorgegangene, lächelte darüber, aber die Verehrung und das Zutrauen nahmen

nicht ab, im Gegentheil, Stein's Unfall beglaubigte ihn als unwiderruflichen Feind der Franzosen, dem keine Aussöhnung möglich sei, und dessen Versehen sogar nur den Eifer kund gab, der in jeder auch kleinsten Gelegenheit sich selber bloßzustellen kein Bedenken trug. In solchem Ansehen und solcher Würdigung lebte Stein bei den Besten und Würdigsten auch in Prag.

Er stand mit den vornehmen Familien in hergebrachtem Verkehr, hielt sich aber im Ganzen sehr zurückgezogen, und hatte nur wenig Umgang, der auch selten seinen Ansprüchen genügen konnte. Denn er machte unausgesetzt die größten Forderungen. Ehrenfest und deutsch wollte er die Menschen, aber auch fein und wohlgesittet, von wissenschaftlicher Bildung, aber auch entschlossen und thatkräftig, wo möglich noch unterhaltend durch Geist und Witz. Freilich war er selbst dies alles, aber nur selten wurde ihm dergleichen dargeboten, in Prag nur durch Pfuel, die Grafen von Sternberg, und vielleicht noch zwei bis drei Andere. Er war auch schon zufrieden, solche Eigenschaften theilweise vorzufinden, oder in solcher Richtung den guten Willen. Ich hatte über Paris und Napoleon mancherlei aufgeschrieben, war kürzlich durch einen großen Theil von Deutschland gereist, hatte ja auch schon gegen die Franzosen gefochten, dies alles, wovon Stein hörte und angezogen wurde, verschaffte auch mir die Gunst, daß er mich kennen lernen wollte. Pfuel führte mich zu ihm.

Der Empfang sollte freundlich sein, die Absicht war nicht zu verkennen, aber trotz derselben gerieth er doch ziemlich schroff und rücksichtslos. Man sah es dem Manne gleich an, daß er ohne viele Umstände zu verfahren liebte, und fast nur gezwungen, durch entschiedenes Machtansehen, wahre Geisteskraft oder trotzige Selbstständigkeit, einen andern Menschen so gelten ließ, um mit ihm auf einer Art von gleichem Fuße zu verkehren. Ich werde mich nicht rühmen, gegen Stein irgend eine Positur behauptet zu haben; wie hätte ich daran denken und dies mir gelingen können. Aber ich kann sagen, daß auch er mir im geringsten nicht imponirte, und daß ich ihm gegenüber meine Selbstständigkeit irgend beschränkt gefühlt hätte. Ich fand ihn einfach und ungezwungen, ganz ohne Stolz und Schein, und so war ich ebenfalls einfach und natürlich, ohne andere Unterredung, als welche der äußerliche Abstand gebot. Gleich bei dem ersten Besuche, bei Erwähnung mancher politischen Bezüge, in dem Urtheil über Personen und Schriften, thaten sich merkliche Verschiedenheiten der Ansichten hervor, und Stein schien verwundert, daß ich die meinigen nicht sogleich berichtigen ließ. Doch reizte ihn der Widerspruch nicht unangenehm, und er lud mich lebhaft und dringend zu häufigen Besuchen ein. Ich hatte dazu mehr als Einen Antrieb. Meine Verehrung war aufrichtig und unbegränzt; den hohen Werth eines solchen Mannes erkannte ich mit allem

Eifer, mit entschiedener Hoffnung künftigen Erfolgs, sowohl für die allgemeine Sache, als für mich insbesondere. Hier ein näheres Verhältniß anzuknüpfen schien in meinen Lebenszwecken ganz eigentlich begründet, früher oder später mußten wir doch in gleichen Richtungen zusammentreffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir dabei nur Ehre und Vortheil erwachsen würde. Aber ich hatte noch ein anderes Anliegen. Für meine künftige Laufbahn mußte ich Studien unternehmen, die ich früher hatte vernachläßigen dürfen, und für welche mir jetzt in Prag sowohl Anleitung als Bücher fehlten. Mit völligem Vertrauen hatte ich dem kenntnißreichen Staatsmanne meine Unwissenheit aufgedeckt, und seinen Rath und Beistand erbeten, um auf kürzestem Wege in die Zweige praktischer Staatskunde einzudringen, deren ich am meisten zu bedürfen schien. Sehr bereitwillig sagte er mir Hülfe zu, sowohl durch mündliche Belehrung, als durch den reichen Vorrath seiner Bücher, die er nach Prag hatte nachkommen lassen.

So oft ich nun zu Stein kam, hörte ich gleichsam ein **Privatissimum** über Gegenstände der Staatswirthschaft, erläutert durch Beispiele aus dem Geschäftsleben selbst, wobei zwar keine geordnete Folge herrschte, aber doch die wichtigsten Ansichten und Thatsachen mir auf die lebendigste Weise dargeboten wurden. Seine eigne Lebhaftigkeit riß ihn fort; jede Unkunde, die er wahrzu-

nehmen glaubte, jeder Zweifel, der sich zu äußern wagte, steigerte seinen Eifer und er nahm sich die Geduld, in die ausführlichsten Erläuterungen einzugehen. Bei solcher Gelegenheit fehlte es nicht an persönlichen Bemerkungen, besonders über preußische Staatsbeamte, und die Kritik ihrer Handlungen gab ihm noch mehr Herzenserleichterung, als mir Belehrung, wobei mir nicht entging, daß in der Sache und in der Form seine raschen Aussprüche als parlamentarische Opposition oft von außerordentlicher Wirkung hätte sein müssen. In seinen Lieblingsvorstellungen ganz ritterlich gesinnt, auf einen starken und reichen Adel haltend, war Stein zugleich der eifrigste Bauernfreund, und wollte den Landmann durchaus frei und selbstständig wissen. In diesem Betreff rühmte er die neue preußische Gesetzgebung, die zwar nicht, wie man fast allgemein geglaubt, von ihm ausgegangen war, aber doch jede Förderung erhalten hatte. Hierbei kam er auf die Verdienste des in Königsberg verstorbenen Professor Kraus, dessen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleist deutsche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus sehr herabsetzte, und ihn für einen bloßen Nachsprecher Adam Smith's erklärte, dessen Grundsätze, als den Gewerbefleiß zum Nachtheil des Adels begünstigend, schon nicht mehr gelten sollten. Stein aber sagte von Kraus: „Der Mann

hat mehr gewirkt und gethan, als diese Herren je vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Anbau durch ihn zugenommen, seine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und Gesetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideen aufgestellt, so ist er dafür auch kein ruhmsüchtiger Sophist gewesen, und die einfache Wahrheit klar und rein vorgetragen, auf ihren richtigsten Ausdruck gebracht, und Tausenden von Zuhörern erfolgreich mitgetheilt zu haben, ist ein größeres Verdienst als durch Geschwätz und Paradoxieen Aufsehen zu erregen. Aber so verhält es sich nicht einmal; Kraus war kein Nachbeter, Kraus hatte eine unscheinbare und doch geniale Persönlichkeit, die seine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Einsichten, großer Anwendungen, und setzte uns durch sein unerwartetes Urtheil oft in Erstaunen. Wenn er indeß sein A. B. C. vortrug, suchte er das B. nicht hinter das C. zu setzen, und eine solche Neuerung als geistreich auszuschreien. Lesen Sie seine Schriften, klar und einfach ist da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht. Nebenher lesen Sie mir auch die Franzosen, um zu vergleichen und zu prüfen, die Leute haben auch was gethan!" Wenn Stein so eiferte, gerieth seine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte, und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf sein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, wel-

chem er dann jeden geheimen Widerspruch auf dem Gesichte las, und mit neuem, oft hartem und verletzendem Anlauf entgegen drang! Mit ihm ein Gespräch zu haben, war ein steter Kampf, eine stete Gefahr, wie konnte man sicher sein, durch eine plötzliche Wendung sich feindlich behandelt zu sehen, weil es ihm beliebte, den grade Anwesenden, mochte dieser auch ganz einstimmig sein, sich als Widersacher vorzustellen; und dies ohne üblen Willen, ohne persönliche Absicht, und ohne irgend einen bleibenden Eindruck in ihm selber. Dies gab dann auch dem Umgange Stein's einen eignen Reiz und ließ die Erregung, in welche sein Gespräch versetzte, eher aufsuchen, als meiden; wie denn insbesondere der Kaiser Alexander späterhin von diesem rüstigen und derben Wesen, das sich den höchsten Personen gegenüber nur etwa durch einen Zusatz von Laune mäßigte, ganz bezaubert war, und für Stein eben so große Zuneigung als Bewunderung empfand.

Durch Stein wurde ich auch mit mancherlei Zusammenhang der politischen Dinge bekannt, der mir bisher entgangen war. Ich bekam Aufschluß über allerlei, was in Berlin und im nördlichen Deutschland vorbereitet wurde, und sah nun Weg und Feld mit zahlreichen Fäden überkreuzt, die beim Weiterschreiten nicht unbeachtet bleiben durften. Stein hatte thätige Verbindungen beibehalten, und war von allem, was in Berlin vorging, genau unterrichtet. Scharnhorst und

Gneisenau waren die Männer seines Herzens. Nächst ihnen rühmte er Niebuhr, den er als praktischen Staatsbeamten und als gründlichen Gelehrten gleich sehr schätzte, und dessen Buch über die Geschichte Rom's er mir zuerst mittheilte, wobei er in aller Bewunderung des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit doch bedauerte, daß Niebuhr eigentlich kein Deutsch schriebe, sondern im Deutschen immer Englisch werden wolle, durch dessen frühes und eifriges Studium er seinen Stil verdorben habe. Von den deutschen Gelehrten dachte er im Ganzen nicht vortheilhaft; doch lobte und empfahl er die Schriften von Heeren als gründlich und praktisch, und besonders pries er Fichte'n wegen seiner Reden an die deutsche Nation; die Philosophen mochte er sonst wenig leiden, und erklärte die damaligen neuesten geradezu für verrückt. Auch Schleiermacher's philosophische Religion war ihm zu geistreich und in Betreff der Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig. Große Stücken hielt er auf Justus Gruner, von dessen Muth und Gewandtheit im Geheimkriege der preußischen Behörden gegen die französische Polizei und Herrschaft die merkwürdigsten Beispiele erzählt wurden. Von ihm wird später noch die Rede sein.

Hatte ich bei diesen Unterweisungen und Aufschlüssen mich nur belehren zu lassen und fügsam und dankbar zu erweisen, so gab es dagegen andere Gegenstände, bei welchen mir eine thätigere Rolle zugewiesen war.

Um seine viele Stunden würdig und zugleich fruchtbar auszufüllen, hatte Stein ein ernstes Studium der französischen Revolution vorgenommen, er wollte diesen Ereignissen, aus welchen die Geschicke der Welt noch unmittelbar herabströmten, Einmal auf den Grund sehen, ihre starken und schwachen Seiten kennen. Die damals erreichbaren Hülfsmittel lagen auf seinen Tischen, er las die Schriften aller Partheien, und scheute die großen Bände des Moniteur nicht, um die öffentlichen Verhandlungen aus der Quelle zu schöpfen. Seine Gespräche lenkten natürlich jedesmal auch auf diesen Gegenstand ein, über den seine Empfindungen und Ansichten auszusprechen er am liebsten selbst eine Rednerbühne bestiegen hätte. Jeder meiner Besuche fand ihn fortgeschritten, in dem Geschichtsgange, und ich konnte die Eindrücke jeder Epoche genau wahrnehmen. Sein Haß gegen die Revolution war gränzenlos, besonders in den ersten Zeiten, wo noch so oft durch wenige Maßregeln und einige Entschlossenheit alles hätte gewendet werden können. Die Franzosen von 1789 waren ihm schon die jetzigen, die Republikaner schon die von Napoleon unterjochten und den Deutschen schmachvoll aufliegenden Kaiserlichen Kriegsknechte; die Vorgänge, in denen das Volk siegte, erfüllten ihn mit Grimm, er hätte dem Hof, den Ministern, den Generalen noch jetzt seine Kraft und Entschlossenheit leihen mögen. Wenn Mirabeau und Lafayette einige Gnade

bei ihm fanden, so war es, weil sie solche Kraft, die sie zuerst gegen den Hof wandten, zuletzt auch der Volksmeinung entgegensetzten. Sonst verwarf er alle Theilnehmer der Revolution in ein- und dieselbe Verdamniß. Ich stimmte ihm hierin nicht bei, und faßte überhaupt die Ereignisse mehr in ihrer Besonderheit auf, suchte sie aus ihren eigenthümlichen Umständen und Antrieben zu erklären, und wollte eine unabwendbare Entwickelungsfolge in ihnen sehen. Stein fand dies kleinliche Geschichts-Sachwalterei, wollte von genauen Erwägungen wenig hören, und hielt sich als Mann der That und des Kampfes an den kurzen Entscheid: alles dort drüben sei der Feind, und der müsse in Summa geschlagen und vertilgt werden.

Jedesmal hatten wir hierüber Streitigkeiten. Ich gab zu, daß im Schweben der Schlacht kein Unterschied zu machen sei, aber nach dem Kampfe folge die Geschichte wie ein Lazareth, wo man auch den Feind schonend behandle und wohl Rücksicht nehme, ob er aus Wahl und Absicht oder Zufall und Zwang es geworden sei. Ich war in der französischen Revolutionsgeschichte, besonders in den Anfängen, nicht unbewandert, und konnte manche Thatsache, manchen Charakterzug anführen, welche Stein nicht ganz verwerfen durfte; bisweilen ließ er sich den Widerspruch gefallen, wie er denn überhaupt mit jeder Entschiedenheit artiger umging, als mit feigem Nachgeben, welches er gewöhnlich

mißhandelte. Allein ich stand in jedem Betracht hier zu sehr im Nachtheil, um diese Erörterungen zu lieben, welche doch jedesmal den ganzen Umgang auf's Spiel setzten. Verschweigen wollt' ich meine Meinung nicht, aber sie ganz herauszusagen war oft kaum thunlich. Ich erinnre mich, Einmal gereizt und gedrängt zu Stein gesagt zu haben, er sei ein Reichsfreiherr, ein Adlicher und Vornehmer, und habe als solcher im gegebnen Fall ein bestochenes Urtheil. Ich erschrack, als ich diese Kühnheit ausgesprochen. Stein aber schwieg einen Augenblick, wurde ganz gelassen, und sagte mit mildem Ernst und großer Würde: ich machte ihm da einen Vorwurf, der einigen Schein habe, jedoch um mir zu zeigen, daß er ihn im Allgemeinen doch nicht so ganz verdiene, wolle er mir beispielsweise nur sagen, daß, wenn er auch zu dem ältesten Adel gehöre, und in adlichen Gewöhnungen und Ansichten herangewachsen sei, doch die eigentlichen vertrauten Freunde, die er in seinem Leben gehabt, freilich aber später wieder habe aufgeben müssen, beide bürgerlich gewesen; „Nicht wahr?" fügte er hinzu, „das haben Sie wohl nicht gedacht?" Meine Beschämung konnte mich so sehr nicht beugen, daß nicht der Anblick des trefflichen und in solchen Momenten wahrhaft liebenswürdigen Mannes mich noch mehr erhoben hätte.

Eines Tages aber fand ich ihn wieder über dem Moniteur und ganz ungewöhnlich aufgeregt. Er sprach

mit Lebhaftigkeit über die Revolution, aber schimpfte nicht. Er war zu dem Nationalkonvent gelangt, und hier, wo sein Haß den Gipfel erreicht haben mußte, wo die Verurtheilung und Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten, die gehäuften Gräuel und Schrecknisse aller Art ihn empören mußten, sah er sich zu staunender Bewunderung hingerissen durch die ungeheure Kraft und beispiellose Macht, mit welcher der Wohlfahrtsausschuß das innere Frankreich beherrschte, und nach außen allen Feinden siegreich die Spitze bot. Diese gewaltsamen Maßregeln, diese furchtbare Strenge und fast übermenschliche Thätigkeit, imponirten ihm, diese waren seines Wesens und Geschmacks, solche hätte er selber jetzt zur Rettung Deutschlands gegen die Franzosen anwenden mögen. Wie kräftig diese Leute gewesen, was sie alles geleistet und durchgesetzt, hörte er nicht auf zu preisen, und hielt eine begeisterte Lobrede auf jenen Ausschuß, den er mir vorwarf nicht gehörig zu erkennen. Denn freilich konnt' ich auch diesmal ihm nicht beistimmen: manche Vorgänge der Revolution waren mir in günstigem Licht erschienen, ich hatte die erste Nationalversammlung bewundert, die talentvollen Girondisten beklagt, aber von frühster Zeit waren mir die Jakobiner und ihre Gräuel zum Abscheu, und die Größe eines Danton und Robespierre nur schauderhaft. Schon bei dem nächsten Besuche hatte auch Stein von seiner Bewunderung nur noch Abscheu, und im weitern

Verfolge der Revolutionsgeschichte fand ich ihn nur noch Einmal besonders aufgeweckt, als er zu den Unfällen des Direktoriums gekommen war, wo es ihm wohlthat, seinem Hasse auch einmal volle Verachtung beimischen zu können. Man wird mir zugeben, daß ich durch diese Gesprächsbegleitung des Stein'schen Studiums einen Kursus über die neuere Zeitgeschichte gemacht, wie er nicht leicht wieder vorkommt!

Mehr, als mit meinen mündlichen Aeußerungen war Stein mit meinen schriftlichen Aufsätzen zufrieden, in denen ich einen Theil meiner Reisewahrnehmungen niedergelegt hatte. Er trieb mich unaufhörlich zum Schreiben an, zum Schreiben im deutschen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzosen. Es könne nicht genug in dieser Art geleistet werden, und der Augenblick, meinte er, wo dergleichen gedruckt worden könne, werde schon kommen. Er freute sich, daß Graf Schlabrendorf, von dem ich viel hatte erzählen müssen, durch sein Buch über Napoleon diesem den größten Schaden gethan, und die Augen der Welt enttäuscht habe, er freute sich der Blätter Arndt's, die zu ihm gelangt waren. Jede feindliche Aeußerung gegen das französische Kaiserthum that ihm durchaus Genüge. Ueberhaupt blieb das Vernehmen, so lange sein Aufenthalt in Prag dauerte, ziemlich ungestört. Späterhin wurde der Abstand in Meinungen nicht nur, sondern auch in Rang und Stellung allzu trennend. Seine Heftigkeit

hab' ich als auf mich persönlich gerichtete nie erfahren, wohl aber oft peinlich bestanden, wenn er sich wider Andre tobend ausließ.

Stein's Raschheit und Ungestüm hing ganz mit seiner körperlichen Organisation zusammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsschläge, und hielt mir dann lachend die Hand hin, ich solle die seinigen einmal zählen. Es waren über hundert in der Minute. Dies, versicherte er, sei von jeher sein gewöhnlicher Puls, bei dem er sich vollkommen wohlbefinde. Er schien selber diese Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzusehen, der ihm schon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menschen. Bei Gelegenheit Stein's, auf den ich in der Folge noch oft zurückkommen muß, hab' ich auch eines Staatsmannes zu erwähnen, den ich in Prag einigemal mit ihm zusammen sah. Dieser war der ehemals mainzische Domherr Graf Friedrich von Stadion, Bruder des österreichischen Staatsministers, zuletzt österreichischer Gesandter in München. In vielem Betracht war er das Gegentheil von Stein, ruhig, milde, tiefen und zarten Sinnes, dabei welt- und geschäftskundig im größten Stil; an Rechtschaffenheit aber und edler Gesinnung stand er wohl mit Stein zu vergleichen, so wie an Entschlossenheit und Kraft, wo es galt besonnen und nachhaltig auf einen bestimmten Zweck hinzuwirken. Die Wendung der öffentlichen An-

gelegenheiten hatte ihn von den Geschäften entfernt, und er befand sich, wie Stein, zu stiller Betrachtung und Erwartung verurtheilt. Sie achteten und liebten einander beide, und wenn man sie zusammen sah, so verschieden an Gestalt und Art, aber beide so edel und tüchtig, so einfach und durchbildet, dann konnte man die würdigste Vorstellung von deutschem hohen Adel fassen, dem diese beiden Männer so ausgezeichnete Vertreter waren.

* * *

Nur allzuschnell erlitt dieser belehrende und unterhaltende Umgang eine Unterbrechung. Schon früher eingeleitete Geschäfte veranlaßten, daß ich zu deren Betreibung nach Wien geschickt wurde. Ich hatte den Erzherzog Karl, die Generale Grafen von Radetzky, Fürsten Aloys von Liechtenstein, Grafen von Neipperg, und viele andre Personen hoher Stellung und Wirksamkeit, anzugehen, und es geschah meist mit glücklichem Erfolg. Dem Grafen von Metternich fand ich mich auf's neue verpflichtet durch das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir seit Paris bei ihm unverändert fortbestand. Ich war beglückt, meine Freunde Willisen und Meyern wiederzusehen, besuchte eifrig das Humboldt'sche Haus, versäumte das Arnstein'sche nicht, hatte öftere Gespräche mit Gentz, mit Friedrich Schlegel, und fand in der Wiener Gesellschaftsfluth, welche der

Jahreszeit gemäß eben am höchsten stand, alte und neue Bekannte in Menge.

In Betreff der allgemeinen Stimmung, welche richtig aufzufassen mir besonders angelegen war, erschien mir merkwürdig, wie hier das Leben zwei verschiedene Richtungen, die keiner Vereinigung fähig schienen, ganz friedlich zusammenflocht. Der äußerlichen Geltung nach war alles in Freundschaft und Bündniß mit Frankreich, der öffentliche Ausdruck hievon war überall ohne Widerstreit angenommen; in den Gesinnungen aber trat durchaus das Gegentheil hervor und alle nicht unmittelbar jenen Ausdruck angehörigen Regungen strebten offenbar in entgegengesetzter Richtung. Daß der Zwang jenes äußerlichen Verhältnisses nicht dauern solle, daß er abgeworfen werden müsse, darüber herrschte allseitiges Einverständniß und zweifellose Zuversicht. Nur über den Zeitpunkt und Anlaß konnten die Meinungen verschieden sein, daraus einige Partheiung entstehen. Die Kriegsmänner und die geschäftslos Wartenden, wie Stein, Stadion und viele Andre, waren ungestüm; die aber im Drange des Tages Ringenden fühlten die Nothwendigkeit klugen Zögerns. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte hier die schwierigste Aufgabe, die er bewundernswürdig löste, indem er die fremde Gebühr und eigne Aufrichtigkeit in freier und ruhiger Haltung zu vereinigen wußte. Im Schreiben herrschte große Vorsicht, und man vermied, in Briefen

die politischen Gegenstände zu berühren; die mündliche Mittheilung aber war frei und kühn, und hatte in der That wenig zu fürchten, da ein Verräther oder Angeber in diesem Gedränge gleichartiger Gesinnung schnell erstickt worden wäre. Die Nachrichten aus Spanien von den Unfällen der Franzosen konnten in England nicht freudiger aufgenommen, die Hoffnungen für Oesterreich und Deutschland nirgends eifriger genährt werden, als in diesen Lebenskreisen, und die Aussicht eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland erhöhte die Spannung der Gemüther durch die wichtigen Fragen, welche dieser Fall für Oesterreich zur Entscheidung bringen mußte. Einen solchen Krieg an der Seite der Franzosen mitmachen zu sollen, dünkte Vielen unerträglich, während Andre behaupteten, im Vertrauen auf ein künftiges Ziel dürfe man keine Verläugnung scheuen, und müsse jede Zwischenstufe getrost betreten. So ruhig, wie jetzt, ließen sich aber diese entgegengesetzten Meinungen damals nicht ansehen und verfolgen; in ihnen lag allerdings die Möglichkeit, welche auch wirklich geworden, daß Männer, welche noch eben als Waffenbrüder denselben Fahnen angehörten, künftig unter feindlichen mit dem Degen einander gegenüber stünden, und so war es natürlich, daß in diesem Zwiespalt vielfach Anklage und Mißtrauen wechselseitig ausgesprochen wurde. Der Gedanke, in russische Dienste zu treten, keimte schon in manchem Gemüth, und besonders die

Deutschen aus dem sogenannten Reich, welche nicht durch Geburt dem österreichischen Kriegsdienste verbunden waren, glaubten sich nicht verpflichtet, diesem in allen seinen Wendungen zu folgen.

In dieser Zeit kam die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom nach Wien, und das, wie nicht zu läugnen war, unabsehbar folgenreiche Ereigniß brachte die mannigfachsten Eindrücke hervor. Die Gegensätze, welchen die damalige Epoche verfallen war, traten in das hellste Licht. Die in den persönlichen Verhältnissen gegründete ächte Theilnahme durfte niemand anzugreifen wagen; die amtlichen Freudenbezeigungen und Festlichkeiten wurden dagegen um so feindlicher behandelt. Ich selbst, durch des Grafen von Metternich ausdrückliche Fürsorge, wohnte dem großen Feste bei, durch welches der französische Botschafter Otto die Geburt des französischen Thronerben feierte, und wo der kaiserliche Hof und hohe Adel Wiens in größtem Glanz erschien; allein von achthundert Eingeladenen waren doch kaum sechshundert erschienen, und nachdem sich der Kaiser entfernt hatte, verschwand auch ein merklicher Theil von diesen. Für mich aber hatte dies Fest noch einen besondern Gegensatz in einem andern, von dem ich wußte und absichtlich erzählte. Während ich, mir selber sonderbar genug, am **20.** Mai bei dem französischen Botschafter das Fest des Königs von Rom mitmachte, war in Prag für den **21.** zur Feier des Jah-

restags der Schlacht von Aspern, ein Fest bereitet, dessengleichen man nicht gesehen hatte. Mein Oberst, gesinnungsvoll und freimüthig, hatte es gerade in dieser Zeit gelegen und zweckmäßig erachtet, dem neusten Zustande der Dinge das Andenken dieses noch so frischen Sieges entgegenzuhalten, den man fast geflissentlich vergessen zu wollen schien. Er gab daher seinem Regimente, welches in jener Schlacht mit Auszeichnung gefochten, ein militairisches Fest, an welchem, da die schönen öffentlichen Anlagen an der Moldau, der Bubnetsch oder Baumgarten genannt, der Schauplatz waren, die ganze Stadt Prag Theil nahm. Frei und selbstständig schaltend, hatte er das Ungewöhnliche nicht gescheut, und es erregte frohes Staunen und lauten Beifall, daß die Gemeinen hier in eine Ehrengenossenschaft gezogen wurden, zu welcher meist nur die Offiziere sich abzuschließen pflegen. Einige Soldaten, welche von Aspern her die Ehrenmünze im Knopfloche trugen, wurden von dem Obersten und den Staabsoffizieren in offnen Wagen abgeholt, mußten obenan sitzen, und bekamen auch an der Tafel die Ehrenplätze. An der Bewirthung fehlte es nicht, an Trinksprüchen, Anreden und Gesängen eben so wenig; die vortreffliche Musik der böhmischen Regimenter ist bekannt, und so bedarf es keiner Versicherung, daß der Eindruck des Festes weit über dessen Anlage hinausging, und das eine Regiment nicht mehr sich selbst, sondern das ganze

Heer und Volk zu vertreten schien. Die frische Kraft und Munterkeit dieser Ausführung gefiel allgemein, und selbst höhern Ortes wurden die kühnen Eigenheiten, welche doch gewaltig von dem Geiste der Zeit zeugten, mit Lächeln belobt.

Bei meiner Rückkehr nach Prag fand ich noch alles erfüllt von dem erlebten Schauspiel, und manche meiner jüngern Kammeraden so aufgeregt, daß sie erwarteten, ich müsse von Wien wo nicht schon die Kriegserklärung, doch die Gewißheit mitbringen, daß ein Ausbruch nahe sei, und man hoffen dürfe, nächstens wieder gegen die Franzosen ins Feld zu rücken. Ich konnte ihnen freilich von allem diesem nichts, sondern nur berichten, wie ich ein Fest zu Ehren des Königs von Rom mitangesehen, worauf denn die Kriegserwartungen sich für den nächsten Sommer noch in die friedlichen Aussichten auf die herkömmlichen Waffenübungen verwandeln mußten!

Ich für mein Theil aber war auch dieser glücklicherweise überhoben, und konnte seit langer Zeit wieder zum erstenmal einem ersehnten Zusammensein mit Rahel entgegeneilen. Schon in Dresden dacht' ich sie zu finden, allein, da sie dort binnen mehreren Tagen nicht eintraf, so eilte ich nach Berlin, um sie abzuholen. Ich fand sie mit ihren Gefährtinnen schon ganz reisefertig, und geleitete sie darauf nach Töplitz, wo wir

den besten Theil des Sommers in schöner Muße zu verbringen dachten.

Die Schilderung des dortigen Aufenthalts wird sich künftig einschalten lassen. Hier sei nur in Kürze gesagt, daß der Fürst von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie, der Herzog von Sachsen-Weimar, die Gräfin von Waldburg-Truchseß, gewesene Oberhofmeisterin am westphälischen Hofe zu Kassel, der Fürst von Windischgrätz und der Graf von Trogoff, Graf und Gräfin von der Golz aus Berlin, Frau von Crayen, die Gräfin von Schlabrendorf, Frau von Grotthuß und viele Andre, deren Namen sich diesen anschließen, eine ziemlich bunte Gesellschaft bildeten, in welcher es lebhaft genug herging. Clemens Brentano besuchte mich; Fichte und Friedrich August Wolf kamen; die Gräfin von der Recke brachte Tiedge'n mit; Beethoven konnte trotz seiner Wildheit uns nicht entgehen; nur Goethe blieb leider aus, auf den wir gehofft, und Gentz und Marwitz, die zu kommen versprochen hatten. Die politischen Bezüge wurden in der scheinbaren Zerstreuung nicht vergessen, sondern im Gegentheil vielfach angeknüpft und fortgeleitet. In mir befestigte sich der Entschluß, den Kriegsdienst, der schon überall die Gefahr brachte, mit den Franzosen als Verbündeter ziehen zu müssen, bei erster Gelegenheit zu verlassen, und mir wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu eröffnen.

Gegen die Mitte des Septembers reiste Rahel nach Dresden, wo Marwitz sie erwartete, und dann nach Berlin zurück. Der Abschied brach mir das Herz, nur die gewisse Zuversicht, alles zu einem dauernden Wiedersehen zu lenken, gab mir den Muth, diese Trennung zu ertragen. —

In Prag erwarteten mich vielfache Arbeiten. Der Umgang mit Stein erneuerte sich, und beförderte wie früher meine Studien und Vorsätze. Allein ich hatte mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, und blieb von vielen Zufälligkeiten abhängig. Die seltsamsten Nebendinge drängten sich in meine ernsten Beschäftigungen. Ich hatte Beethoven einen Operntext versprochen, einen andern, den er schon bearbeitete, sollte ich verbessern; äußrer Rücksichten wegen übersetzte ich den Britannicus von Racine in deutsche Jamben, und obwohl ich in acht Tagen damit fertig war, und mehr Gewinn davon zog, als von irgend einer andern litterarischen Arbeit, so reute mich doch die schöne Zeit, die ich lieber anders hätte verwenden mögen. Zu Hormayr's Archiv, zu Fouqué's und Neumann's Musen gab ich litterarische Beiträge, die mich ebenfalls zwar nicht viele, doch immer einige Zeit kosteten. Eine kleine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefen, welche, da sie größtentheils Goethe'n betreffen, Cotta nicht ohne dessen Erlaubniß drucken wollte, gab Anlaß in Weimar anzufragen, woraus mir die erste unmittelbare Berührung

mit Goethe entsprang, dessen Wahrheit und Dichtung eben erschienen war, und mich neu mit ihm erfüllt hatte. Den Zerstreuungen der Geselligkeit, des Theaterbesuchs, der Spazirfahrten konnte ich nicht entgehen, und mußte mich damit trösten, auch diese Vergnügungen manchen ernsten Gewinn tragen zu sehen.

Beethoven, der von Töplitz in Begleitung seines und meines Freundes Oliva nach Wien zurückreiste, hielt sich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Absicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich seine zwar überaus erfreuende, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren sollte, auch gefährliche Gesellschaft; gefährlich, insofern sie das tiefste Vertrauen hervorlockte, ohne diesem doch Sicherheit zu gewähren. Ich machte Bekanntschaft mit der Gräfin von Pachta, der Jugendfreundin Rahel's, und mit dem Professor Meinert. Auch den berühmten Altmeister der slavischen Sprachforschung, Abbé Dobrowsky, lernte ich näher kennen. Dagegen hatte es wenig Anreiz, die böhmischen Großen in ihren Häusern aufzusuchen, weit belohnender war es sie in dem gastfreien Hause des Schauspieldirectors Liebich zu treffen, wo außer der Blüthe der eigentlichen Theaterwelt, in welcher besonders die Damen, Auguste Brede und Julie Löwe, beide durch Schönheit und Talent und die erstere auch durch eine seltene Geistesbildung hervorragend, zu bemerken waren, auch

die ausgezeichnetsten Personen aus der höhern Gesellschaft sich einfanden, und wo überhaupt ein eben so anständiger als ungezwungner Ton herrschte.

Ich übergehe hier eine Menge von Erscheinungen, Wirren und Entwicklungen, welche zum Theil den reichsten Stoff romantischer Lebensbilder darböten, und eile zunächst nur die Züge flüchtig zu erfassen, welche mit der Wendung der politischen Angelegenheiten in Zusammenhang stehen.

Der Winter war mir trotz aller Zerstreuungen doch größtentheils in Stille und Fleiß vergangen. Mit dem Frühjahr wurden die Aussichten zum Kriege zwischen Rußland und Frankreich immer deutlicher, und setzten alles in unruhige Bewegung. Die Uebungen frischer Thätigkeit wurden vorgenommen; die Reitbahn, der Fechtboden, die von dem Grafen zu Bentheim mit thätigster Beihülfe Pfuel's errichtete Schwimmschule, wurden fleißig besucht. Die größten Zweifel und Ueberlegungen aber kämpften in den Gemüthern, welchen Antheil bei den bevorstehenden Ereignissen der Einzelne in den jetzigen Verhältnissen hoffen könne, welche neue er wählen dürfe? In Prag hatten sich die stärksten Mächte und Antriebe zum Hasse gegen Napoleon zusammengehäuft. Der Kurfürst von Hessen-Kassel lebte dort als Vertriebener, mit vielem Anhang und seinem größtentheils geretteten Schatze, voll Trotz und Vertrauen auf einen Umschwung der Dinge, und stets

bereit, zu einem solchen aus allen Kräften mitzuwirken. Von Stein ist schon gesprochen. Karl von Nostitz, Pfuel, und noch andre Norddeutsche, die sich hier zusammenfanden, waren nur zum Kriege gegen die Franzosen in österreichischen Dienst getreten, und keineswegs geneigt, nun an der Seite der bisherigen Feinde zu fechten. Französische Emigrirte der beharrlichsten Art, und meist in österreichischem Kriegsdienst, unter ihnen der Fürst von Rohan, der Major von Trogoff, der Marquis von Favras, Sohn des im Anfange der Revolution hingerichteten Vertrauten Monsieurs's nachherigen Königs Ludwigs des Achtzehnten, hatten hier ihren Aufenthalt; deßgleichen ein Korse, der Hauptmann Pozzo di Borgo, Neffe des berühmten Diplomaten und wie dieser voll bittern Hasses gegen den allgewalt'gen Landsmann. Die Zahl solcher Unzufriednen mehrte sich mit jedem Tage. Aus Sachsen traf der Major von Bose ein, dann der Oberst Rühle von Lilienstern. Von Berlin nahm der bisherige Polizeipräsident Justus Gruner hieher seine Zuflucht; aus Hamburg kam als Flüchtling unter fremdem Namen der Buchhändler und Schriftsteller Bran, welchen der Marschall Davoust wegen Uebersetzung und Bekanntmachung der spanischen Aktenstücke des Cevallos wollte erschießen lassen; er dankte seine Rettung nur dem Umstande, daß die Leipziger Polizei, kopfschüttelnd über den unglaublichen Namen Bran, den das französische

Verfolgungsschreiben angab, sich fest einbildete, der Mann müsse Brand heißen, und daher einen Mann dieses Namens festnehmen ließ, wodurch der nur allzu richtige Bran gewarnt wurde, und eh' der Irrthum aufgeklärt war, nach Böhmen entwich.

Daß Preußen in seiner Lage nur mit Frankreich sich verbünden könne, war längst ausgemacht. Bald wußte man auch mit Sicherheit, daß eine österreichische Hülfsmacht mit den Franzosen vereint sein würde. Eine allgemeine Besorgniß zeigte sich, welche Regimenter dies Loos treffen würde, dem entgehen zu können als das größte Glück erschien. Selbst als man vernahm, der tapfre und hochverehrte Fürst Karl von Schwarzenberg bringe den Umständen das Opfer, und werde den Oberbefehl über diese Truppen annehmen, sah man weniger auf dieses Beispiel, als auf das entgegengesetzte des Generals von Wintzingerode, des Majors von Tettenborn, des Generals Grafen von Wallmoden, welche den Abschied schon genommen hatten oder nehmen wollten, um in russische Dienste zu treten.

Mittlerweile hatte der französische Kaiser von allen Seiten seine und seiner Verbündeten Schaaren zusammengezogen, und der ungeheure Heereszug wälzte sich unaufhaltsam durch Preußen und Polen gegen Rußland hin. Napoleon selbst kam mit seiner Gemahlin nach Dresden, wohin der Kaiser und die Kaiserin von

Oesterreich, welche seit kurzem in Prag eingetroffen waren, sich nun ebenfalls verfügten. Während dieser Zusammenkunft, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, hatte Prag eine nicht geringe Bedeutung, als ein so naher Sammelort entgegengesetzter Strebungen, als Beobachtungsposten englischer und russischer Agenten, und, bei solcher Nähe, gleich wohl nicht im Bereich der Macht und Willkür Napoleons. Dies letztere werde in einem Vorgange, der unter unsere Augen geschah, so auffallend als tröstlich offenbar.

Durch die wachsenden Anstalten zum russischen Kriege, die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, der sich ankündigte, war das Gemüth Stein's in heftige Bewegung gesetzt, die Ankunft und Gegenwart Gruner's, der öfters heimlich zu ihm kam, hatten ihn noch mehr aufgeregt, und wo und wann man ihn nun sehen mochte, immer fand man seine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenschaftlich. An ein ruhiges Gespräch war nicht mehr zu denken. Von Arndt, der sich nach Rußland geflüchtet hatte, war der zweite Theil seines Geistes der Zeit erschienen, und Stein, wahrscheinlich der Einzige in Prag, war im Besitz der Druckbogen. Aus diesen las er mit gesteigertem Ausdruck die heftigsten Stellen laut vor, doch selten brachte er eine ganze Seite zu Ende, so stark ergriffen ihn Zorn und Freude, und so heftig fühlte er den Drang, selber dazwischenzureden. „Seit Burke, rief er aus,

ist nichts von so ächter politischer Beredsamkeit erschienen, von so eindringlicher Wahrheit!" Diese Schreibart empfahl er mir zur Nachahmung: „Auf diesem Weg, schrie er mich an, mögen Sie sich versuchen, thatsächliche Wahrheit, nicht metaphysische Phrasen! Verstehen Sie mich, Herr Methaphysikus?" Durch was ich diesen Titel mir verdient haben mochte, weiß ich nicht, aber Stein bezeichnete mich noch in der Folge mehrmals so, und ich behielt davon lange Zeit eine Art Kriegsnamen, der freilich nicht eben kriegerisch lautete. Doch meinte er es keineswegs übel mit mir. Er hielt mich unverbrüchlich der guten Sache zugethan, und sprach Erwartungen aus, zu deren Erfüllung er mich nur stärker anspornen wollte. Schließlich meinte er, in einer Zeit, wo so viele Hunderttausende sich einander die Hälse zu brechen eben im Begriff wären, sei es besser gar nicht zu schreiben, sondern selber mit loszuschlagen.

Während der Zusammenkunft der beiden Kaiser in Dresden war Stein doch besorgt, die Franzosen möchten seine Auslieferung fordern, oder die österreichische Behörde, vielleicht um jenes zu vermeiden, ihn den Augen des Feindes in größere Ferne entrücken wollen. Diese Besorgniß mußte auf's höchste steigen, als er unerwartet von Seiten des russischen Kaisers die Einladung empfing, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen, und dort eine bedeutende, zunächst auch für die

deutschen Verhältnisse wichtige Wirksamkeit zu übernehmen. Stein war ohne viel Besinnen sogleich entschlossen, seine Familie sollte in Prag bleiben, er selbst machte sich reisefertig; aber die Sache hatte nicht ganz geheim bleiben können, und einige Tage gingen jedenfalls noch in unerläßlichen Anordnungen hin. Aengstlich blickten wir während dieser Tage nach Dresden hin, jeder Augenblick brachte Gefahr, das Vorhaben Stein's konnte angezeigt werden, der Befehl ihn zu verhaften seiner Abreise zuvorkommen. Einmal in der Gewalt des Feindes, war sein Leben schwerlich zu retten. Stein selbst bestand diese Krisis mit voller Kenntniß der Gefahr, doch in unerschütterter Seelenstärke. Dabei verhehlte er sich nicht, welch zweifelhaften Schicksalen er entgegenging. Wurden die Russen überwunden, so war er für immer auch der letzten Zuflucht, die ihm in Deutschland noch geblieben war, beraubt, für immer von den heimathlichen Verhältnissen, Besitzungen, Hülfsmitteln, ja sogar von seiner Familie getrennt, und selbst Rußland vielleicht gewährte keine Freistätte mehr für ihn. Doch nichts änderte seinen Entschluß. „Wundern Sie sich nicht, — sagte er zu einem Bekannten, der im Vertrauen war, — daß ich auf gut Glück, wie ein junger Mensch, eine neue ungewisse Bahn antrete! Wer sein Vaterland verloren hat, der ist nothwendig ein Abendtheurer. Ich habe keine Wahl; ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt suchen!“ Um

die Mitte des Mai reiste er ab. Als wir nach einiger Zeit hörten, er sei durch Mähren und Galizien glücklich nach Rußland gelangt, athmeten wir auf, denn noch immer hatten wir gefürchtet, noch unterweges möchte ein Unglück ihn anhalten. Seine Abreise machte einen ungeheuern Eindruck; daß man in Rußland an ihn gedacht hatte, gab einen hohen Begriff von der dortigen Einsicht und Umfassung, man sah in der russischen Sache nun auch die deutsche, sie war in Stein gleichsam anerkannt und einverleibt.

Die österreichischen Behörden hatten die Sache ruhig geschehen lassen; als in Dresden das Geschehene ruchtbar wurde, ließ der französische Kaiser mehr Verwunderung als Verdruß darüber aus, und that verächtlich, als sei im Grunde nichts daran gelegen. Ein großer und verhängnißvoller Irrthum, der schwer zu büßen war! Stein's Anwesenheit in St. Petersburg war ein außerordentliches Gewicht auf der russischen Seite; sein Ansehn und Einfluß wirkten auf die Beschlüsse des Kaisers, auf die Stimmung der höchsten Kreise, und überhaupt auf die Maßregeln und Anstalten des Krieges mit unwiderstehlicher Gewalt. In den schlimmsten Augenblicken, als die Franzosen in Moskau eingezogen waren, wankte sein Muth und seine Stärke nicht. Sein beredter Haß fachte zum Widerstande, zur Ausdauer an. Unter den Mächten, durch welche Na-

poleon gestürzt worden, wird Stein immer in erster Reihe zu nennen sein. —

Inzwischen erreichte die Zusammenkunft in Dresden ihr Ende, Napoleon eilte seinem schon an die Grenzen Rußlands vorgerücktem Heere nach, und der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich nebst der Kaiserin der Franzosen kamen nach Prag, wo zu Ehren der geliebten Herrscher nnd des fremden hohen Gastes alles ein festliches Ansehen gewann, und der Krieg und alle politische Sorge und Befangenheit eine Zeit lang vergessen schien. Der Graf von Metternich strahlte in allen Vorzügen seiner Persönlichkeit, und während er mit hellem Blicke die großen Möglichkeiten, die sich für ganz Europa nunmehr aufschlössen, erfaßte und erwog, die Verbindungsfäden sorgsam in der Hand hielt und zurecht legte, schien er nur mit heitern und angenehmen Dingen beschäftigt, nur bedacht, die Vorkommenheiten des Tages mit Würde und Anmuth gelassen abzuthun. Ich hatte das Glück, ihn fast jeden Tag zu sehen, und nie werd' ich besonders die herrlichen Abende bei ihm auf dem Hradschin im Pallaste des Fürsten von Lobkowitz vergessen, wo eine kleine Gesellschaft in völliger Unbefangenheit und Gleichheit, die selbst durch die Gegenwart des Großherzogs von Würzburg kaum gestört wurde, sich bis in späte Nacht der anmuthigsten Unterhaltung erfreute, und geistreiches Gespräch mit vortrefflicher Musik abwechselte. Der Kapellmeister Pär, zum Ge-

folge der Kaiserin Marie Louise gehörig, setzte sich zum Fortepiano und phantasirte; mit ihm wetteiferte der Freiherr von Kruft, aus der österreichischen Staatskanzlei, der gleichfalls ein Meister war; bisweilen spielten sie beide zugleich, und suchten durch zwiefaches Improvisiren ein Ganzes hervorzubringen, eine geniale Uebung, wobei sie einander die Gedanken an den Augen absahen, aus ersten Andeutungen ganze Richtungen errathen mußten, und durch Begegnen, Meiden, Einlenken, Wiederfinden, Loslassen und Zusammenstimmen, eine gespannte Theilnahme und oft die außerordentlichste Wirkung hervorbrachten.

Die Theilnahme an solchen Vergnügungen hemmte jedoch den Fortgang der Entwürfe nicht, zu denen die Zeitumstände immer dringender aufriefen. Ich war entschlossen, den österreichischen Dienst zu verlassen, von Pfuel und Willisen wußte ich dasselbe, und wenn meine Lage und Verhältnisse mir den Weg nach Rußland für jetzt versperrten, so war auch Norddeutschland ein weites Feld, auf welchem, in möglichen Fällen, mancherlei zu unternehmen sein konnte. Hierin bestärkte mich Gruner, der nach Stein's Abreise etwas thätiger hervortrat, aber nun auch schon mehr Aufmerksamkeit weckte, und sich beobachtet und gefährdet wußte. Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen, und als Leiter der hohen Polizei im Besitz großer Mittel und Kundschaften gewesen. Die gefähr-

lichsten französischen Späher waren in seine Schlingen gerathen und spurlos verschwunden; seine List wie seine Verwegenheit brachten den Franzosen großen Schaden, aber diese erkannten ihn längst für ihren Feind, und als, in Folge des Anschlusses von Preußen an Frankreich, französische Truppen auf Berlin marschirten, durfte er deren Eintreffen nicht abwarten, legte sein Amt nieder und entwich nach Böhmen. Er stand mit den russischen Behörden in thätigem Vernehmen, und hielt in ganz Deutschland seine gleichgesinnten Verbündeten rege. Sein großer, klug angelegter und bei seinen Hülfsmitteln gar nicht unausführbarer Plan war, im Rücken der französischen Heere, sobald diese weit genug in Rußland vorgedrungen wären, überall ihre Kriegsvorräthe in Brand zu stecken, jede Nachfuhr zu hemmen, besonders aber die Pulverwagen auffliegen zu lassen. Daß er in Prag ungestört bleiben durfte, die gelungene Ueberkunft Stein's, und die günstige Stimmung, die er überall antraf, machten ihn aber allzu sicher, er prüfte nicht genug, wem er sein Vertrauen schenken dürfe, und besonders unvorsichtig war sein Briefwechsel. Das Beispiel Stein's hätte ihn warnen sollen, allein er ging in Leichtsinn nur weiter. Er hielt seine Briefe noch für ganz sicher und ihre Geheimschrift für unentdeckt, als schon längst fremde Augen sie durchliefen, den Inhalt erforschten, und den ganzen Zusammenhang einsahen. Vergeblich wurde er gewarnt, er

glaubte seinen Beobachtern überlegen zu sein, und ihnen, wie er sich ausdrückte, eine Nase gedreht zu haben. Eine Unterredung mit dem Grafen von Metternich, mehrere vertrauliche Besprechungen mit dem General Freiherrn von Koller, anstatt ihn zur Besonnenheit zurückzurufen, regten nur seinen Uebermuth an. Die österreichische Regierung sah den Zeitpunkt kommen, wo sie ihn nicht mehr würde schützen können; die französischen Behörden in Berlin, in Hamburg, hatten gegen ihn die schärfsten Angaben in Händen, jeden Augenblick mußte man erwarten, seine Auslieferung begehrt zu sehen, und mit so triftigen Gründen und gebieterischem Drange, daß man nicht würde widerstehen können. Um ihn zu retten und größeres Unglück zu verhüten, kam man den Franzosen zuvor, Gruner wurde unerwartet von österreichischer Seite verhaftet und als Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt; seine Papiere und Gelder entgingen auf diese Weise den Franzosen ebenfalls. Er selber hat in der Folge dies Begegniß als eine Wohlthat anerkennen müssen, behielt aber doch eine bittre Erinnerung dabei, welche der erste Eindruck in ihm hinterlassen hatte.

Uns Andern, die wir gleich ihm des Schlüssels noch entbehrten, verursachte dies Verfahren große Betroffenheit und Sorge. Wir hielten unsre Absichten mehr verschwiegen, und suchten jeder seinen Weg für sich allein. Der Graf von Metternich kannte meine Wün-

sche, in Preußen angestellt zu werden, und wiewohl er verbindlichst äußerte, mich lieber in Oesterreich behalten zu wollen, bot er mir doch von freien Stücken seine wirksamste Empfehlung bei dem preußischen Staatskanzler an. Auch empfing ich diese von ihm, noch bevor er Prag verließ, wo er auch nach der Abreise des Hofes noch einige Zeit verblieben war. Seltsam genug hatte ich auch schon von Gruner ein solches Empfehlungsschreiben an Hardenberg, und ein drittes sollte mir auf die günstigste Weise durch Wilhelm von Humboldt zu Theil werden. Diesen nämlich hatte ein höchst erfreuliches und erwünschtes Ereigniß, die Ankunft des Königs von Preußen in Prag, von Wien hieher gerufen, und dasselbe rückte mich plötzlich allen preußischen Verhältnissen näher, als es Briefe und Empfehlungen vermocht hätten. Mein Oberst erhielt den angenehmen Auftrag, den König bei Besichtigung der Stadt und Umgegend zu begleiten. Willisen, der vor kurzem von Wien angekommen war, und bei mir wohnte, war hiebei mitthätig, und als das Schlachtfeld, wo Schwerin gefallen war, beritten wurde, zeigte er so klare Kenntniß und sichern Ueberblick, daß ihm die größten Lobeserhebungen zu Theil wurden. Ich vernahm für mich gnädige Aeußerungen, die meinen Wünschen die beste Hoffnung gewährten.

Nachdem der König zum Gebrauch des Bades nach Töplitz abgegangen war, gedachten Willisen und ich nun

auch ernstlich unsrer Abreise nach Berlin. Dabei stieg indeß nunmehr manches Bedenken auf, an welches früher nicht gedacht worden war. Die Franzosen und ihre dienstbaren Helfer, deren es damals unter den Deutschen leider viele gab, waren endlich auf die Personen und Betreibungen, welche von Prag ausgingen, aufmerksam geworden, besonders beunruhigte sie der Kurfürst von Hessen-Kassel, der alles zu unterstützen bereit schien, was im nördlichen Deutschland gegen die Franzosen unternommen werden mochte. Die französische Heeresmacht verlor sich in immer größere Ferne, im Rücken lagen große Landstriche fast entblößt, der Einbruch einer kleinen feindlichen Schaar konnte die größte Verwirrung anrichten. Man hatte die kühnen Züge Schill's, des Herzogs von Braunschweig-Oels, den Streifzug des Lieutenants von Katt, den Aufruhrversuch des westphälischen Obersten von Dörnberg, noch in gutem Andenken. Unter diesen Umständen wurden die französischen Gesandtschaften, die Polizei- und Kriegsbeamten, zu größter Wachsamkeit und Strenge angewiesen; der Mittelpunkt aber aller polizeilichen Aufsicht für das ganze nördliche Deutschland war der Graf d'Aubignosc in Hamburg, mit welchem die Behörden in Dresden und Berlin fleißige Verbindung unterhielten. Pfuel hatte sich zuerst aufgemacht und Prag verlassen. Sein Ziel war Rußland, aber der Weg, den Stein noch hatte nehmen können, war jetzt verschlossen,

und ihm blieb nur der größere Umweg über Dänemark und Schweden. Ernst und schweigsam, hatte er sein Vorhaben nicht unnöthig mitgetheilt, und suchte dasselbe mit größter Klugheit auszuführen. Aber schon war er jenen Behörden verkundschaftet. Durch kluge List entkam er in Hamburg den Nachstellungen des Grafen d'Aubignosc, der ihn aber um so sicherer in Kopenhagen zu fangen meinte, und deßhalb einen Befehl dorthin ergehen ließ. Pfuel traf zwar früher als dieser dort ein, aber die Weiterreise war ohne neue Paßunterschrift unmöglich, und diese zu erlangen, bedurfte es der wenigen Stunden, die er als Vorsprung über seinen Verfolger gewonnen hatte. Die köstliche Zeit verstrich, und schon war er entschlossen, das Wagestück zu unternehmen, sich in den Sund zu werfen und so die schwedische Küste schwimmend zu erreichen, als sein Freund, der österreichische Gesandte von Buol, den er mitten in der Nacht aufstörte, noch im letzten Augenblick Mittel fand, ihm die Paßunterschrift vor Tagesanbruch zu verschaffen, worauf er sich bei Helsingör einschiffte, und schon mit gutem Winde die Wogen durchschnitt, als der nacheilende Verhaftbefehl ankam. Dieser Vorgang, welcher uns in der Hauptsache sogleich bekannt wurde, gab uns viel zu denken, besonders weil wir befürchten mußten, daß derselbe Verrath, der ihn betroffen, auch uns nicht verschonen werde. Dieser Verrath, falls eine spätere Vermuthung sich bestätigt

fände, wäre den begleitenden Umständen nach einer der schändlichsten, die je verübt worden, und ich unterlasse daher, einen so argen Verdacht näher anzudeuten. Jedoch reisten wir nach der Mitte des August endlich getrost ab.

In Töplitz, wo wir uns dem König von Preußen auf's neue vorstellten, und deßhalb ein paar Tage verweilten, widerfuhr mir eines der wunderbarsten und wichtigsten Begegnisse. Ich empfing eine bestimmte und ausführliche Warnung, meine Reise nicht fortzusetzen, der französische Gesandte Graf von Saint-Marsan in Berlin sei angewiesen, Pfuel's, meine und meines Reisegefährten Ankunft sogleich nach Hamburg an d'Aubignosc zu melden, uns auch in keinem Falle weiter reisen, sondern verhaften zu lassen; wir seien sämmtlich beschuldigt, Aufstände gegen die Franzosen anstiften zu wollen, Pfuel sei zwar glücklich entkommen, desto schärfer aber werde man nun mit uns verfahren. Dies alles hatte der Graf von Saint-Marsan selbst versichert! Aus welcher Quelle jedoch mir diese Mittheilung kam, ziemt mir noch zu verschweigen, obwohl die menschenfreundlichste Absicht, mit Gefahr eigner Bloßstellung ausgeführt, mich zur treuesten Dankbarkeit verpflichtet hat, für welche der lauteste Ausdruck eine Befriedigung wäre! — Wir kämpften eine Zeit lang, und überlegten Gefahr und Gewinn; da jedoch unsre nächsten Zwecke wirklich harmlos waren und nicht über Berlin hinausgingen, keinerlei Beweis gegen uns möglich sein konnte, und selbst unsre Eigenschaft als

österreichische Offiziere uns schützen mußte — wir hatten klüglich nur Urlaub genommen, und gedachten den Abschied nach Umständen einzureichen, — so ließen wir uns nicht abschrecken, sondern setzten unsre Reise fort, und gelangten auch ungehindert nach Berlin.

Die preußische Hauptstadt war von französischen Truppen besetzt, und wir meldeten uns herkömmlich bei dem Marschall Augereau und bei dem Kommandanten General Durutte, gleicherweise bei der preußischen Behörde. Ungeachtet des guten Anscheins, mit dem wir aufgenommen wurden, bemerkten wir bald, daß man uns beobachtete, welches wir uns indeß nicht besonders anfechten ließen. Nach einigen Wochen wollte Willisen seine Eltern bei Magdeburg besuchen, hatte aber kaum das westphälische Gebiet betreten, als er verhaftet und auf das Kastell nach Kassel abgeführt wurde. Nur dies erfuhr man über ihn, und weiter nichts. Durch diesen Vorfall wurde natürlich auch meine Lage gespannter und bedenklicher, ich durfte nicht wagen, den Umkreis der Stadt zu überschreiten. Von den Kämpfen und Mißgeschicken, die ich hier zu bestehen hatte, den Hoffnungen und Aussichten, die sich abwechselnd erhellten und verdunkelten, werd' ich vielleicht künftig eine Schilderung versuchen, die durch das Eigne einer solchen Uebergangszeit wohl anziehend werden könnte. Ich erwähne hier nur, daß ich an dem Hause des österreichischen Gesandten Grafen Stephan

von Zichy den sichersten Anhalt fand, bei dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg die günstigste Aufnahme genoß, ja sogar von dem Grafen von Saint-Marsan durch Einladungen ausgezeichnet wurde. Doch ungeachtet alles guten Anscheins blieb ich in der schwierigsten und bedenklichsten Lage, gehemmt bei jedem Schritt, in jeder Thätigkeit. Obgleich in glanzvoller Geselligkeit, verlebte ich einen traurigen Winter. Mein Trost war Rahel, in deren Nähe zu sein mir alle Widrigkeiten überwog. Ein andrer Trost erschien, und bildete sich zu immer helleren Hoffnungen aus, als der Brand von Moskau kund wurde, die Siegesrufe der Franzosen verstummten, die Nachricht von ihrem Rückzug und Verderben erscholl, und dieses endlich vor Augen erschien in den jammervollen Trümmern des großen Heers. Die Russen rückten siegreich heran, überschritten die Oder und standen schnell vor Berlin, wo der Oberst von Tettenborn mit seinen Kosaken im ersten Anlaufe den Feind einige Stunden durch die Straßen jagte, nach wenigen Tagen aber die verstärkten russischen Truppen entschieden einrückten.

Aus peinlichem Zwang aufathmend, im vollen Gefühl der Freiheit und neuen Lebens eilte ich zu Tettenborn. Ich fand hier Pfuel als Major vom Generalstabe angestellt. Wir Alle freuten uns des Wiedersehens. Mein Verhältniß war schnell entschieden, Tettenborn nahm mich sogleich als Hauptmann für den

russischen Dienst in Anspruch, und vertraute mir seine auf Hamburg gerichtete Unternehmung. Ich war zu allem bereit, aber ich war auch schon in preußischen Kriegsdienst berufen, und hatte zunächst Depeschen der preußischen Behörde als Kourier nach Breslau zu überbringen, wo der König, der Staatskanzler und die übrigen Häupter der Geschäftsführung sich schon seit einiger Zeit aufhielten. Da die Sache der Russen und Preußen hier schon für ein- und dieselbe erklärt war, so hatte mein Anliegen keine Schwierigkeit. Breslau war zum Kriegsheerd geworden, alles flammte von Eifer, Waffen und Kampf war das allgemeine Verlangen. Auch von diesen Tagen wird künftig noch einiges Nähere zu berichten sein. Ich sah auch Stein hier wieder, zwar auf dem Krankenbette, aber auch krank noch in voller Kraft!

Ich eilte nach Berlin zurück und von da nach Hamburg, welches Tettenborn mittlerweile schon glücklich erreicht und besetzt hatte. Bevor ich nun zur Schilderung der Kriegsereignisse übergehe, denen ich in den Jahren **1813** und **1814** beigewohnt, möge mir erlaubt sein, von dem tapfern Anführer, dem ich das Glück gehabt als einer seiner Adjutanten anzugehören, etwas ausführlicher zu reden, und dessen frühere Lebensverhältnisse und Thaten kürzlich hier einzuschalten.

Tettenborn.

Das Leben der Kriegsmänner hat den eignen Reiz, daß neben dem Talente hier hauptsächlich der Karakter wirkt, der so frei und schnell nirgends hervortritt, als im Aufruf aller Kräfte des innern und äußern Menschen, im Kriege; nirgends erscheint entschiedener der Vorzug einer starkausgeprägten und schnellgültigen Persönlichkeit, von der zuletzt doch fast alles in den Ereignissen des Lebens abhängt, indem sogar das, was man Glück zu nennen pflegt, meist nur der Inbegriff der Wirkungen ist, die aus dem dunkleren Zusammenhange der Eigenschaften aufsteigen. Ein Beispiel solcher Betrachtung bietet auch der Lebenslauf des tapfren Generals, von dem wir jetzt und fernerhin zu reden haben, und der unter den Befehlführern in den denkwürdigen Kriegen der Jahre 1813 und 1814 als einer der eigenthümlichsten und bedeutendsten anzuerkennen ist.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 geboren. Sein Vater war früher

dem österreichischen Kriegsdienste gefolgt, wo der Name Tettenborn schon aus älterer Zeit in gutem Andenken stand, hatte dann diese Laufbahn verlassen und als Markgräflich badischer Jägermeister in der Grafschaft Sponheim eine seinen Wünschen gemäße Anstellung erhalten. Als in der Folge Napoleon mit gewaltsamer Willkür die Forderung durchsetzte, alle in dem Umfange seiner Herrschaft auch vor derselben Gebornen dürften nur ihm dienen, wurde statt dieses Geburtsorts ein anderer vorgeschoben, nämlich das Stammgut Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein, und diese Angabe pflanzte sich irrthümlich fort, nachdem ihr Zweck längst aufgehört hatte. Nur bis in sein sechstes Jahr blieb der junge Tettenborn auf dem linken Rheinufer und kam dann nach Rastatt, wohin sein Vater als Oberjägermeister war befördert worden. Er empfing im väterlichen Hause sorgfältigen und nach damaliger Weise gründlichen Unterricht, der sogar zu gelehrter Bildung führen sollte, wiewohl bald sichtbar wurde, daß dies nicht die Richtung sei, zu welcher die unläugbar guten Anlagen sich neigten. Aber auch in der späteren, frei gewählten Bahn, unter ganz veränderten Lebensumständen, bewährte sich die Wirkung dieses ersten Unterrichts als guter Gewinn. Dasselbe gilt von dem Einflusse frommen Sinnes und Beispiels, welche durch die Mutter auf den Knaben wirkten; sie war eine geborne Gräfin von Arz, eigentlich Arzio, eines Geschlechts

im südlichen Tyrol. Günstig war dem Jugendleben auch das Amt und Streben des Vaters, dem das badische Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, wo denn die Gelegenheit und Aufforderung sich ununterbrochen darbot, in freier Natur zu verweilen und umherzustreifen.

In seinem dreizehnten Jahre, als er groß und wohlgebildet herangewachsen war, wurde der Knabe an den Kurfürstlichen Hof nach Mainz geschickt, und daselbst unter die Pagen des Kurfürsten aufgenommen. Noch lebt in mancher Erinnerung die Pracht, Festlichkeit und gesellschaftliche Bewegung, welche damals den Mainzer Hof auszeichneten und die Stadt erfüllten; in heitrer Sorglosigkeit lebte man den täglich wechselnden Vergnügungen, ungestört von dem Geiste der Prüfung und des Widerspruchs, der gegen die alten Zustände schon allgemein erweckt war, hier aber höchstens als ein neuer Reiz der Unterhaltung eingelassen wurde. Auch die drohende Nachbarschaft der weiter und weiter schreitenden französischen Revolution, und der schon ausgebrochene Krieg machten auf die leichtsinnige Ueppigkeit wenig Eindruck, als plötzlich um so furchtbarer im Herbste **1792** die unerwartete Annäherung der Franzosen alles aus dem Taumel aufschreckte. Bei dem Erscheinen des Generals Custine flüchtete der Kurfürst mit seiner Geliebten und seinen Günstlingen eilig nach Aschaffenburg, der übrige Hof stob auseinander, und

hat sich größtentheils nie wieder zusammengefunden. Tettenborn sah noch die französischen Truppen in Mainz einziehen, und kehrte wenige Tage darauf in das väterliche Haus nach Rastatt zurück.

Die Wendung der Ereignisse schien auf weit hinaus die bisherigen Verhältnisse zu verwirren, auf deren Herstellung zu warten dem Vater thöricht schien; und um den Sohn seine Zeit gleich wieder zweckmäßig anwenden zu sehen, sandte er ihn schon im nächsten Jahre nach Waltershausen, um sich unter der Leitung des berühmten Bergraths Bechstein den Forstwissenschaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange, sondern bezog noch im nämlichen Jahre die Universität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald wieder mit Jena vertauschen mußte. Von hier rief ihn unvermuthet die Nachricht nach Hause, daß sein Vater erkrankt sei, den er auch nicht mehr am Leben fand. Seine unbezwingliche Neigung zum Kriegsdienste, bisher nur mühsam unterdrückt aus Rücksicht für den Vater, der in seinem angesehenen und einträglichen Amte den Sohn zum Nachfolger zu haben wünschte, brach nun, da kein Einspruch mehr ihn hindern konnte, indem auch seine Mutter schon früher verstorben war, mit aller Heftigkeit aus: er verließ die angefangenen Studien, und trat gleich im Jahre **1794** als Kadet bei dem Joseph Kinsky'schen, späterhin Klenau'schen, Chevauxlegersregiment in das österreichische Heer.

Hier begann für den sechzehnjährigen Tettenborn eine Laufbahn, die seinen militairischen Eigenschaften alle Gelegenheit zur Entwicklung bot, und für ihn reich an persönlicher Auszeichnung wurde. Das österreichische Heer, welches den Karakter eines durch mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung fortbestandenen Kriegswesens bis auf den heutigen Tag bewahrt, vereinigt mit den daraus fließenden, besonders nach innen höchst bezugreichen Vortheilen zugleich die einer stets frischen, durch neue, und nach der Lage der Gränzen sehr verschiedene Kriege, unaufhörlich geübten Erfahrung. Seine Zusammensetzung aus den mannigfachen Elementen, welche die österreichischen Erblande in glücklichem Verhältnisse dazu lieferten, empfing noch einen erwünschten, und besonders geistig unschätzbaren Zusatz durch den Umstand, daß so geraume Zeit hindurch dieses Heer für alle Deutschen zugleich als das Heer ihres Kaisers, und sonach als ihre eigentlich vaterländische Kriegsmacht dastand, welcher die besten Kräfte des sogenannten Reichs in jeder Weise zuströmten. Der eigenthümliche Geist, der sich aus dieser Mischung erhoben, beurkundet sich in vielen Zeichen, die wohl unläugbar als Deutsche anzuerkennen sind. Die unzerstörbare Selbstständigkeit innerer Ordnung, die große Kraft der Wiederherstellung, die Vernachlässigung des bloßen Scheins, die Sparsamkeit äußerer Belohnungen, und die daher in den untern Graden angehäufte

Thatfülle und Verdienstlichkeit, dies alles bildet eine breite und feste Grundlage, auf welcher die dennoch durchgedrungene Auszeichnung nur um so glänzender sich erhebt.

Das Regiment, in welches Tettenborn getreten war, stand in den Niederlanden gegen die Franzosen, und nahm ruhmvollen Antheil an den Kriegsthaten, durch welche die Oesterreicher und Preußen damals für sich selbst wohl Ehre genug erfochten, für die Sache ihrer Herrscher aber, bei dem Mangel an gehörigem Zusammenwirken, keine bleibenden Erfolge gewinnen konnten. Einzelne Kompagnieen Fußvolk, eine Schwadron Reiter, ja bloße Patrouillen, kämpften sehr häufig einer zehnfachen Uebermacht entgegen, hielten sie auf, warfen sie zurück, oder wagten wohl selbst den Angriff; der Ruf, den manche Regimenter in solchen Vorfällen erwarben, und die Ansprüche, welche die eigne und die öffentliche Meinung an sie machten, gränzten oft an die romantischen Erzählungen früherer Zeit. Die Feldzüge im Ganzen waren darum nicht weniger unglücklich, und die Hauptvortheile meist auf der Seite des Feindes; aber eine bessere Schule des Kriegs, eine an persönlichen Aufgaben und Erfahrungen reichere, als das österreichische Heer in jener Zeit darbot, konnte schwerlich nochmals zu finden sein.

Nach wenigen Monaten zum Lieutenant befördert, fand Tettenborn häufige Gelegenheit, seinen Muth zu

bewähren und vielfache Kunde des Felddienstes einzusammeln. Die Reiter zogen gern mit ihm aus, der als Führer entschlossen und gewandt, und als Kämpfer jedem Gemeinen ein Muster war. Die Wagstücke und Erfolge des kleinen Kriegs, von denen die Geschichte nichts zu melden pflegt, haben für die betheiligten Truppen oft mehr Werth, als manches größere Ereigniß; in ihnen begründet sich am sichersten die persönliche Schätzung, der Ruf des Mannes und der Waffe.

Der Gang der damaligen Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein ist bekannt. Tettenborn folgte dem Wechsel derselben in den Bewegungen seines Regiments, dem wenig Ruhe gegönnt war, und das wir, nach manchen Begegnissen, im Jahre **1799** bei dem Heere des tapfern Erzherzogs Karl wiederfinden. Von den zahlreichen Vorfällen, welchen Tettenborn hier mit Auszeichnung beiwohnte, heben wir nachfolgende Züge aus, welche ihn insbesondere angehn.

In dem Treffen bei Frauenfeld hatte das Regiment Kinsky einen harten Stand, und bewies gegen den überlegenen Feind auf ungünstigem Boden die ausdauerndste Unerschrockenheit. Viele seiner trefflichsten Offiziere wurden getödtet oder verwundet. Die Franzosen hatten das österreichische Fußvolk aus einem vorliegenden Walde verdrängt, und dadurch die auf der Straße vorgerückten Truppen in die Flanke genommen; der Augenblick war dringend, und forderte schleunigst

Hülfe; da ließ Tettenborn eine halbe Schwadron absitzen, und stürmte zu Fuß mit dieser Mannschaft den Wald, aus welchem der Feind, bestürzt durch den unerwarteten raschen Angriff, eiligst hinausgetrieben wurde, so daß die kleinere Schaar den Raum wieder einnahm, den die größere nicht behaupten gekonnt! Drei Tage darauf, bei dem Gefechte von Winterthur, machte die Schwadron Tettenborns den Vortrab, und wurde von den Franzosen, die vor der Stadt sechs Stücke Geschütz aufgepflanzt hatten, mit heftigem Kartätschenfeuer empfangen, das sogleich mehrere Leute niederstreckte; er aber besann sich keinen Augenblick, und sprengte an der Spitze seines Zuges geradezu auf die feindlichen Kanonen an; schon waren die Artilleristen, welche ihr Geschütz wacker vertheidigten, im Handgemenge größtentheils niedergemacht, als die Franzosen zur Unterstützung derselben mit zahlreicher Reiterei ungestüm hervorbrachen, und die österreichische wieder zurückwarfen; Tettenborn's Pferd, von einem Kanonier durch Säbelstiche verwundet, stürzte in diesem Augenblicke zwischen die Kanonenpferde nieder, er selbst lag zu Boden und schien verloren, umgeben von feindlichen Husaren, die nach ihm hieben und schossen, und ihn wenigstens gefangen nehmen wollten, als die Tapferkeit seines Rittmeisters, des nachherigen Generals von Meyer, ihn noch eben zu rechter Zeit aus dieser großen Gefahr wieder befreite. Nach Beendigung des Feldzuges in

der Schweiz rückte der Erzherzog Karl rasch an den Oberrhein, und nahm die damals noch wohlbefestigte Stadt Mannheim mit Sturm. Der Feind hatte sich mit einem Theile seiner Truppen noch außerhalb der Festung behaupten wollen, und mußte erst in diese zurückgetrieben werden; dies geschah durch eine Reihe hitziger Angriffe, in welcher die Reiterei die besten Dienste leistete, und besonders in einem scharfen Gefecht am Neckarauer Wald das französische Fußvolk völlig zersprengte und großentheils niedermachte, wobei Tettenborn sich so sehr hervorthat, daß er öffentlich dafür belobt wurde. Bei dem Sturme, der sodann auf die Stadt geschah, war er einer der Ersten, die durch die aufgehauenen Thore in die Stadt eindrangen, und machte in den Straßen noch eine Menge Gefangnen, während die Hauptmasse der Franzosen fechtend die Rheinbrücke gewann, und sich aus der Stadt auf das jenseitige Ufer zog.

Als der General von Kray den Oberbefehl des österreichischen Heeres übernommen hatte, und dieses zum Rückzuge vom Rhein gegen Ulm genöthigt wurde, zeigte Tettenborn beim Nachtrab in häufigen Gefechten seinen Muth wie seine Geschicklichkeit. Bei Biberach hielt er so standhaft gegen den andringenden Feind, daß er in zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe verlor. Nicht minder zeichnete er sich in dem Gefechte bei Ried-Eschingen aus, am Tage der Schlacht von Engen.

Nach dem Treffen von Neuburg aber empfing er von dem General Grafen von Giulay den besondern Auftrag, mit einer eigends hiezu ausgewählten Abtheilung Chevauxlegers und Husaren, die Truppenschaar, welche gegen Landshut ging, seitwärts zu begleiten, und die Brücken der Isar zu zerstören. Indem er diesen Auftrag bestens vollzog, hatte er Gelegenheit noch einen andern wichtigen Dienst zu leisten, der den Bewegungen des Heeres wohl zu Statten kann; er hielt sich neun Tage zu Freisingen gegen den sehr überlegenen Feind, der seine Angriffe oft erneuerte, aber durch das muthige und geschickte Benehmen Tettenborns getäuscht, ihn für stärker hielt als er war, und nicht das Aeußerste wagen wollte. Endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, dennoch gezwungen, Freisingen zu verlassen, nahm Tettenborn seine Richtung gegen München, wo gleich eine neue Ausführung seiner wartete; denn, kaum in dortiger Gegend angekommen, erblickte er jenseits der Isar eine beträchtliche Anzahl französischer Packpferde einherziehen, — es waren die des Generals Lecourbe —, sogleich suchte er fünf seiner entschlossensten Reiter aus, schwamm mit diesem kleinen Häuflein durch die reißende Isar, und stürzte mit solchem Ungestüm auf die stärkere Bedeckung, daß diese ihr Heil in der Flucht suchte, und ihm alles zur Beute ließ, mit welcher und mehreren Gefangenen er ungestört auf das andre Ufer zurückkehrte.

Bei großen Unglücksfällen, durch welche ein ganzes Heer zerrüttet oder vernichtet wird, und deren Ursache fast immer nur in den höchsten Anordnungen liegt, ist man nur wenig geneigt, auch bei den Besiegten tapfre Auszeichnung anzuerkennen, und die Vorgänge, in welchen diese sich zeigt, werden kaum beachtet. Aber gerade in solchen Unglücksfällen treten Muth und Tapferkeit einzelner Schaaren und Anführer meist am entschiedensten auf, und ohne dem Ganzen eine andere Wendung geben zu können, setzen sie dem Unheil Schranken, und bringen im Kleinen zum Theil wieder ein, was im Großen verloren worden. Auch in dem unglücklichen Feldzuge, der zur Schlacht von Hohenlinden führte, traten solche Auszeichnungen und Leistungen zahlreich und mannigfach hervor, hauptsächlich durch die leichten Truppen, welche in kleinen Gefechten fast immer die Oberhand hatten. Tettenborn war in solchen Gelegenheiten besonders thätig und erfolgreich Bei der genannten Schlacht, deren Ergebnisse die französischen Berichte noch immer mit den übertriebensten Zahlen ausschmücken, war Tettenborn einer der Letzten, die am späten Abend das Schlachtfeld verließen; er kämpfte in der tapfern Nachhut, welche den Rückzug des linken Flügels deckte; warf den andringenden Feind mehrmals zurück, und leistete überhaupt so gute Dienste, daß ihm darüber die besondere Zufriedenheit der höchsten Befehlshaber bezeigt wurde.

Er war inzwischen zum Rittmeister und Schwa-
dronskommandanten vorgerückt, und kehrte aus dem
Felde mit dem Ruf eines tapfern und kühnen Offiziers
in die Friedensstation nach Böhmen zurück. Er hatte
seinen Namen so vortheilhaft bekannt gemacht, daß man
die größten Erwartungen von ihm hegte. Auch im
Frieden wußten seine persönlichen Eigenschaften die gün-
stige Aufmerksamkeit eines großen Kreises zu fesseln,
während er in dem engeren des Regiments die Zunei-
gung und das Wohlwollen aller Kammeraden im höch-
sten Grade genoß. Der freie Jugendmuth, der überall
das Beste anspricht, die rege Kraft, welche dem Ge-
nuß überlegen bleibt, die heitre Unbefangenheit, welche
ihr Vertrauen auf Glück und Gelingen selten betrogen
sieht, und selbst dann jeder Sorge und Zagheit wider-
steht; dazu eine großmüthige Hingebung für Andre,
ein erfreulicher, heitrer Umgang, eine bei starkem per-
sönlichen Auftreten desto einnehmendere Leutseligkeit, eine
glänzende Erscheinung, und eine Freigebigkeit ohne Gränze
und Rücksicht: dieser Verein von wirksamen Eigenschaf-
ten konnte nicht ohne die größten Erfolge bleiben, für
welche die glänzende Geselligkeit von Prag und Wien,
das reiche Landleben der böhmischen Großen, dann auch
Dresden, und selbst Berlin, den abwechselnden Schau-
platz boten. Frauengunst, Spiel, jugendlicher Ehrgeiz,
alles, was Ernst und Freude des Militärlebens ge-
währen, mußte hier vielfache Abentheuer wecken, welche

in der Weise französischer Denkwürdigkeiten behandelt, den Stoff der anziehendsten Erzählungen geben könnten! Auch an neuen Proben eines Muthes, den viele Kenner von dem Muthe auf dem Schlachtfelde für sehr verschieden halten, fehlte es in solchem Lebensgewirre nicht, und auch in diesem Betreff wurde Tettenborn's Namen mit größter Auszeichnung genannt. Unter den angesehenen Befreundungen, die ihm zu Theil wurden, war auch die mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der sich bei einem Besuche in Böhmen überall große Zuneigung erwarb, mit den österreichischen Offizieren als Kammerad lebte, und in Tettenborn ebenso sehr den tüchtigen Krieger würdigte, als er in ihm den heitern Lebensgenossen liebte.

Diese Befreundung wurde noch inniger, als Tettenborn im Jahre 1804 mit einem Auftrag an den österreichischen Gesandten Grafen von Metternich nach Berlin geschickt wurde, und hier mit dem Prinzen, den er auch schon auf dessen Landsitze besucht hatte, in täglichen vertauten Umgang lebte, den die Zeitumstände durch die Kriegsgesinnung, welche sich in Preußen, wie Oesterreich regte, nur noch stärker beseelten. Von diesem Aufenthalte Tettenborn's in Berlin wird ein besondrer Zug erzählt, den wir unverbürgt wiedergeben, wie wir ihn gehört, indem er auch als Sage bezeichnet ist. Tettenborn hatte nämlich in Berlin die nicht unbeträchtliche Erbschaft eines im Preußischen verstor-

benen Verwandten erhoben, und sollte, bevor er wieder abreiste, von dem außer Landes gehenden Vermögen das übliche Abzugsgeld bezahlen; er aber, verwundert über eine solche Forderung, fand dieselbe um so ungereimter, als er keineswegs mehr im Falle war, sie erfüllen zu können, er bewies, daß er von der ganzen Erbschaft nicht das Geringste mitnehme, sondern während seines kurzen Aufenthalts den vollen Betrag, man sagte zwanzig tausend Thaler, sofort verbraucht und ausgegeben, und also das Geld im Lande gelassen habe!

Im Jahre 1805 erhob sich Oesterreich aufs neue zum Kriege gegen die Franzosen, und sah bekanntlich durch wiederholte Unfälle seine Hoffnungen abermals getäuscht. Tettenborn war mit einem Theile des vormals Kinsky'schen jetzt Klenau'schen Regiments, bei welchem er stand, in Ulm geblieben, während der andre Theil unter dem Obersten sich nach Bregenz gezogen hatte. Mehrere Streifzüge und Rekognoszirungen, die ihm aufgetragen wurden, führte er zur größten Zufriedenheit aus. Als aber der Oberbefehlshaber des Heeres, General von Mack, in unbegreiflicher Verblendung befangen, und dann plötzlicher Muthlosigkeit hingegeben, zuletzt in Ulm kein andres Heil mehr sah als in der Uebergabe, da wußte sich ein Theil des Heeres dieser Schmach glücklich zu entziehen. Der Erzherzog Ferdinand faßte den kühnen Entschluß, mit

dem Theile der Reiterei, der unter solchen Umständen noch in der Eile zusammenzuraffen war, durch den Feind durchzubrechen und nach Böhmen zu entkommen. Tettenborn genoß bereits eines solchen Vertrauens, daß zur Führung des Vortrabs niemand fähiger schien als er, und der entscheidende Schlag, der Durchbruch der französischen Umzingelung, wurde von ihm geführt. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und heldenmüthiger Anstreugung gelang das ganze Unternehmen, welches im Rücken der französischen Heere von steter Gefahr begleitet war, bis endlich, nach mehreren Gewaltmärschen und hitzigen Nachtrabsgefechten, die böhmische Gränze erreicht wurde. Tettenborn hatte das Glück, auf diesem Zuge die vollkommene Zufriedenheit des Erzherzogs sowie des die Reiterei befehligenden Fürsten Karl von Schwarzenberg zu erwerben. Ihm wurde sogleich ein neuer Auftrag ertheilt, die Deckung der Straße, die über Waldmünchen nach Böhmen führt. Mit der ihm anvertrauten Truppenschaar, größtentheils Reiterei, wußte er sich in der Oberpfalz durch geschickte Bewegungen und einzelne glückliche Gefechte mehrere Wochen zu behaupten, und zwischen Amberg und Waldmünchen die französischen Streifpartheien mehrmals zurückzuwerfen, bis der General Baraguay d'Hillers über 8000 Mann gegen ihn heranführte, ihn zum Rückzug nach Böhmen nöthigte, und darauf selbst in Böhmen einzudringen suchte. Tettenborn verzweifelte

nicht, im eignen Lande auch dieser Uebermacht die Spitze bieten zu können. Er rief zwischen Pilsen und Klentsch alles Landvolk zu den Waffen, ließ in allen Dörfern die Sturmglocke läuten, und wagte nun den ihm sechsmal überlegenen Feind anzugreifen, der, durch diese Kühnheit und den gutgeleiteten Aufstand geschreckt, sich zuerst nach Klattau zurückzog, und bald darauf Böhmen völlig verließ.

Nach erfolgtem Frieden wurde Tettenborn durch die Nachricht überrascht, daß die unter seinem Befehl gestandenen Offiziere der Regimenter Klenau und Rosenberg für ihn das Theresienkreuz verlangt hätten, eine Auszeichnung, welche in Oesterreich von den höchsten Personen als das köstlichste Kleinod militärischer Ehre erstrebt, und nur dem anerkanntesten Verdienst ertheilt zu werden pflegt, auch noch jetzt ebenso selten als werth gehalten. Besondere Bedingungen beschränken die Verleihung dieses Ordens, auf den nur derjenigen Tapferkeit Anspruch gestattet ist, welche vor dem Feinde sich durch Thaten ausgezeichnet, die weder durch ausdrücklichen Befehl noch durch unerläßliche Pflicht geboten waren. Das zur Prüfung der Ansprüche und Zeugnisse versammelte Ordenskapitel erkannte die Forderung der Offiziere für Tettenborn als völlig begründet an, und sprach ihm einstimmig den Orden zu.

Mit neuem Ruhm und neuen Vortheilen kehrte er wieder zu den Beschäftigungen des Friedensdienstes

und in den Glanz der Hauptstädte Prag und Wien zurück, wo er in den angesehensten Kreisen nur immer günstiger bemerkt wurde. Im Jahre **1808** geschah ihm der Antrag, den Fürsten von Schwarzenberg, der als österreichischer Botschafter nach St. Petersburg ging, als erster Adjutant und Botschaftskavalier zu begleiten. Tettenborn sah hier eine neue Laufbahn eröffnet, für die er schon vielfach vorbereitet war, und die ihn mächtig anziehen mußte; er willigte ein, empfing noch vor der Reise den Kaiserlichen Kammerherrnschlüssel, holte den Fürsten, der schon voraus war, in Wilna ein, und kam mit ihm gegen Ende des Jahres in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politischen Verhältnisse mit sehr schwierigen Rücksichten verknüpft, und forderte große Kunst des Benehmens; wenn dem Fürsten von Schwarzenburg unbestritten der Ruhm gebührt, bloß durch sein persönliches Verdienst alles bewirkt zu haben, was damals am russischen Hofe für Oesterreich noch zu erlangen war, so darf seine in derselben Hinsicht für Tettenborn vielfach ausgesprochene Zufriedenheit ein um so bewährteres Zeugniß auch für diesen sein. Als im Mai **1809** die Nachricht von dem Ausbruche des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich in St. Petersburg eingetroffen war, wurde Tettenborn von dem Fürsten mit besondern Aufträgen als Kourier zu dem Hauptheere gesandt, welches unter dem Erzherzog Karl inzwischen den glorreichen Sieg

bei Aspern erkämpft hatte, und einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegensah. Diese erfolgte nach mehreren Wochen, die Schlacht von Deutsch-Wagram. Wir haben schon anderwärts erwähnt, daß Tettenborn für seine Tapferkeit und Auszeichnung in dieser Schlacht durch den Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, sein Name in dem amtlichen Bericht rühmlichst genannt, und ihm die Deckung des Rückzuges, den die Oesterreicher in bester Ordnung gegen Znaym nahmen, übertragen wurde. Nach wenigen Tagen wurde bei diesem Orte schon wieder eine zweitägige Schlacht geliefert, welche aber durch den inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Auch in dieser Schlacht ärntete Tettenborn die ausgezeichnetsten Lobsprüche sowohl des Erzherzogs Karl als auch des Generals Grafen von Bellegarde, welcher den ersten Heertheil der Oesterreicher befehligte, zu dem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenstillstandes wurde Tettenborn von dem Erzherzoge, der großes Vertrauen in seine persönlichen Gaben setzte, mehrmals an den Fürsten von Neuchatel und an Napoleon selbst, wodurch der Abschluß auf vortheilhafte Bedingungen sehr gefördert wurde.

Nach dem Wiener Frieden ging der Fürst von Schwarzenberg als österreichischer Botschafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denselben in gleicher Eigenschaft wie früher nach St. Petersburg. In neueren

Zeiten ist wohl selten eine Botschaft von solchem Glanze, solch reicher Zurüstung und bedeutendem Ansehn, und zugleich von so ruhiger Würde und großartiger Einfachheit gesehen worden. Alle Deutschen fanden in dem Schwarzenbergischen Hause ihren sichern Anhalt, ihr vertrautestes Zusammensein, während zugleich das ausgesuchteste Prachtleben hier den Preis vor allen französischen und fremden Häusern behauptete. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth sich Tettenborn in diesen Verhältnissen bewegte, kann schon aus dem bisher Mitgetheilten ermessen werden; er war in dem tiefsten Vertrauen des Fürsten, und wurde zu den innersten Geschäften zugezogen, außerdem aber lag ihm ein großer Theil der äußern Darstellung und des mannigfachen persönlichen Hervortretens ob, zu welchem diese großen Verhältnisse unaufhörlich Anlaß gaben. Mit Gewandtheit löste er die schwierige Aufgabe des fortgesetzten Umgangs mit den Franzosen; er hatte äußerlich das beste Vernehmen mit den Großen des Hofes, den anspruchsvollen Frauen und eitlen Günstlingen, ohne daß er jemals zu Schmeicheleien seine Zuflucht genommen, oder die deutschen Gesinnungen, die ihn beseelten, durch Verläugnung beleidigt hätte. Diesen Leuten durch trotzige Festigkeit Achtung und Scheu einzuflößen, war die einzige Art mit ihnen fertig zu werden. Sie versuchten einigemal, die schroffe Selbstständigkeit zu beugen, doch da dies nicht gelingen wollte,

wie Manche zu ihrem Schaden erfahren mußten, so beeiferten sie sich nun um so mehr, dieselbe anzuerkennen. Napoleon selbst, der gegen Tettenborn immer Abneigung empfand, und dies wenig verhehlte, ließ ihn am Ende gelten.

In diese Zeit fällt das durch seinen Ausgang unglücklich berühmte Fest des Fürsten von Schwarzenberg, wo mehrere der angesehensten Personen verbrannten, und viele durch die Flammen schwer beschädigt wurden. In der ersten Bestürzung konnte manchem der Anwesenden wohl der Gedanke von Verrath aufsteigen; ein französischer General, von solchem Argwohn ergriffen, wandte sich heftig an Tettenborn mit einer unziemlichen Frage; doch dieser, empört durch den Verdacht und erfüllt vom Drange des Augenblicks, faßte statt aller Antwort den dreisten Frager an bei den Schultern, und schleuderte mit zürnender Kraft ihn rücklings zu Boden. Napoleon, Zeuge des Ursprungs und der Ausbreitung des Feuers, war von jedem Mißtrauen entfernt, und glaubte vielmehr die Anstrengung und Beeiferung, welche mehrere Mitglieder der Botschaft bei dieser Gelegenheit auch für seine und der Kaiserin Sicherheit bewiesen hatten, besonders belohnen zu müssen. So empfing denn auch Tettenborn den Orden der Ehrenlegion.

Napoleon's persönliche Stimmung aber wurde damit nicht günstiger. Im Gegentheil ging er öfters darauf aus,

auch an Tettenborn, wie an so viele Andere, die ihm nicht gefielen, unangenehme und verwirrende Fragen zu richten, die ihm aber auch öfters unangenehm erwiedert wurden, und dies im Augenblicke meist ungestraft, weil Napoleon wohl schreckende Worte, aber nicht den Witz zurückspielende führte. Als er den Befehl gegeben hatte, daß an seinem Hofe auch die Militärpersonen, welche bisher in ihrer dienstmäßigen Uniform erschienen waren, nur in französischer Hofkleidung erscheinen durften, und dies auch die fremden Gesandtschaften traf, wollte Tettenborn, der von dem Regimente Klenau zu den Husaren von Radetzky versetzt worden war, mit der Uniform doch nicht zugleich den unersetzbaren Schnurrbart aufopfern, und erschien mit diesem in der neu vorgeschriebenen Hofkleidung; Napoleon ärgerte sich darüber, und redete ihn höhnisch mit den Worten an: „Ein Schnurrbart ist doch recht lächerlich bei diesem Rock!“ worauf Tettenborn rasch und trotzig versetzte: „Vielmehr dieser Rock bei einem Schnurrbart!“ Eine Antwort, die doch nicht jedem und nicht jedesmal so folgenlos hingegangen sein möchte! —

Tettenborn reiste einigemal bei wichtigen Anlässen von Paris nach Wien. Niemals aber wurde diese Reise schneller ausgeführt, als da er die Nachricht von der Niederkunft der Kaiserin Marie Louise zu überbringen hatte, und die hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg reitend zurücklegte, und dann zu Wa-

gen in solcher Eile weiter, daß er die ganze Reise binnen vier Tagen und zehn Stunden vollendete. Man sprach allgemein von diesem Reiterstück, und gedachte dabei ähnlicher, die dem Herzoge von Alba und Karl dem Zwölften von Schweden nachgerühmt werden.

Doch die Zeit nahte schon, in welcher solchen Kräften und Anstrengungen das ernstere Kriegsfeld sich wieder eröffnen sollte. Längst schon erkannte man, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich sei, und Tettenborn konnte früher als Andre voraussehen, daß Oesterreich diesmal nicht als Feind gegen Napoleon auftreten werde. Er aber wollte nicht in den Fall kommen, mit den Franzosen zu dienen, sondern gegen sie fechten. Er fand sich demnach im Frühjahr **1812** bewogen, ungeachtet seiner glänzenden Stellung und seiner versprechenden Aussichten, seinen Abschied einzureichen, und begab sich, nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er unter Kammeraden und Höheren mehr Billigung und Zustimmung fand, als sich öffentlich zeigen durfte, über Ungarn nach Rußland, wo er schon rühmlichst bekannt war, und mit offnen Armen empfangen wurde.

Tettenborn trat in das russische Heer als Oberstlieutenant ein, und wurde zu dem General Freiherrn von Wintzingerode gesandt, der mit ansehnlicher Truppenstärke die Straße von Twer zu decken hatte. Bei diesem General, als einem ebenfalls im österreichischen

Dienste gewesenen Waffenfreunde, durfte er die günstigsten Verhältnisse erwarten, allein unglücklicherweise war derselbe kurz vorher in französische Gefangenschaft gerathen, aus der erst später die Kosaken ihn wieder befreiten, und der General Kutusoff, Neffe des Feldmarschalls, hatte den Befehl über jene Truppen übernommen. Dieser General galt allgemein als ein starker Widersacher aller Fremden im russischen Dienst, aber sonst als ein rechtschaffner, wohldenkender Mann und als ein ausgezeichneter tapfrer Krieger. Seine Abneigung gegen die Fremden schien anfangs auch gegen Tettenborn zu walten, nach einiger Zeit aber, als mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er schon eine günstigere Gesinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolge des Feldzugs, der theilnehmendste und thätigste Anerkenner eines Verdienstes, das sich unter seinen Augen so trefflich bewährte, und dem er Gerechtigkeit zu versagen nicht fähig war.

Nach dem Abzuge der Franzosen von Moskau rückte Tettenborn mit dem Vortrabe der Kutusoff'schen Truppen zuerst wieder daselbst ein, wo unter rauchenden Trümmern alle Gräuel der Verwüstung und Auflösung fortdauerten, denen nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt er die Befehlführung eines abgesonderten Truppentheils, und den allgemeinen Auftrag, dem Feind auf seinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er that dies mit solchem Er-

folg, lieferte so glückliche Gefechte, und nahm dem Feinde so viele Gefangene, daß ihm der Oberbefehlshaber, um diese Vortheile zu vergrößern, die unterhabenden Truppen ansehnlich mehrte. Hiedurch war Tettenborn in den Stand gesetzt, die wichtigsten Dienste zu leisten, da die Umstände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs dem entschlossenen Anführer einer fliegenden Truppe solche Unternehmungen möglich machten, deren Schwierigkeiten, in gewöhnlichen Kriegsverhältnissen, für ganze Heeresabtheilungen unübersteigbar sein konnten. Wir sahen Tettenborn früher durch abgesesne Reiter einen Wald angreifen und einnehmen; bei dem Bach Plisse lieferte er das Gegenstück dazu, indem er den Uebergang, den ein französisches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Russen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Husaren mit dem Säbel in der Faust erzwang, und das feindliche Fußvolk sämmtlich gefangen nahm. Tag für Tag griff er den Feind auf dem weiteren Rückzuge bis zur Beresina unermüdlich an, drängte dessen Flucht, und nahm ihm Kanonen, Pulverwagen, Gepäck, und besonders viele Gefangne. Er wurde sodann nach Lepel entsandt, um die dort aufgestellten baierischen Truppen zu überfallen, die er aber schon abgezogen fand. Zu Kobilnicki und in der Umgegend, machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppentheile gefangen, und setzte darauf mit angestrengter Eile seinen Marsch nach

Wilna fort, wo er spät am Abend mit ermüdeten Reitern anlangte, aber dennoch sogleich die Vorstadt wegnahm, und daselbst über 3000 Franzosen gefangen nahm.

Wilna war der Hauptort für die Franzosen geworden, wohin die ganze Rückzugsmasse des Heeres sich drängte, und daselbst, in Hoffnung vorhandener Hülfstruppen und großer Vertheidigungsanstalten, das ersehnte Ziel zu finden wähnte, wo dem schrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert rastlos andringenden Verderben endlich Einhalt geschehen würde. Doch diese Hoffnung war eitel; auch hier war keine Rettung bereitet, und an dauernden Widerstand gegen die verfolgenden Russen nicht zu denken; der Rückzug mußte, unter fast ebenso verzweiflungsvollen Umständen wie bisher, immer fortgesetzt werden, und kaum, daß die Weichsel noch eine Schutzwehr scheinen konnte. Aber wenn auch auf keine Weise Wilna gegen russisches Fußvolk lange haltbar war, so fanden sich doch für den Augenblick so zahlreiche französische Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zusammen, so große Hülfsmittel und Vorräthe dort angehäuft, daß der Feind, bis das russische Fußvolk herankam, leicht Zeit gewinnen konnte, sich in bessern Stand zu setzen, die nicht zu rettenden Vorräthe zu zerstören, und besonders die Truppenmenge, jetzt fast nur aufgelöste Haufen, aber doch immer herstellbar in geordnete Kriegerschaaren, an die Weichsel zurückzuschaffen. Daher war es für den

ganzen Feldzug von äußerster Wichtigkeit, hier dem Feinde keinen Augenblick zur Besinnung zu lassen. Tettenborn, nur die Nachtheile des Verzuges im Auge habend, ließ sich durch keine Schwierigkeit abschrecken, sondern trotz des fast allgemeinen Zweifelns und Abrathens beschloß er ungesäumten Angriff, und noch vor Anbruch des Tages stürmte eine Kompagnie Fußjäger, die er auf Schlitten hatte nachkommen lassen, die nächsten Thorposten, nach deren Bewältigung er von zweien Seiten mit 3 Kosakenregimentern und 4 Schwadronen Isum'scher Husaren in die Hauptstraßen eindrang, wo einige noch zusammenhaltende französische Bataillone anfangs ihm herzhaft entgegenrückten, bald aber, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr strekten, theils im Fliehen niedergemacht wurden. Der Angriff hatte den Feind dergestalt überrascht, daß die Gegenwehr ohne Plan und Umsicht nur nach Zufall geschah, und die ganze Stadt binnen kurzer Zeit in den Händen der Russen war. Zum Theil hatten die Juden, welche überall in Polen gegen die Franzosen heftig entbrannt waren, diese während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet, so daß sie ganze Schaaren als ihre Gefangne ablieferten.

Der Verlust, den die Franzosen durch diesen unerwarteten Schlag erlitten, war ungeheuer. Sie verloren in Wilna 48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangne, ungerechnet 24,000 Kranke, die in den Spitälern la-

gen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfnissen aller Art. Der letzte Anhalt des zerrütteten Heeres auf dieser Seite war verloren. „Von diesem Zeitpunkte hauptsächlich, sagt Napoleon in seinen dem General Montholon diktirten Bemerkungen begannen die großen Verluste dieses Feldzuges, und nichts konnte unvorhergesehener sein, als dieses Ereigniß von Wilna."

Tettenborn übergab die Stadt dem General Tschaplitz, der mit dem Vortrabe des Admirals Tschitschakoff herangeeilt war, und rückte gleich am folgenden Tage gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marschalls Macdonald, der noch bei Mitau stand, mit dem Könige Murat, der in Königsberg die zerstreueten Truppen sammelte, zu unterbrechen. In dieser Gegend stieß Tettenborn auf preußische Truppen, mit welchen es aber, da man sich gegenseitig gute Gesinnung zutraute, zu keinem ernstlichen Gefechte kam; nach einigen Scharmützeln erhielten sie Befehl, sich über den Niemen zurückzuziehen, und Tettenborn ging ungehindert nach Tilsit vor, wo die Einwohner ihn mit begeistertem Jubel empfingen. Nach einigen weiteren leichten Gefechten zwischen Tilsit und Ragnit hob der inzwischen von dem General von York mit den russischen Befehlshabern eingegangne Waffenstillstand auch diesen Anschein von Feindseligkeit zwischen den Russen und Preußen auf, diese letztern trennten sich von den Franzosen, und Tettenborn konnte nun den Marschall Macdonald, der

seinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortsetzte, mit größtem Nachdruck verfolgen.

In Königsberg aber wurde Tettenborn durch eine Rose am Fuß, die als Folge der überstandenen Beschwerden und der strengen Kälte dieses außerordentlichen Winterfeldzugs ihn befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzosen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Russen Halt machen wollen, dann sollte die Weichsel das unüberschreitbare Ziel sein, indem die Besorgniß waltete, man möchte die Stärke und Ueberlegenheit, die sich gegen den eingedrungenen Feind gezeigt hatte, mit jeder zunehmenden Entfernung von den russischen Gränzen wieder einbüßen. Allerdings waren die Truppen, welche unmittelbar hinter dem Feinde her waren, ihn drängten und jagten, nur gering an Zahl, und auch die übrigen, in weiten Abständen nachfolgenden, hatten durch Gefechte, Märsche, Entsendungen vielfache Schwächung erlitten. Die Franzosen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder näher, geboten über ganz Deutschland, und der Besitz aller festen Plätze von der Weichsel bis zum Rhein gewährte ihnen überall Sicherheit, ihre geretteten Heerestrümmer zu sammeln und mit neuen Zuschüssen aus dem Innern Frankreichs und seiner Bundesländer zu verstärken. Alle diese Betrachtungen jedoch konnten gegen die Macht der That-

sachen nicht bestehen; das Verderben des Feindes offenbarte sich mit jedem Augenblicke vollständiger und verzweifelter, Furcht und Schrecken gaben willig auf, was die Waffen vielleicht nur schwer errungen hätten, an Widerstand im offenen Felde war nicht zu denken, die Flucht ging unaufhaltsam fort, die Verfolgung stürzte fast gezwungen in den leeren Raum. Unter solchen Umständen, zu welchen sich die lautwerdende Stimme des deutschen Volksgeistes und die guten Aussichten diplomatischer Thätigkeit gesellten, empfingen die russischen Truppen neuen Befehl vorzugehen, und den Ereignissen blieb überlassen, wie und wo sie ihr Ziel finden möchten.

In Folge dieser veränderten Ansicht erhielt nun Tettenborn, der inzwischen Oberst geworden war, von dem General Grafen von Wittgenstein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichsel zu gehen, und so weit vorzudringen, als es die Umstände zuließen. Tettenborn empfand hierüber so große Freude, und fühlte sich so glücklich, der erste zu sein, der seinen deutschen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzosenherrschaft erscheinen sollte, daß er ungeachtet seines Fußübels unverzüglich von Königsberg aufbrach, und seinen Marsch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortsetzte. Noch hielten zwar ansehnliche französische Truppenschaaren sich auf dem rechten Ufer der Oder, die Festungen waren alle stark besetzt, und

die Hauptstärke der Russen noch weit zurück; allein Tettenborn beschloß dennoch, auf das linke Ufer der Oder vorzurücken, um dem Feinde hier keine Zeit zu neuen Maßregeln zu lassen und die bereits angeordneten zu hintertreiben.

In Wrietzen, wo der Uebergang geschah, traf der Oberstlieutenant Konstantin von Benkendorf, welcher den Vortrab Tettenborn's befehligte, ein westphälisches Bataillon, nahm dasselbe nach geringem Widerstande gefangen, und Tettenborn empfing gerade beim Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun rasch gegen Berlin vor, welches der Marschall Augereau noch mit 10,000 Franzosen und zahlreichem Geschütz besetzt hielt. Dieser sandte den General Poinsot mit etwa 2000 Mann bis Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Russen entgegen, um sie von der schon durch mancherlei Gährung bewegten Hauptstadt noch abzuhalten. Die Franzosen hatten keine Reiterei, die Russen kein Fußvolk, und so mußten beide Theile mit großen Schwierigkeiten kämpfen, indem jene das freie Feld nicht behaupten, diese hingegen den Angriff der Ortschaften und festen Stellungen nicht unternehmen konnten. Tettenborn wollte jedoch nicht vergeblich so weit vorgedrungen sein; noch jenseits der Oder, doch schon in der Nähe, streifte mit einer fliegenden Schaar der General Tschernyscheff, diesen forderte Tettenborn auf, sich mit

ihm zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinigen, und fand bereitwilliges Gehör. Tschernyscheff ging mit seinen Kosaken und Husaren über die Oder, vereinigte sich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieser den General Poinsot bei Werneuchen durch einige zurückgelassene Posten über seinen Abmarsch noch einige Zeit getäuscht erhielt, und beide Anführer rückten nun vor Berlin.

Die beabsichtigte Ueberrumpelung dieser Stadt wurde jedoch durch ungünstige Umstände verzögert, und dann brachte der Zufall sie nur theilweise zur Ausführung. Die Russen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine starke französische Rekognoszirung vorrückte, welche zurückzutreiben Tettenborn sogleich einige Kosakenregimenter vorführte. Der Feind gerieth in Unordnung, und suchte schnell das Thor von Berlin wieder zu erreichen; Tettenborn aber drang in rascher Verfolgung dahin nach, überwältigte die Thorwache, und sprengte mit seinen Reitern rasch in die Stadt, die alsbald nach allen Richtungen von Kosaken umschwärmt und unerwartet der Schauplatz kriegerischer Auftritte war. Tettenborn selbst rückte bis auf den Alexanderplatz, wo sich einiges französische Fußvolk wieder gesammelt hatte, und einen geordneten Widerstand lebhaft unterhielt. Inzwischen hatten die Kosaken schon im ersten Augenblick gegen 500 Gefangene und viele Beutepferde fortgeführt, jagten zum Schrecken

16*

der überraschten Franzosen und zum Jubel der Einwohner durch die Straßen sogar der Friedrichsstadt, und obgleich die Franzosen in Berlin noch gegen 8000 Mann stark waren, einzelne Truppenabtheilungen schon vorher unter dem Gewehr, und auf mehreren Plätzen und Brücken Kanonen aufgepflanzt standen, so war doch die Bestürzung des Feindes so groß, daß diese Anstalten nutzlos blieben; ganze Salven aus dem Kleingewehr gingen in die Luft und wenn das Geschütz losgebrannt wurde, war gewiß kein Kosak mehr in der Richtung desselben. Die Unruhe des Volks brach auf mehreren Punkten unverhohlen aus, und konnte jeden Augenblick den Franzosen verderblich werden; jedoch fehlte ein entschlossener Anführer, der die Gesinnung zur That gemacht hätte. Weil nun den eingedrungenen Kosaken von den russischen Truppen, die vor der Stadt geblieben waren, keine Unterstützung kam, so gewann der Marschall Augerau die nöthige Zeit, seine Truppen in der Wilhelmsstraße zusammenzuziehen, und rückte mit zahlreichem Fußvolk und Geschütz heran, wodurch Tettenborn, nachdem er drei Stunden sich in der Stadt behauptet hatte, endlich zum Weichen gezwungen wurde. Er zog fast ohne Verlust wieder auf das freie Feld, wohin der Feind, ungeachtet seiner Uebermacht, nicht zu folgen wagte.

Der kühne Handstreich war in der Hauptsache zwar nicht gelungen, machte aber für die russischen Waffen

den vortheilhaftesten Eindruck, und zeigte, welchen Erfolg man hätte hoffen dürfen, wenn von allen Seiten mit gleicher Entschlossenheit, wie von der einen, wäre eingewirkt worden. Allgemein galt das Unternehmen für einen der glänzendsten Reiterzüge, wie denn auch der Kaiser Alexander zum Zeichen seiner Zufriedenheit den St. Wladimirorden zweiter Klasse mit schmeichelhaften Ausdrücken an Tettenborn senden ließ. Der ganze Ueberfall kostete wenige Kosaken, die einzeln in den Straßen verirrt, sich zuletzt abgeschnitten fanden; ein tapferer und liebenswürdiger Offizier, Wilhelm von Blomberg, der auch schöne dichterische Gaben hatte, war gleich im ersten Anreiten durch eine Kugel getödtet worden. Die Franzosen verschwiegen ihren Verlust, allein die Gefangenen konnte man in Pankow angehäuft sehen, wohin die Berliner, trotz der französischen Wachsamkeit, in den nächsten Tagen schaarenweise strömten.

Nachdem der Marschall Augereau den General Poinsot von Werneuchen wieder an sich gezogen hatte, hielt er Berlin und das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage besetzt, um die Trümmer aufzunehmen, welche der Vicekönig Eugen von der Oder zurückbrachte, wodurch die französische Macht in und um Berlin auf **16,000** Mann stieg. So verstärkt, und wieder mit einiger Reiterei versehen, wagten die Franzosen nun öftere Ausfälle, und vor den Thoren fielen täglich blu-

tige Gefechte vor, in welchen die letzten Ueberbleibsel französischer Gardereiterei von den Kosaken übel zugerichtet wurden. Dieser Zustand dauerte fort, bis das russische Fußvolk über die Oder gegangen war und gegen Berlin heranrückte, auf welche Nachricht die Franzosen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte an der Spitze seiner Truppen in die Stadt, wo die Einwohner ihn mit größten Freudenbezeigungen empfingen; die Kosaken warfen sich sogleich auf den abziehenden Feind, dessen letzte Züge sie noch innerhalb der Stadt erreichten, und blieben in beständiger Verfolgung hart auf seinen Fersen. Der General Graf von Wittgenstein langte mit russischem Fußvolk an, und traf die kräftigsten Anstalten zur weitern Kriegsführung.

In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bette hüten, weil die Rose bei der schonungslosen Anstrengung wieder schlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit rastlosem Eifer neuen Unternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte sich das Augenmerk der Russen auf Hamburg gelenkt; außer den militärischen Gründen, die einen Zug dorthin anriethen, waren auch politische Absichten vorhanden, unter welchen die nahe Einwirkung auf Dänemark, die Eröffnung der unmittelbaren Verbindung mit England, und selbst der Eindruck, welchen die Befreiung der wichtigen Handelsstadt in St. Petersburg machen mußte,

sehr in Betracht kamen. Die unzufriedene Stimmung der Hamburger war bekannt, so wie auch der schwache Zustand der französischen Macht in jenen Gegenden, wo man einen äußeren Angriff noch gar nicht erwartete. Jedoch würde dieser Zug nach Hamburg, so zweckmäßig und günstig er auch erschien, wohl nicht zur Ausführung gekommen sein, wäre nicht in Tettenborn zugleich der tüchtigste und bereitwilligste Führer vor Augen gewesen, der kein Bedenken trug, sich mit einer kleinen Schaar auf vierzig Meilen weit von der Hauptstärke zu entfernen, und sich in eine Verwicklung von Ereignissen einzulassen, deren Wendung niemand absehen konnte. Er legte seine Entwürfe vor, erörterte die Aufgaben, die sich darbieten konnten, zeigte die Maßregeln, die er auszuführen dachte, und alles wurde gutgeheißen und angenommen. Er empfing die nöthigen Befehle und Vorschriften, und an der Spitze von 4 Kosakenregimentern, 2 Schwadronen Isum'scher Husaren, 2 Schwadronen Kasan'scher Dragoner, und 2 Stücken leichtes Geschütz, verließ er am 12. März Berlin, und rückte rasch gegen Mecklenburg vor. Ein schreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging vor ihm her und erhöhte ebenso den Muth der Freunde, als er den des Feindes niederschlug.

Wir gehen jetzt zu der näheren Betrachtung derjenigen Ereignisse über, welche diesen Zug und seine

Folgen darstellen, und bemerken nur noch, daß die Erzählung, sowohl der hamburgischen Sache als auch der ferneren Kriegszüge Tettenborn's nicht erst neuerlich aufgesetzt, sondern größtentheils noch im Laufe der Begebenheiten selbst niedergeschrieben, und schon in den Jahren **1813** und **1814** gedruckt worden ist. Im Wesentlichen diese frühere Auffassung beizubehalten, schien um so nöthiger, als eine vollständige Ueberarbeitung schwerlich Statt finden könnte, ohne zugleich die Ursprünglichkeit zu gefährden, welche vielleicht den ganzen Werth unserer Darstellung ausmacht.

Hamburg
im Frühjahr 1813.

Die Geschichte der Tage, in welche wir jetzt eintreten, schien anfangs in dem Aufstehen anderer Städte und Länder Deutschlands, wozu damals Hoffnung und Aussicht war, sich wiederholen zu müssen, und Hamburg keinen Anspruch zu haben, in der allgemeinen Erhebung mehr zu bedeuten, als ihm nach Verhältniß der Lage und Kräfte zukam. Nachdem aber das Beispiel dieser Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ihr allein das Loos geworden, für ihre kühne Entschlossenheit die schweren Geschicke zu erdulden, welche wie ein großes Trauerspiel die Theilnahme der Zeitgenossen heftig aufregten, so steht auch ihre Geschichte während dieser Zeit als ein eignes, abgeschlossenes Ganzes da, und gewinnt einen höheren von den allgemeinen Ereignissen fast unabhängigen Werth.

Der Verfasser konnte nicht ohne die tiefste Bewegung des Geistes und Herzens diese Entwicklungen be-

trachten, die unter seinen Augen vorgingen, und ihm die wesentlichen Momente aller Volkserschütterungen vorführten; er faßte früh den Gedanken, sich einen Antheil an diesen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigstens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben. Von diesem Vorsatz konnte der Schmerz über den unerwarteten Ausgang ihn eine kurze Zeit ablenken, die obige Betrachtung aber, wie viel wichtiger um diese Ereignisse geworden, und die verworrnen und falschen Ansichten, welche sich verbreiteten, mußten ihn darauf zurückführen.

Denn das Urtheil der Menge wie der hervorragenden Einzelnen schwankte in entgegengesetzten Irrthümern, und die Unwissenheit entstellte wie die Lüge mit verläumderischen Zügen das edle Bild dieser vaterländischen Thatsachen. Auch konnte nicht so leicht die Wahrheit inmitten so vieler Leidenschaften und Meinungen durchbrechen, denen insgesammt das Licht der klaren Einsicht fehlen mußte. Denn alles, was den Staat betrifft, verweilt bei uns Deutschen größtentheils in der Heimlichkeit stiller Verhandlungen, und ihrem Wesen nach können die Gründe und Triebfedern dessen, was sichtbar wird, nur wenigen Eingeweihten bekannt sein; die Vorgänge in und bei Hamburg machten hievon keine Ausnahme, sie erfuhren überdies einen Zusammenfluß der ungewöhnlichsten Verwicklungen, wie in so kurzer Frist und so engem Raume sich selten

vereinigt finden. Der Verfasser aber war so glücklich, einen Standpunkt zu haben, der ihm in das Innere und Aeußere einen gleich freien Blick gewährte, und die Erforschung des Einzelnen wie die Uebersicht des Ganzen erleichterte; und wenn er auch die wärmste Theilnahme bekannte, so durfte er sich doch von allen Vorurtheilen frei fühlen, welche grade hier den Sinn so vielfältig befangen hielten. Wer selbst eingeweiht ist in dem ganzen Zusammenhang, wird leicht erkennen, wie fern der Verfasser es ist; wer aber bloß Augenzeuge der Erscheinungen war, der möge von der Wahrheit ihrer Darstellung einen günstigen Schluß auf die Wahrheit der andern Angaben machen, welche der Prüfung minder offen stehen.

* * *

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres **1813** die Gemüther durch das ganze nördliche Deutschland fand, hatte in rascher Stufenfolge sich auf's höchste gesteigert, aus der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen hervorbrechen. Der Haß gegen die französische Herrschaft war durch alle ersinnliche Maßregeln der Strenge, der Beschränkung, der Arglist und Verführung, mehr genährt als zurückgedrängt worden, und zeigte sich offner und unruhiger, je näher die jammervollen Reste des in Rußland untergegangnen Heeres

den Anblick einer Niederlage brachten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maßstab hatten; die Berichtigung, anstatt, wie sonst, auf geringere Angaben zurückzuführen, fand nur immer zu steigern und hinzuzuthun: ein weit größeres Verderben hatte Napoleon seinem eignen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jetzt fühlte jederman, daß auch für Deutschland der Augenblick der Freiheit gekommen sei; nur wie er zu ergreifen wäre, lag noch in dunkler Ungewißheit. Besonders hatten diejenigen Landschaften, welche in französische oder westphälische Departements verwandelt waren, den größten Anreiz, ihre Bande abzuwerfen, doch, ihrer Fürsten beraubt, ohne Zusammenhang und Vertrauen, fühlten sie zu sehr ihre Vereinzelung und Schwäche, um selbstständig die Waffen zu ergreifen. Desto sehnsüchtiger blickten sie auf die Annäherung der siegreichen Russen.

Gleichwohl eilte der ungeduldige Eifer der Unterdrückten diesem Zeitpunkt auch zuvor. Im französischen Gebiete selbst, in einer Stadt, welcher die russische Hülfe damals noch sehr entfernt war, in Hamburg, wo die französische Herrschaft recht im Gegensatze mit dem vorigen Freiheitsglück die unerträglichste Qual und Lebenshemmung geworden war, brach am 24. Februar, bei einem unbedeutenden Anlaß am Altona'er Thor, der langverhaltene Grimm furchtbar aus. Eine große Menschenmasse, die sich wegen aufreizender, von den

französischen Douaniers mit barscher Strenge ausgeführter Durchsuchungen angehäuft hatte, drang endlich im Gefühl ihrer Kraft, auf diese verhaßten Diener der fremden Gewalt kühn und entschlossen ein, überwältigte und entwaffnete sie, zertrümmerte das Wachthaus, und riß eine lange Reihe starker Palissaden, welche zur Absperrung dienten, in einem Augenblicke nieder. Der siegesfrohe Haufen tobte sodann wüthend durch die Straßen der Stadt, rief den Franzosen Tod und Verderben, suchte die französischen Beamten auf, die schon größtentheils geflohen oder versteckt waren, stürmte deren Wohnungen, zerschlug besonders die Zeichen der Kaiserschaft, und rief Schmähungen und Flüche gegen Napoleon und seine Helfer aus. Weil jedoch in der bewegten Menge weder Einheit und Plan war, noch ein Anführer auftrat, der ihr beides hätte geben können, so verlor sich der Tumult nach und nach in dem Dunkel der Nacht. Gleich am folgenden Tage gingen Gewerb und Handel, als wäre nichts vorgefallen, in gewohnter Ordnung ruhig wieder ihren Gang. Einige dänische Husaren, die auf dringendes Ansuchen der vom ersten Schrecken aufathmenden Franzosen in die Stadt gerückt waren, wirkten zur Beruhigung mit, indem sie den Behörden zum Schutz dienten, ohne sich dem Volke feindlich zu bezeigen. Dieses erkannte auch sogleich ihre Gesinnung, benahm sich friedlich gegen sie, und zeigte ausdrücklich, daß es sie von der Sache der Franzosen

trenne. Die letztern durften sich nicht allzu dreist hervorwagen, oder liefen Gefahr, beleidigt und angefallen zu werden. Daß auch im untersten Volke bei dieser Feindseligkeit noch ein anderer Trieb walte, als rohe Widersetzlichkeit und Plünderungslust, mußten selbst die französischen Beamten zugestehn, und dies verdroß und beschämte sie am meisten, ein allgemeiner Haß machte sich Luft, dies war nicht zu verhehlen noch zu beschönigen. Keine Verletzung des Eigenthums, keine Mißhandlung, keine Ausschweifung hatte der Pöbel begangen, die nicht lediglich gegen die Franzosenherrschaft gerichtet gewesen wäre, ja beim Plündern einiger Kassen hatten Leute von zerlumptem Ansehn die vollen Beutel jubelnd auf die Straße unter die Menge ausgeworfen, und das Geld wurde in den folgenden Tagen größtentheils wieder eingeliefert.

Im Vortheil bestehender Einrichtung und geordneter Wirksamkeit, wußten sich die Franzosen mit kluger Vorsicht doch noch im Besitze der Macht zu erhalten, und bald wieder die Oberhand zu nehmen. Sie zogen die angesehensten Bürger zu Rath, übertrugen diesen manche Maßregeln und Anstalten, und vertrauten theilweise der Bürgerschaft sogar die Waffen wieder, die man ihr früher mit sorgsamer Strenge abgenommen hatte. Die Bürger fügten sich zwar ungern in soldatische Ordnung, zumal sie wohl fühlten, daß ihre Bewaffnung weniger ihre eigne Sicherheit, als die der

französischen Gewalt bezwecke, doch nahmen sie die aufgedrungenen Waffen meist in der Hoffnung an, sie bald auch nach eignem Sinne und wider den nicht zweifelhaften wahren Feind zu gebrauchen. Einstweilen aber mußten sie dessen Macht und Ansehn verstärken helfen; dies geschah in solchem Maße, und Mißtrauen und Zweifel hatten so zugenommen, daß die Franzosen sogar wagen durften, eine Anzahl von Schlachtopfern, welche als Rädelsführer des Aufruhrs gelten mußten, aus der untersten Volksklasse herauszugreifen, und nach kurzem Verfahren sogleich erschießen zu lassen. Hiedurch aber wurde das Volk aus der Betäubung, in die es verfallen war, wieder aufgeschreckt, und einen Tag später hätte keine Hinrichtung wiederholt werden können. Eine furchtbare Gährung braus'te nun immerfort, bald lauter, bald dumpfer; die Lage der Franzosen wurde täglich bedrängter und angstvoller, sie fühlten, daß sie weder auf die dänischen Hülfstruppen, noch auf die hamburgische Bürgerbewaffnung sonderlich rechnen durften; französische Truppen waren nirgends in der Nähe, und aus der Ferne nicht zu hoffen. Ueberzeugt, dem Kaiser diesen wichtigen Platz nicht erhalten zu können, und doch wieder voll Furcht, ihn zu früh aufzugeben, schwankten sie in wechselnden Eindrücken des Schreckens, des Grimms, der Hoffnung und des Zagens, und durften zuletzt nicht einmal Fortsendungen wagen, die dem Volke das Bild eines na-

hen Abzugs zu sehr vergegenwärtigt hätten. Die Lösung dieses gespannten Zustandes rückte indeß von außen mit beschleunigten Schritten jeden Tag näher.

Schon am 14. Mai war Tettenborn an der Spitze einer vorausgeeilten Kosakenschaar in Ludwigslust eingetroffen, und hatte durch sein kluges, rücksichtvolles, aber auch entschlossenes Betragen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin sogleich bestimmt, das französische Bundesverhältniß augenblicklich aufzugeben und sich für die Russen und Preußen zu erklären. Dies erste Beispiel eines deutschen Fürsten, der die aufgedrungene Fremdherrschaft abzuwerfen wagte, und für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes sich jeder Gefahr unterzog, zeigte dem ganzen nördlichen Deutschland, was zu thun sei, und wirkte besonders auch in Hamburg auf die Gemüther, welche den Tag nicht fern sahen, der auch ihre Entscheidung fordern würde.

Nach diesem erlangten Gewinne zog Tettenborn sogleich weiter, und war mit seinem Vortrab am 15. März eben in Lauenburg eingerückt, als ihn dort eine Meldung traf, welche für den Augenblick die ganze Bewegung stocken machte, ja sogar zweifeln ließ, ob nicht der ganze Zug auf Hamburg schon als gescheitert anzusehen sei.

Während nämlich Tettenborn durch Mecklenburg gegen Hamburg vordrang, war gleichzeitig der französische General Morand auf dem Marsche durch dieses

Land gegen die Elbe hin, und beide Marschlinien mußten hier zusammentreffen. Morand kam mit **2500** Mann Fußvolk, einiger aus Douaniers bestehender Reiterei nebst **16** Stücken Geschütz, aus Schwedisch-Pommern, welches er auf erhaltenen Befehl geräumt hatte, und seine Stärke war hinreichend, den Marsch der Russen völlig aufzuhalten. In Mölln angekommen, und durch den Anblick einiger hier nicht vermutheten Kosaken stutzig geworden, ließ er seine Truppen plötzlich Halt machen. Ihn im Rücken stehen zu lassen, durfte Tettenborn nicht wagen, ihn anzugreifen war der einzige Rath, doch die Ausführung jedenfalls mißlich, da nur Reiterei ihm zu Gebote stand. Morand indeß wartete dies nicht ab, sondern wandte sich, in der Ungewißheit über die Stärke und Absicht der Russen, noch während der Nacht mit allen seinen Truppen nach Bergedorf, wo sich die französischen Beamten aus Hamburg mit den Douaniers und sonstigem Anhang, welche in der gährenden Stadt den Eingebungen der Furcht nicht länger widerstanden hatten, mit ihm vereinigten. Die Franzosen standen demnach zwischen die Russen und Hamburg vortheilhaft eingeschoben. Ihnen aber wollten die Vortheile ihrer Stellung keineswegs einleuchten. Morand glaubte sich stark genug, die von jenen schon ganz aufgegebene Stadt noch als guten Zufluchtsort behaupten zu können, und wollte dorthin marschiren; allein die Dänen, besorgt, daß Holstein nicht der Schau-

platz der Feindseligkeiten würde, hatten bereits mit 300 Mann und vielem Geschütz ihre Gränzen besetzt, und weigerten den Durchzug durch ihr Gebiet, über welches die Hauptstraße führte; die Nebenstraße hingegen durch die hamburgischen Niederungen des Billwärders schien den Franzosen unrathsam.

Unter diesen Umständen mußte Morand sich wenigstens in Bergedorf und den Vierlanden behaupten, und da er inzwischen auch erkundet, daß die Russen nur Reiterei hätten, so sandte er am nächsten Morgen 500 Mann mit 8 Kanonen nach Escheburg, den von Lauenburg heranrückenden Russen entgegen. Tettenborn ließ durch den Oberstlieutenant Konstantin von Benkendorf sogleich den Feind angreifen und den ganzen Tag bis zur Nacht unaufhörlich beunruhigen. Die Gegend war den Russen sehr unvortheilhaft; von Escheburg bis Bergedorf ist ein einziger Engweg, den der Feind besetzt hielt, und dessen linke Seite nach dem Elbufer, des niedrigen und zerschnittenen Bodens wegen, für Reiterei unzugänglich, die rechte Seite aber nur in weitem Bogen zu umgehen war. Der Eifer und die Gewandtheit der Kosaken ersetzte bald den Nachtheil dieser Umstände. Tettenborn ließ eine Anzahl absitzen und zu Fuß mit dem Feinde plänkeln, sie schlichen durch das Gebüsch ganz nah zu den feindlichen Kanonen, deren Kartätschenschüsse sie geschickt vermieden, und dann mit Hurrahgeschrei verhöhnten, sie

selbst aber nahmen die französischen Kanoniere zum Ziel und tödteten deren viele.

Während diese Kosaken den Feind in der Fronte beschäftigten, sandte Tettenborn eine andere Abtheilung auf Umwegen nach Bergedorf, wo Morand seine Haupttruppe beisammen hielt; die Feldwachen, keines Angriffs gewärtig, wurden überfallen, und flohen in Unordnung bis in die Stadt, wo sie alles mit Schrecken und Bestürzung erfüllten; die Franzosen mußten ihre nach Escheburg vorgerückte Mannschaft vernichtet glauben. Als nun gar noch Kosakenzüge sich in der rechten Flanke zeigten, welche den Weg nach der Elbe hin zu sperren drohten, meinte Morand dies nicht abwarten zu dürfen; er hatte schon in der Nacht sein Gepäck beim Zollenspieker über die Elbe geschickt, am 17. März ganz in der Frühe brach er selbst mit allen Truppen in derselben Richtung auf, um sich auf das linke Elbufer zurückzuziehen. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn dergestalt, daß eine Viertelstunde von Zollenspieker die Franzosen Halt machen mußten, und auf einem querlaufenden Deich eine Batterie von 6 Kanonen aufpflanzten, welche den einzigen Deich, auf welchem die Russen nachrücken konnten, durch lebhaftes Feuer bestrichen. Aber auch hier saßen viele Kosaken ab, nahmen die Büchse zur Hand, und unterhielten das Gefecht, bis Tettenborn seine beiden Kanonen auf dem Deiche trotz des feindlichen Feuers vor-

fahren ließ, von denen jedoch nur die eine zum Feuern kam, denn der Feind, nun gar Geschütz bei den Russen wahrnehmend, verlor die Lust weitern Widerstandes, suchte eiligst die Boote zu erreichen, die zur Ueberfahrt bereit standen, verlor aber durch die nun um so hitziger ansprengenden Kosaken noch viele Leute, und mußte ihnen auch die 6 Kanonen überlassen, welche schon eingeschifft waren, doch nicht mehr abfahren konnten.

Der Weg nach Hamburg war nun frei, und auf dem rechten Elbufer kein Franzose mehr. Die Einwohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend hatten die zwei Tage fortdauernden Kampfes in freudigbanger Erwartung und ungeduldiger Hoffnung zugebracht. Einzelne Reiter aus der Stadt hatten schon in der Gegend von Escheburg sich bei den Russen eingefunden, waren Zeugen der glücklichen Gefechte gewesen, und hatten zurückkehrend durch ihre Erzählungen die ganze Bevölkerung zu den Ausbrüchen der leidenschaftlichsten Freude aufgeregt, welche durch die kurze Anwesenheit einer schon am 17. in die Stadt gedrungenen Streifparthei Kosaken noch stärker entflammt wurde. Der Maire und seine Beistände aus der Bürgerschaft sandten nun dem russischen Befehlshaber Abgeordnete entgegen, ihn zur Besetzung der Stadt einzuladen und ihm deren Wohl zu empfehlen. Tettenborn empfing diese Abgeordneten Nachmittags in Bergedorf, als er eben nach Beendigung des Gefechts

gegen Morand dahin vorgerückt war. Sie legten dringend ihre und ihrer Mitbürger Wünsche vor, durch ihn das Joch der französischen Herrschaft von ihnen genommen zu sehn. Hier war es, wo Tettenborn durch Einsicht und Karakter den für Hamburgs Freiheit und Selbstständigkeit entscheidendsten Ansprüchen die Bahn eröffnete, und für die deutsche Sache überhaupt das nachahmenswürdigste Beispiel hervorrief, indem er den Abgeordneten erklärte, die Russen könnten allerdings das Begehrte thun, sie könnten es aber auch unterlassen, und Hamburg als eine dem Feinde abgenommene Stadt behandeln; das Letztere sei vielleicht für die russischen Waffen vortheilhafter, allein dergleichen Erwägungen dürften hier nicht gelten, die russische Sache sei mit der deutschen verschwistert, und diese fordre, daß die Hamburger selbst ihre Freiheit herstellten; sie möchten daher unverzüglich die französischen Behörden abschaffen, ihre ehemaligen eignen wieder einsetzen; er werde die Stadt nicht eher als Freund betreten, bis dies geschehen wäre. Mit dieser Antwort sandte er die Abgesandten, unter denen einige vormalige Rathsherren waren, nach der Stadt zurück. Kaum war hier Tettenborn's Erklärung kund geworden, als ihr auch schon genügt war. Die Mairie, und was noch sonst von französischen Formen bestand, wurde abgeschafft, die alte Verfassung wieder eingesetzt, Rath und Bürgerschaft zusammenberufen und die Freiheit der

Stadt öffentlich verkündigt. Neue Abgeordnete wurden an Tettenborn gesandt, um ihn von dem Geschehenen zu benachrichtigen; diese erst erkannte er als wahre Hamburger an, und versprach ihnen seines Kaisers Schutz und Beistand.

Am Mittage des 18. März hielt Tettenborn seinen Einzug in die Stadt. Nie gab es ein größeres Fest; das ganze Dasein einer ungeheuern Bevölkerung verlor sich in das Eine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit, und alles Gewicht der Erinnerung vieljährigen Unglücks und Leidens fiel an diesem Tage von den aufgerichteten Gemüthern ab. Aus allen Tiefen, wohin er sich hatte verbergen müssen, drang der Ausdruck der wahren, langverhaltenen Empfindungen mächtig hervor, und wurde zum lauten Ruf der Begeisterung. Solche Leidenschaft und Herzensgewalt, wie in diesem Volksjubel sich offenbarte, hatte keiner der Anwesenden je gesehn, noch den Deutschen als möglich zugetraut. Jeder auch minder bedeutende Umstand dieses Tages wurde durch die unaussprechliche Innigkeit und Liebe, welche alles durchdrang, rührend und groß. Bis zwei Meilen von Hamburg waren dreißig Bürger zu Pferde den russischen Truppen entgegengekommen, und zogen sodann mit lautem Jubel vor ihnen her, um sie in ihre Stadt einzuführen. Je näher man dieser kam, desto ansehnlicher wurde die Schaar dieser Begleiter, desto lauter und begeisterter tönte ihr unaufhörlich erneuertes Hur-

rahrufen, das in der bei jedem Schritt zahlreicher versammelten Volksmenge wiederhallte. Eine Ehrengarde zu Pferde stand an dem sogenannten Letzten-Heller, wo der Nebenweg, den die russischen Truppen von Bergedorf herkamen, wieder in die durch das dänische Gebiet abgeschnittene Hauptstraße fällt, in Parade aufmarschirt, und setzte sich an die Spitze des voranreitenden Zuges, dem sich weiterhin die Schützengilde anschloß. Gärten, Landhäuser und Alleen, die sich weit vor die Stadt hinaus erstrecken, waren von einer ungeheuern Menge Menschen besetzt, ein unabsehbares Gewimmel breitete sich, wohin die Augen blickten, verwirrend aus. Immer neue Wogen von Hurrah und Lebehoch kamen dem annähernden Zuge entgegen, während zu beiden Seiten und weit im Rücken das Geschrei mit Heftigkeit fortdauerte. Zwischendurch vernahm man den Gesang der Kosaken, die ihre vaterländischen Lieder angestimmt hatten. Vor dem Thore empfing Tettenborn von den Abgeordneten des Raths und der Bürgerschaft die Schlüssel der Stadt. Im Thore selbst bekränzten ihn weißgekleidete Mädchen mit Blumen, indem sie ihn als Retter und Befreier willkommen hießen, unter lautem Beifallrufen des Volks. Jetzt stieg der Jubel und die Begeisterung auf den höchsten Gipfel. Das Gedränge in der Stadt nahm überhand. Die Fülle der Menschen war nur Eine große Fluth, die, wie ein langsamer Strom in seinen Ufern, durch

die engen Straßen fortrückte, und jeden Augenblick schwellend stockte. Alle Glocken läuteten, Freudenschüsse aus Flinten und Pistolen dauerten ununterbrochen fort, alles war trunken und außer sich vor Entzücken. „Vivat Kaiser Alexander, unser Erretter, unser Erlöser!“ und „Hurrah“ und „Vivat Tettenborn! Vivat Wittgenstein!“ und „Heil den Russen, den Kosaken“, und „Heil“ und „Lebehoch“ ohne Zahl schallte durch die Lüfte, daß alles davon erzitterte. Aus den Fenstern wehten Fahnen und Flaggen; Frauen und Mädchen schwangen weiße Tücher; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf Degenspitzen und hohen Stangen getragen, oder jauchzend durch die Lüfte geschleudert. Man drängte sich, mit Gefahr zertreten zu werden, zwischen die Pferde, bekränzte sie mit grünen Zweigen und Blumen, die zum Theil aus den Lüften gepflogen kamen, ja man küßte selbst die Pferde im Uebermaße des Glücks. Man sah weinen und lachen vor Freude, Alt und Jung die Hände zum Himmel erheben, Bekannte und Unbekannte einander umarmen und beglückwünschen, mit seinem Todfeinde wollte sich jeder versöhnen um dieses Tages willen, eine allgemeine Bruderliebe hatte die Menschen ergriffen. In mehreren Straßen waren Brustbilder des Kaisers Alexanders aufgestellt und mit Lorbeere bekränzt, vor jedem derselben hielt Tettenborn still, senkte den Degen, und brachte seinem Kaiser ein Hurrah, das jauchzend von

dem Volke wiederholt wurde. Unter tausend verschiedenen Ausbrüchen berauschten Entzückens gelangte er bis zu seiner Wohnung, wo der Jubel ununterbrochen fortwährte. Ungemein erhöhte den Eindruck, daß keine große Kriegsmacht, sondern eine kleine Schaar, kein fremder Fürst oder Feldherr, sondern ein Deutscher, ein ritterlicher Anführer wunderbarlicher, niegesehener Reiter, die mehr seinem Heldenmuth als seinem Befehl anzugehören schienen, diesen Strom des überwogenden, unerschöpflichen Willkommens empfing; es schien die Zeit wiedergekehrt, wo von Wenigen, wo von Einem die größten Dinge vollbracht wurden. Die Stadt war Abends erleuchtet; auch hier erfand der Eifer des begeisterten Volks alle nur ersinnlichen Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf besondere Art, darzuthun. Im Schauspiel wiederholte sich das rauschende Getümmel des Beifalls, sobald Tettenborn mit seinen Offizieren in der ihm bereiteten Loge erschien; alle Zuschauer, auch die Frauen, standen auf, und sangen feierlichst das Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehn", worauf nun erst das Schauspiel beginnen konnte; es war ein Gelegenheitsstück, das unzähligemal bei jeder leisen Anspielung durch ungeheuern Beifall unterbrochen wurde. Die berühmte, und in Hamburg besonders beliebte Schauspielerin Sophie Schröder trat mit der russischen Kokarde auf und wurde stürmisch beklatscht. Als Tettenborn das Schau-

spiel verließ, spannten ihm die Bürger die Pferde aus, und zogen ihn mit Jubelgeschrei nach Hause, wo sie ihn auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen. Er hatte seinen schönsten Tag erlebt; er war der Held des Volks geworden, sein Name schallte weit im Land umher und über die See hinüber.

Am folgenden Tage erschienen sogleich zwei Bekanntmachungen, durch welche Tettenborn auf höhern Befehl den Hamburgern freie Schiffahrt und Handlung ankündigte, dagegen alles französische Eigenthum anzugeben und einzuziehen befahl. Die gefüllten Douanenspeicher, welche für mehr als **400,000** Thaler eingezogener Waaren enthielten, übergab er der Stadt, damit das nachzuweisende Eigenthum den ehemaligen Besitzern unentgeltlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die nun als eine freie und selbstständige Macht angesehen wurde, erhielt den Auftrag, dieses Geschäft, so wie alle andern, ihr Inneres betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen. Durch dieses uneigennützige Verfahren erwarb Tettenborn auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Ansprüche, und überall wurde sein Name gepriesen und sein Ruhm verherrlicht. Daß es seine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erscheinen, haben viele alte und neue Beispiele dargethan, allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb solche Klugheit verachtete.

Unmittelbar nach diesen Anordnungen wandte Tettenborn sogleich die ganze Kraft seiner Thätigkeit auf die Werke des Krieges und die neuen Streitkräfte, die hier geschaffen werden sollten. Die Rücksicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachlässigt werden, die Mittel, ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Aufstande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigste und Erste, was vor allem andern nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein der Gegenwart verführt, sich leicht der Täuschung hingeben, daß von den Franzosen gar nicht mehr die Rede zu sein brauche, und ein großer Theil der Einwohner folgte nur allzusehr diesem Wahne, der überhaupt in Deutschland großen Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des frühern Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzosen getreten war. Worauf es aber in diesen Zeiten ankomme, und wohin zunächst die vereinigte Kraft aller Gutgesinnten sich zu wenden habe, eröffnete Tettenborn gleich am 19. März durch folgenden Aufruf: „Hamburger! Ihr löstet die unter der französischen Regierung bestandenen Behörden auf, noch ehe die russischen Truppen euer Gebiet betraten, und setztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Diese männliche und würdige That, womit ihr das Werk eurer Rettung begonnen, und euch dem ganzen Deutschland, als Beispiel aufgestellt habt, macht euch der Zufriedenheit meines erhabenen Kaisers und der

Achtung der russischen Nation werth. Nicht in eine neufranzösische, sondern in eine altdeutsche Stadt führtet ihr uns ein, und so nur durften wir euch als Brüder begrüßen. Euer Jubel bei unserm Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutschen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutschlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch ist das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollste Geschäft ist jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutschen Boden zu verjagen, die bereits dreihundert Meilen weit von den siegreichen russischen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieser verhängnißvollen Zeit, wo um die höchsten Güter der Menschen gefochten wird, die Hände in den Schoß legt. Noch Einmal also: zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaisers werdet ihr euch unter eignen Panieren versammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos beschieden, euch zuerst gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu sein. Tettenborn."

Er kündigte hierauf dem Rath und der Bürgerschaft an, daß er, dem Auftrage seines Kaisers zufolge,

eine hanseatische Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hansestädte für die Dauer des Krieges mit den Russen und Preußen vereinigt fechten sollten. Die Aufforderung, sich zu dieser Legion zu melden, erging unter dem 20. März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlassen, wo unterdessen der Oberstlieutenant von Benkendorf mit einigen russischen Truppen eingezogen, und mit gleicher Begeisterung und Freude, wie in Hamburg, aufgenommen worden war.

Der Zulauf, um sich unter die Freiwilligen einschreiben zu lassen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen schon betrug die Zahl der eingeschriebenen mehrere Tausend, doch mußten von diesen manche, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entsprachen, abgewiesen werden. Viele angesehene junge Leute, die der sorgfältigsten Erziehung genossen hatten, und in üppiger Lebensweise aufgewachsen waren, sah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen sich von der französischen Konskription losgemacht, und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden, sich jetzt selbst unter die Waffen zu stellen.

Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen Geldverhältnissen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wolle, sondern bloß anzeigen werde,

was zur Ausrüstung der Truppen nöthig sei, die Anschaffung selbst aber der Stadt überlasse. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerschluß **200,000** Thaler als vorläufige Summe für die Kosten der Einrichtung bewilligt, und einer eigends dazu bestellten Kommission die Verwendung übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politischen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet ist, und da weiß, mit welch äußerster Leichtigkeit Millionen aufgebracht, und in den schon unglücklichen Zeiten noch Hunderttausende hingegeben wurden, die man zu ersparen nicht einmal den Versuch machte, der wird über die Geringheit jener angewiesenen Summe erstaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es ist bemerkenswerth, daß der Rath sogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürgerschaft, welche sie zahlen sollte, die vorgeschlagene Summe verdoppelte. Aber freilich zeigte sich schon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterschied der Gesinnung, der die nachtheiligsten Wirkungen äußerte, und wohl eingesehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den alten Behörden so unzulänglich und langsam betrieben, daß ganze Tage der kostbarsten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hindernisse wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Besorgnisse gezeigt,

Sicherungen verlangt und Anstöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt, und mit klarem Sinne angesehn, die Sache von selbst gehen mußte. Tettenborn hatte mit unsäglicher Mühe und Anstrengung überall selbst anzuordnen und zu befehlen, mußte in die kleinsten Einzelnheiten der Ausrüstungen eingehn, und am Ende aller Arbeit doch durch das Ansehn der Gewalt bei jenen Behörden durchdringen. Die entschiedene Sprache, die bei diesen Gelegenheiten geführt wurde, half auf einige Zeit, und brachte regsamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die inneren Verhältnisse Hamburgs werden darthun, wie sowohl jene Unannehmlichkeiten, als auch manches andere Uebel, das sich später entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtsein untergeben, und durch einen kräftigen Gesetzeszustand bei der glücklichsten Verfassung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, sobald er es wollte, das Gefühl des persönlichen Geltens erhöhen, sie mußte ihn auf sich selbst, auf sein eignes Wirken und Wollen, vorzüglich anweisen, uud dadurch seinen Karakter kräftigen. Die Hamburger sind daher auch von allen Zeiten her, vor andern Großstädtern, beherzt und kühn gewesen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringste, weit entfernt, sich etwas bieten zu lassen oder ohne Noth zu dulden, ist zu dreisten Rückwirkungen stets

bereit, wie denn im Auslande allgemein der Hamburger als grob verschrieen ist. Die starken Arbeiten, der Matrosenverkehr, und die Wohlhabenheit, trugen sämmtlich dazu bei, diesen Sinn zu nähren. Diese Unterlage bildete sich bei dem Mittelstande in eine große bürgerliche Tüchtigkeit aus, die sich auf mannigfache Art offenbarte, in gewöhnlichen Zeiten durch strenge Ehrbarkeit des Lebens, und durch musterhafte bis zum Eigensinn getriebene Rechtschaffenheit im Handel, in bedrängten Umständen durch große Aufopferung, in diesen letzten Zeiten durch den außerordentlichen Eifer mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlandes führen half.

Ueberhaupt waren die Gedanken der Hamburger von jeher auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die äußern Verhältnisse desselben, als vielmehr auf dessen innere, stille Einrichtungen, die nirgends so eigenthümlich, reichlich, zweckmäßig waren, als in dieser nur durch künstliche Vereinigung rastloser Thätigkeiten bestehenden, an sich landarmen, zum Theil auf morastigen Inseln unter vielem Ungemach zusammen gedrängten Stadt. England mit den anlockenden Bewegungen seines politischen Lebens lag hier den Blicken nah; Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung; die Kraft altdeutscher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was unsre Zeit grade am meisten

bedurfte, politischer Sinn fand sich vielfach vorbereitet und angesammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge praktischer Männer und edler Patrioten, deren erfolgreiche Thätigkeit das Gemeinwesen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im stillen Leben des vaterstädtischen Kreises verbarg; das Andenken der Reimarus, Sieveking, Kirchhof, Büsch, und vieler Andern, die diesen ähnlich waren, lebte selbst in diesen Zeiten der Zerstörung und des Leichtsinnes noch fort. So viel Vortreffliches fand sich in Hamburg vor, so viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Gesinnung, wäre nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerstreut und vernichtet worden durch einen Umstand, der nicht unglücklicher hätte sein können! Die Sache verhielt sich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der russischen Truppen die freie Verfassung hergestellt wurde, war es wohl bei klugen und einsichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn so unbedingt die alte Verfassung wieder anzunehmen, und die Leitung der Dinge grade denselben Händen, die sie ehemals geführt hatten, zu übergeben sei. Es galt hier die folgenreiche Entscheidung zwischen der Wahl eines ganz neuen Senats und der Wiedereinsetzung des alten, dessen Mitglieder zum Theil auch unter den Franzosen dieselben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß sie französische Formen hatten, ver-

walteten. Das Ansehn und Herkommen sprach für letzteres, die Erwägung dessen, was zu leisten sei, für jenes, die Furcht, im ersten Augenblick solcher lebhaften Bewegung das Gewicht frühern Ansehns und Gewohnheiten nicht entbehren, und die Hoffnung, nach und nach die gewünschten Aenderungen dennoch herbeiführen zu können, entschieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfassung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derselben. Der größte Theil der Senatoren war alt und schwach, der Geschäfte entwöhnt, und ohne Neigung, sich aufs neue damit zu befassen. Die wenigen Bessern hatten nicht Kraft genug, die gesammte Last der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf ihre neue politische Rolle kaum vorbereitet; so kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfnisse der Gegenwart, ohne Geist für ihre Leitung blieb. Ebendasselbe galt von dem Kollegium der Oberalten, und den andern Ausschüssen der Stadt, so wie von den Anführern der Bürgerwachen; nirgends fand sich unter den wirklich in der alten Verfassung Angestellten ein Mann, der, kraft seiner Stelle und seines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerschaft war Frische, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden Nichtigkeit, Besorgniß und Unfähigkeit. Alle Versuche, dies zu verbessern, mußten ver-

geblich sein, so lange nicht der Senat erneuert wurde, eine Maßregel, die niemand vorzuschlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war also eine Regierung vorhanden, die wenig von dem erfüllte, was man von ihr erwartete. Der russische Befehlshaber mußte sie anerkennen, sich an sie wenden, mit ihr verhandeln, mittlerweile selbst alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehen sollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend ist, daß man sie geschehen mache, gleichviel, ob gern oder ungern, so giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den persönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es ist unmöglich, den Menschen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirken, grade die freie Neigung und Kraft mußte die hier obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt dessen ergab sich, so oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beschwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja selbst hin und wieder, doch zur Ehre der Stadt sei es gesagt, selten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Diese Mühseligkeiten und Hindernisse erfuhren nicht allein die fremden Militairpersonen, sondern auch die trefflichen Bürger, die mit lebhafterem Eifer sich das Wohl des Ganzen angelegen sein ließen, und hiebei nicht ohne Gesetzmäßigkeit wirken wollten. So geschah es, daß die ganze Stadt,

ohne ihr Verschulden, oft unvortheilhafter erschien, als die Gesinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit großer Kraftwirkungen in der Ungunst solcher Umstände fast erlöschen mußte. Statt im Bewußtsein ihrer wiedergekehrten, und von den Russen anerkannten Selbstständigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte der Senat kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß er das Befohlene ausgeführt hatte; statt mit Dänemark, mit England und Preußen unverzüglich eigne, zur Befestigung der vaterstädtischen Sache nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, brachte er nach langem Zaudern kaum die Abgeordneten an den Kaiser Alexander auf den Weg. Man könnte noch vieles anführen, was eben so versäumt worden ist, wenn nicht an diesem schon genug wäre. Der Senat war und blieb in allen Stücken hinter den Forderungen zurück, welche der Drang der Zeit ihm auferlegte, und daher fanden die mannigfachen, schönen Kräfte nirgends Einheit und Zusammenhang. Eine Frist von sechs Monaten hätte in lebendiger Entwickelung das Zerstreute sammeln und ordnen, das Verwahrloste aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünschte Einheit entstanden; diese Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Hierin lag etwas Verhängnißvolles. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umstände fällt, kann man nur die geringere Schuld noch den Menschen zurechnen.

Wir kehren zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anspruch nahmen. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, ging die Errichtung der hanseatischen Legion rasch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlassung auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten und der Legion einzuverleiben. Man verschrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, sorgte für die Bespannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbessern, schaffte die übrigen Rüstungsstücke so gut als möglich herbei. Die sonst an Hülfsmitteln so reiche Stadt bot deren für die militärischen Bedürfnisse unglaublich wenige dar; manche Gegenstände mußten unter großen Schwierigkeiten aus dem Dänischen herbeigeschafft werden; die Unbekanntschaft mit allen kriegerischen Anordnungen und Beziehungen setzte jedem Schritte unausweichliche Hindernisse entgegen, die nur durch unermüdete Aufsicht und unverdrossene Selbstbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte sehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorschriften und Anleitungen zum Dienst und zur Uebung wurden daher um so nöthiger und man eilte dieselben abzufassen. Außer den Hanseaten bildete sich nach Tettenborn's Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem

hannöverschem Major von Berger, auch diese waren aber größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weise in Stade zusammengebracht. Der Oberst Graf von Kielmannsegge warb hannöversche Jäger.

Inzwischen hatte sie in Haarburg, Lüneburg, Stade, und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis Bremen, ein Aufstand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von Tettenborn forderte, und so viel möglich erhielt. Verlaufene französische Soldaten, Douaniers, ja sogar Gendarmen und Offiziere wurden von diesen Leuten täglich als Gefangene nach Hamburg eingebracht, wobei es jedesmal die größte Mühe kostete, die Wuth des erbitterten Pöbels zu bändigen, der besonders den Douaniers mit Koth und Steinen arg zusetzte. Von Zollenspieker, aus dem Billwärder, Ochsenwärder und den Vierlanden kamen wackre Männer, die sich erboten, den Landsturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; sie erhielten Befugniß und Unterweisung. Auch in diesen Landschaften gab es oft mit der Schwäche und Besorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beseitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirksamkeit, die meisten hatten auch bei der französischen Regierung ihre Dienste fortgesetzt, und veränderten mit dem neuen

Eintausch ihrer alten Titel nicht immer die inzwischen eingesogenen fremden Gesinnungen; in einem kleinen Umkreise waren die Behörden verschiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berücksichtigen. Die Gegenstände der Schiffahrt und des Handels, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgischen Regierung anheimgestellt, mußten doch in vielem Betracht die Einwirkung des russischen Befehlshabers ansprechen, der die Ausrüstung zweier Kaper, und anderer, theils bewaffneter, theils zum Transport von Pferden eingerichteter Schiffe betreiben ließ.

Eine andre Beschäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des französischen Eigenthums, und die sorgfältige Aufmerksamkeit, welche auf die zahlreichen Franzosen gewendet werden mußte, die sich, zum Theil von älterer Zeit her in Hamburg und der Umgegend aufhielten, und denen viel Gesindel aus allerlei Nationen beizurechnen war, das während der französischen Herrschaft und in ihrem Dienste sich hier eingenistet hatte. Dieses alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, da besonders die Bevölkerung Hamburgs eben so gemischt, als die Oertlichkeit in und außer der Stadt überaus verworren und schwer zu beaufsichtigen ist. Hiezu kommt noch, daß die hamburgische Regierung, nach der großartigen Weise freier Staaten, die Fremdenpolizei von jeher lässig betrieben hatte, und die Russen dies Fach ganz allein

versehn mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleistung dazu bestimmter Beamten. Der nichtswürdigsten Verräther, die das öffentliche Urtheil einstimmig als solche bezeichnete, waren eine große Anzahl vorhanden, vornehme und geringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die versteckten sein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Untersuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Personen nahm viele Zeit weg, war mühsam und blieb doch meistentheils ungenügend. Die entschiednen Schelme, Kundschafter und Knechte der Franzosen, die schändlichen Werkzeuge ihrer Erpressungen, wurden, höherem Befehl gemäß, auf dessen strenge Ausführung besonders der Minister vom Stein im Hauptquartier des russischen Kaisers unerbittlich bestand, zur Aussetzung an der französischen Küste bestimmt. Manche gaben zwar vor, dort ihren gewissen Tod zu finden, weil auch die französische Regierung sie als Feinde verfolge; andre wollten ihren Haß gegen Napoleon jetzt durch die größten Schmähungen darthun; französische Emigranten, die sich den Gewalthabern Napoleon's zu den niedrigsten Diensten verkauft hatten, meinten eiligst ihre adliche Geburt und royalistische Gesinnung wieder geltend zu machen; Stein aber wollte von keinen Rücksichten hören, keine Unterschiede, ja kaum eine genaue Prüfung gestatten. Ungefähr dreißig Personen wurden wirklich eingeschifft und an der holländischen Küste gelandet. Allein schon die zweite

Sendung unterblieb, und nach dem ersten Schrecken regte sich der französische Anhang nur um so thätiger, wie denn bald der Feind von allem, was vorging, die schnellste Kundschaft empfing. Die größte Strenge, der furchtbarste Schrecken wäre hier vonnöthen gewesen, um das Uebel auszurotten, und selbst blutige Schauspiele hätte man nicht tadeln können. Aber man fing schon an, eine mögliche Umkehr der Dinge zu berücksichtigen; man wollte nicht künftige Rache herausfordern, berief sich auf Menschlichkeit und Großmuth, und erlangte von dem Kaiser Alexander die Zurücknahme der anbefohlnen Strenge. Nicht zu berechnen ist, wieviel die Gelindigkeit, welche darauf in allen Maßregeln eintrat, der hamburgischen Sache geschadet hat. Nachdrückliches Verfahren versichert die Gemüther und beruhiget den Geist; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, ist in Staatssachen beharrliche Strenge nützlich. Die Sache Hamburgs aber erforderte unnachlassende Kraft, geschlossene, unerdringliche Festigkeit; jede Lücke, jede Weichheit öffnete dem Feinde den Eintritt. So geschah es auch hier. Der Eifer der Untergeordneten ward irr und erschlaffte, sobald er von obenher geringern Ernst zu sehen meinte. Viele sonst wohlgesinnte Männer, den Zustand des Kriegs und der Empörung, in dem sie sich befanden, verkennend, wollten schon überall den

Maßstab ruhigen Friedens anlegen, und mußten aus ihrem Wahn bisweilen hart aufgerüttelt werden.

Inzwischen hatte der englische Major von Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kurhaven besetzt, und den Aufstand der Bauern bei Bremerlehe, so viel in seinen Kräften stand, unterstützt. Tettenborn setzte sich sogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu seinem Leidwesen, daß von Helgoland vor einiger Zeit alle vorräthig gewesenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, dessen Nachtheil durch nichts ersetzt werden konnte. Jedoch eilte Tettenborn, die mit England aufgeschlossene Verbindung möglichst zu benutzen, und schickte einen russischen Offizier, den Rittmeister von Bock, dem er einen donischen Kosaken zur Begleitung gab, mit Briefen an den Prinzen-Regenten und an den russischen Botschafter nach London, wo die Erscheinung eines Kosaken, des ersten, den man je dort gesehen, die außerordentliste Aufregung machte.

Der nahen Nachbarschaft wegen mußten die Dänen die ganz besondere Aufmerksamkeit der Hamburger sowohl als der Russen auf sich ziehen. Das Verhältniß zu Dänemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der russisch-preußischen Sache, zwei schwierige Seiten, die so viel als möglich umgangen werden mußten. Die Russen nämlich waren Ver-

bündeten der Engländer und der Schweden, von denen die ersteren wegen der alten Beleidigungen, die letztern wegen der Absichten auf Norwegen, den Dänen gleich verhaßt waren. Die Schifffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht stattfinden, die Verbindung mit den englischen Schiffen mußten sie wenigstens nicht zu hindern versprechen. Die verschlungenen Gränzen zwischen dem hamburgischen und dänischen Gebiete trennten beide längst nur dem Namen nach, der mächtige Lebensverkehr ging darüber hin, und diesen zu erhalten waren Vergünstigungen und stillschweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Kommandant von Altona, Oberstlieutenant von Haffner, bot hiezu bereitwillig die Hand. Nur im Betreff der verlangten Entfernung vieler von Hamburg nach Altona gezogenen Franzosen, die dort frei das Geschäft des Ausspähens trieben, waren alle Vorstellungen und Beschwerden lange fruchtlos, und das nachtheilige Treiben dauerte, ungeachtet des von dänischer Seite endlich ertheilten und oft wiederholten Versprechens, bis zu Ende fort. Die überwiesenen Kundschafter, die in Hamburg seitdem noch oft ergriffen wurden, waren sämmtlich von Altona hereingekommen.

Die thätige Mitwirkung der Schweden zu dem Kriege gegen Napoleon war längst erwartet; sie schien nun bald erfolgen zu müssen, und es war wichtig, von allem, was in diesem Betreff vorging, frühzeitig un-

terrichtet zu sein, um davon zum Besten der hamburgischen Angelegenheiten jeden Vortheil schnell wahrzunehmen. Tettenborn knüpfte deßhalb die nöthigen Verbindungen an und widmete diesen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit.

Eine dringende Verhandlung wurde gleichzeitig mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin gepflogen. Tettenbborn stellte dem Herzog lebhaft vor, wie wichtig es für ihn sei, daß Hamburg gehörig behauptet würde, und weil der fast gänzliche Mangel an Fußvolk hiebei sehr bedenklich war, so ersuchte er ihn, das Bataillon Grenadiere, welche in Ludwigslust ihm zur Leibwache dienten, nach Hamburg rücken zu lassen. Der Herzog willfahrte, und stellte das **500** Mann starke Bataillon, die einzige Truppe, die ihm seit den Verlusten im russischen Feldzuge noch geblieben war, unter der Anführung des Obersten von Both zu Tettenborn's Verfügung.

Alle diese zahlreichen und mannigfachen Geschäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, lasteten mit vielen andern ganz auf Tettenborn, der seine militairischen, unmittelbar den Feind betreffenden Aufgaben mit diplomatischen Maßregeln, mit den Geschäften so verschiedener Errichtungen, mit den Rücksichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entscheidung politischer und sogar kaufmännischer Fälle, mit dem bald schonenden, bald stra-

fenden Anregen lässiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechsel und Drang der Arbeit verbinden mußte. In seinem Hauptquartier arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die rastloseste Thätigkeit, und er selbst war stets das Vorbild unermüdlichen Eifers und angestrengter Hingebung. Er entzog sich den Huldigungen, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, den begeisterten Ehrenbezeigungen des dankbaren Volkes, das auf den Wegen, wo man ihn zu sehen hoffte, ungeduldig und meist vergebens harrte; ihn beschäftigten ausschließlich die ernsten Aufgaben, welche sich hier überreich zusammendrängten. Mit treffender Urtheilskraft und schneller Findung wußte er das Nothwendige einzusehen und herbeizuführen, die Umstände zu benutzen, Hindernisse zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die reifste Ueberlegung konnte selten Treffenderes liefern, als die erste Eingebung des Augenblicks gewöhnlich schon dargeboten hatte.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere hatten sich bei Tettenborn eingefunden, theils durch seine Persönlichkeit und den Ruf seines Namens angezogen, theils durch die Sache selbst, welche er unternommen hatte, ihm zugeführt. Sein Kriegsgefolge vergegenwärtigte die ältesten deutschen Zeiten, wo freiwillige Anschließung mehr als verpflichteter Dienst die Truppen ihrem Anführer verband. Außer den russischen

Offizieren, welche seiner Truppenschaar und seinem Stabe unmittelbar angehörten, dem Rittmeister von Lachmann, den Majors von Gunderstrup, von Laschkareff, und Andern, gab es deren viele, welche von ihren Vorgesetzten die Erlaubniß erhalten hatten, den Krieg in seinem Gefolge mitzumachen, junge Russen aus den angesehensten Familien, ein Graf von Gurieff, ein Fürst Gagarin, ein Graf von Pahlen, der Graf Friedrich von Nesselrode, zwei Freiherrn von Schilling, der Marquis de la Maisonfort, ein Graf Drurk, ein Freiherr von Berg; aus Oesterreich kamen die ehemaligen Regimentskammeraden Tettenborn's, Freiherr von Droste-Vischering und Freiherr von Herbert, beide seinethalb in russische Dienste tretend; aus Oldenburg der Graf von Münnich, aus Hannover ein Graf von Hardenberg, Rittmeister von Wenckstern, aus Hoya, aus Hessen der Graf Karl von Hessenstein, aus Mecklenburg ein Graf von Bothmer, ein Herr von Blücher und viele Andre noch aus den benachbarten Ländern. Besonders zahlreich waren die Preußen, unter ihnen stand obenan der Freiherr von Canitz, Adjutant des Generals von York, ein ausgezeichnet kriegskundiger und tapfrer Offizier, der in höherem Auftrage diesen Kriegszug begleitete; der Rittmeister von Bismark aus Schönhausen; ein Rittmeister von Hobe; ein Herr von Klitzing aus der Priegnitz; Herr von Hochwächter aus Pommern, und noch Viele, deren Namen zum Theil

später zu nennen sein werden. Der schwedische Husarenlieutenant Albert von Stael, Sohn der berühmten Schriftstellerin, von seinem General mit einem Auftrage nach Hamburg gesandt, erlangte die Erlaubniß, einstweilen bei Tettenborn bleiben zu können. Manche dieser Offiziere fanden Anstellung bei den neuen Truppen; der Graf Joseph von Westphalen, schon längere Zeit in diesen Gegenden auf solche Gelegenheit harrend, half die hanseatische Reiterei errichten, zu deren Anführer er bestimmt wurde; sein Bruder Rudolph, der als Domherr seine Aussichten zu katholischen Kirchenwürden aufgab, trat ebenfalls bei dieser Truppe als Offizier ein. Die Hanseaten mußten doch immer noch den größten Theil ihrer Offiziere aus ihrer eignen Mitte nehmen, und es fehlte nicht an wackren jungen Männern, die sich hiezu eigneten. Mehrere derselben traten in den Stab und das Gefolge Tettenborn's; Eduard Sieveking, ein trefflicher junger Mann, so gebildet als tapfer; Noodt, aus einem Kandidaten der evangelischen Kirche zum thätigen Kriegsmann umgewandelt; Philippsborn, ausgezeichnet durch raschen Muth und scharfen Blick; Behrens aus Lübeck, mit kriegstechnischen Kenntnissen ausgerüstet; Redlich und Böhm, junge wackre Reiter voll Eifer und Thätigkeit. Diese zahlreiche und glänzende Gesellschaft vermehrte sich ab und zu noch durch den Besuch von Offizieren, welche, andern Truppenschaaren angehörend, hier zeitenweise

sich aufhielten, und an den Unternehmungen und Gefechten Theil nahmen; der russische Major von Grabbe, ein heldenmüthiger hoher Kriegsgeist; die Hauptleute von Kiel und Alexander von Rennenkampff, beide ausgezeichnet im Kriege, wie in Litteratur und Kunst; dann der aus österreichischem in russischen Dienst herübergekommene Major Karl von Nostiz, welcher auch hier den schon erworbenen Ruhm bewährte; der Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin; ferner Alexander von der Marwitz; der Graf von der Gröben, und noch Andre, welche theils aus dem Wallmoden'schen, theils aus dem Dörnberg'schen Hauptquartier sich einfanden.

Für die Mannigfaltigkeit und den Drang der Fürsorgen und Geschäfte, welche hier zusammenkamen, waren jedoch der Gehülfen immer noch zu wenige, besonders da die Mehrheit derselben auf persönliche Leistung vor dem Feinde angewiesen war; hierin aber ließen die Kosaken wenig zu thun übrig, und die neuen Truppen mußten erst ausgebildet werden. Für die schwierigeren Aufgaben des Anordnens, Einrichtens, der Verwaltung, der stets erneuerten Unterhandlungen und Rücksprachen, der Ermittlung von Hülfsquellen, des Wahrnehmens der Vortheile und Rücksichten, welche sich aus den täglich wechselnden Umständen ergaben, für alle diese Geschäfte und Arbeiten blieb nur eine geringe Anzahl von Personen übrig; Canitz und Droste hatten in dieser Hinsicht großes Verdienst; hauptsäch-

lich aber stand der Major Ernst von Pfuel in aller Kraft und Tüchtigkeit an Tettenborn's Seite, und griff mit den ihm eignen großen Fähigkeiten in das Ganze dieses bewegten Treibens fördernd ein. Ihm lag besonders die Errichtung des hanseatischen Fußvolks ob, für welches er auch eine gedrängte Exerzier- und Dienstvorschrift zu entwerfen unternahm. Leider mußten manche Geschäfte, welche höherer Leitung und Aufsicht bedurft hätten, dem guten Willen der damit Beauftragten überlassen bleiben, und wo dieser nicht ausreichte oder gar fehlte, traten Uebelstände ein, welche nicht sogleich sichtbar und auch dann nicht immer abzustellen waren. Tettenborn hatte in diesem Betreff, wie jeder Leitende in solchen Umständen, die schlimmsten Erfahrungen zu machen, und manche Nachlässigkeit und Ungebühr kam erst dann zu seiner Kenntniß, wenn es zur Abhülfe zu spät war. Dies war besonders der Fall hinsichtlich der freiwilligen Beiträge für die hanseatische Legion, deren Kasse einem ehemaligen preußischen Kriegsrath Oswald sehr zweckmäßig anvertraut schien, aber von diesem auf die frechste Weise veruntreut wurde. Aller Vorsicht und aller Strenge konnte es nicht gelingen, in einem solchen Gewirr von Menschen immer die Guten auszuwählen und die Schlechten zu entfernen.

Ermuthigend für Tettenborn und allem Begonnenen förderlich war die aus dem großen Hauptquartier

eingehende Nachricht, daß der Kaiser Alexander ihn mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen zum Generalmajor ernannt habe, und alles bisher Angeordnete und Eingeleitete unbedingt gut heiße. Die bei den neuerrichteten Truppen angestellten Offiziere wurden unbedingt in dem ihnen verliehenen Range bestätigt, und den russischen Offizieren, deren Ehren- und Feldzeichen ihnen zu tragen erlaubt wurde, völlig gleichgestellt.

In der hamburgischen Bürgerschaft zeichneten sich Ludwig von Heß und Friedrich Perthes durch ihren Vaterlandseifer aus. Ersterer, als patriotischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt, war früher in schwedischen Diensten Offizier gewesen, lebte aber seit vielen Jahren in Hamburg eingebürgert. Früheren, schon in Berlin empfangenen Anregungen gemäß, trug ihm Tettenborn die Errichtung und Führung einer Bürgergarde auf, die, durch Rath- und Bürgerschluß bestätigt, endlich nicht ohne Widerstand der ehemaligen Bürgerwachen, wobei die gänzliche Spaltung nur durch nachdrückliche Maßregeln verhindert wurde, zu Stande kam. Sie wurde in 6 Bataillons, jedes zu 1200 Mann, abgetheilt; eine Anzahl wohlhabender Bürger dienten zu Pferde; späterhin wurde, außer dem hanseatischen, auch städtisches Geschütz errichtet, dessen Dienst von Bürgern, welche sich demselben freiwillig widmeten, versehen wurde. Jeder Bürger vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre sollte zu dieser Garde

gehören, die von Offizieren aus ihrer Mitte befehligt, und zunächst zur Vertheidigung der Stadt bestimmt wurde. Als ein eigenthümlicher Kopf wußte Heß die Gemüther, auch ohne äußerliche Beredsamkeit, durch glückliche Gedanken kräftig zu fassen, und füllte eine geraume Zeit die Lücken, welche die Neuheit der Sache überall übrig ließ, durch geistigen Antrieb aus, bis späterhin leider das Sinken seiner persönlichen Kraft dem allgemeinen Sinken der Meinung weniger nachfolgte als voranging. Ihm kräftig zur Seite stand Friedrich Perthes, ein edler deutscher Mann, voll beweglichen Geistes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth wurzelt. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtsprechen, wirkten mehr, als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte, untadliche Rechtschaffenheit des Mannes, und die ihm eigne Mäßigung im Handeln, hatte schon früher seinem stillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, seiner Person Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgesinnten und Edlen verschafft. Als einen wackern Förderer der deutschen Sache müssen wir auch hier den geschäfts- und staatskundigen Bankier Dehn aus Altona nennen, dessen vielfache Kenntnisse und einflußreiche Verbindungen großen Vortheil brachten. Nicht vergessen dürfen wir hier des Eifers, womit fast alle hamburgischen Prediger in ihren Kanzelreden die Sache des Vaterlandes zu fördern

suchten; ihr Wirken konnte in Hamburg um so kräftiger anregen, als hier die Religion und ihre Diener von jeher in großem Ansehn standen. Auch einige andre öffentliche Bemühungen sind dankbar anzuerkennen. Ein Rechtsgelehrter, Doktor Beneke, gab eine kleine Schrift unter dem guten Titel „Heergeräthe für die hanseatische Legion" heraus, geschichtliche, äußerst zweckmäßige Nachrichten, verbunden mit edlen Ermahnungen; die Grundsätze und Abfassung sind gleich musterhaft, und wir tragen kein Bedenken, diese Schrift für eine der besten zu erklären, welche diese Zeitbegebenheiten hervorgerufen haben. Der Verfasser einer andern Schrift, „Patriotische Beherzigungen" betitelt, ist nicht bekannt geworden; auch sie enthält viel Vorzügliches. Ein Liederbuch für die hanseatische Legion, aus alter und neuer Zeit gesammelt, lieferte Runge, der Bruder des gleichnamigen Künstlers, durch dessen frühen Tod die Kunst wie seine Freunde einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der unzähligen Flugschriften, Tageblätter und Lieder von unterm Range erwähnen wir nicht. Alte Zeitungen lebten wieder auf; den „Unpartheiischen Korrespondenten" mit dem hergestellten hamburgischen Waffen begrüßte der Dichter Leopold Graf zu Stolberg durch eine feurige Ode. Neue Blätter traten hervor. Unter diesen war der „Deutsche Beobachter" besonders heftig, und hatte unter allen deutschen Blättern wohl die meiste Kühnheit. Pfuel

und Canitz gaben Beiträge. Man hielt sich schadlos für den erlittenen Zwang, und las eifrig die dargebotenen Schriften.

In Lübeck wiederholte sich beinahe jedes, was in Hamburg geschah; die geringere und weniger zusammengesetzte Volksmenge gestattete dort ruhigere Uebersicht, und der Ordnungsgeist und die Tüchtigkeit der Einwohner zeigte ihre vortheilhafte Wirkung auch in den jungen Kriegesschaaren, welche die Stadt zur hanseatischen Legion beitrug, und welche sich an Haltung und Auswahl sogar vor den Hamburgern auszeichneten. Den dortigen Zustand im Allgemeinen giebt folgendes Schreiben des Oberstlieutenants Konstantin von Benkendorf an Tettenborn zu erkennen: „Mein Herr General! Indem ich die Ehre habe, Ihnen die noch offenen Listen über den Fortgang der hiesigen Rüstungen einzusenden, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen auch im allgemeinen die erfreulichsten Berichte über die Stimmung und den Eifer der hiesigen Einwohner mitzutheilen. Die Zahl derjenigen, welche sich freiwillig zu den Waffen gestellt haben, und die hoffentlich in kurzem über tausend begreifen wird, könnte zwar schon allein den guten Geist beweisen, der in Lübeck herrscht, und so kräftige Anstrengungen hervorbringt; allein auch auf jede andre Art, öffentlich und im Stillen, hat sich die Vaterlandsliebe und der Sinn für edle Hingebung bewährt, welche man von einem

braven und der Freiheit noch nicht allzu lange entwöhnten Volke erwarten konnte. Die schöne Begeisterung für die gute Sache hat sich nicht minder wirksam in der Summe sowohl, als in der Art der freiwilligen Gaben bezeigt, die noch täglich für die neuen Bewaffnungen zuströmen, und zu welchem besonders die Frauen mit ausgezeichnetem Eifer beigetragen haben, indem sie ihren letzten Schmuck darbrachten, dessen äußerliche Zierde sie freilich nie so schmücken konnte, wie die edle Gesinnung, die sie demselben entsagen hieß. Ich bekenne mit Freuden, daß ich alle Ursache habe, mit dem, was gegenwärtig geschieht, zufrieden zu sein, und daß ich das feste Vertrauen hege, die genommenen Maßregeln und die eifrige Thätigkeit der Bürger immer wirksamer werden zu sehen. Ich sage Ihnen, mein Herr General, den lebhaftesten Dank für den glücklichen Auftrag, den sie mir ertheilt haben, die ersten Schritte dieser frohen Bewegungen einzuleiten. Ich habe die Ehre u. s. w. Benkendorf."

Mittlerweile hatte Tettenborn die Hälfte seiner Reiterei über die Elbe auf der Straße nach Bremen vorgesandt. Der französische General Morand, der ohne Noth sich mit seinen Truppen bis zur Weser zurückgezogen hatte, schien seinen Fehler wieder gut machen zu sollen, und rückte, vermuthlich auf ausdrücklichen höheren Befehl, wieder gegen die Elbe vor, indem er sogar die Absicht äußerte, auch Hamburg wieder zu

besetzen. Die Kosaken schwärmten um das geschlossene Fußvolk herum, und neckten und beunruhigten dasselbe, ohne jedoch seinen Marsch hindern zu können. Sie zogen sich nach Maßgabe des feindlichen Anmarsches zurück, und der Feind kam wieder in die Gegenden, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Die Nachricht von der Annäherung der Franzosen erregte in Hamburg Bestürzung und Sorgen, Geflüchtete vom linken Elbufer verbreiteten Angst und Schrecken; man hatte sich zu sehr dem Taumel des Glücks überlassen, um nicht auf solche Wechsel, wie jetzt plötzlich als möglich erschienen, gänzlich unvorbereitet zu sein. Diese niederschlagenden Eindrücke wirkten zu heftig und zu allgemein, als daß man nicht hätte versuchen sollen, ihnen den Trost, den man mit Wahrheit geben konnte, in wenigen beruhigenden Worten zu sagen. Tettenborn ließ am 27. März folgenden Aufruf anschlagen: „Hamburger! Einige unter euch scheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzosen von Bremen her, ich finde daher nöthig mit euch zu reden, damit ihr wißt, um was es sich handelt. Der Feind, der sich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie vorauszusehen war, auf der Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, sondern nur noch mehr zu seinem Verderben aufregen!

Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet und von 600 Kosaken unterstützt, heran gegen den Feind. Es ist dieselbe Abtheilung, die ich vor zehn Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jetzt bin ich allein hinreichend, um allen ihren Unternehmungen die Spitze zu bieten. Hamburger! ihr werdet 20,000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll seid, und bereit das Eurige zu thun. Die wenigen Hunderte, ohne Reiterei, und bald von allen Seiten umringt und geängstigt, dürfen euch nicht beunruhigen. Der Feind ist nicht im Stande etwas zu unternehmen. Um so weniger, da die Generale Tschernyscheff, Benkendorf und Dörnberg bereits am 25. dieses Monats über die Elbe gegangen sind, alle diesseits gestandenen feindlichen Vorposten aufgehoben, und ihre Vorposten bereits bis Salzwedel vorgeschoben haben."

Niemals hat sich eine Versicherung dieser Art glänzender bewährt. Man vertraute zwar den gegebenen Hoffnungen gern, niemand aber konnte eine solche Erfüllung erwarten, wie die war, welche alsbald erfolgte! Da man erfuhr, daß bei den Truppen des Generals Morand viele Sachsen befindlich, so erließ Tettenborn einen Aufruf an sie, der sie zum Uebergehn aufforderte, und also lautete: „Sachsen! Hört was ich euch sagen werde: ihr seid betrogen und verrathen! Die Franzosen schleppen euch im Lande herum, hierhin, dorthin,

um das Landvolk zu schrecken, das in gerechter Wuth über die von den Franzosen erlittenen Mißhandlungen überall die Waffen ergreift; sie schleppen euch herum, um unter euerm Schutze sich selbst vom Untergange zu retten. Ihr seid von tausend Kosaken und Jägern umringt, und schon läutet die Sturmglocke im ganzen Lande. Alles, was deutsch ist, steht auf; und ihr nur wollt noch fechten für eure Unterdrücker, und gegen die welche euch befreien wollen? Ihr wißt nicht, was vorgeht; die russischen und preußischen Heere rücken bereits unaufhaltsam in eurem Vaterlande vor; in Dresden sprengte Davoust eure schöne Brücke aus Muthwillen, um sich an den Einwohnern zu rächen, die dem General Reynier die Fenster eingeworfen und einige drohende Reden gegen übermüthige Franzosen ausgestoßen hatten. Ueberall flieht der Feind aus eurem Vaterlande, alle Gegenden verheerend, durch welche er zieht. Jetzt bedenkt und erwägt! Wollt ihr noch fechten gegen uns, so ist Untergang, schmählicher Untergang euer Loos; denn jeder Deutsche, so hat der Kaiser, mein Herr, befohlen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wird, soll nach Sibirien geschickt werden. Wollt ihr dagegen nicht fechten für eure Feinde, so werdet ihr an uns eure Brüder finden."

Der Zeitpunkt schien günstig, um die zwar schon eingeleitete, aber noch auf Schwierigkeiten stoßende Errichtung der Bürgergarde rasch durchzusetzen, und in

dieser Absicht erschien am 29. März abermals eine Bekanntmachung an die Einwohner Hamburgs, deren unruhige Besorgniß schon wieder einigermaßen in thätigen Eifer erloschen war und nur durch wenige Uebelgesinnte noch genährt wurde; sie lautete: „Gerüchte, wie die, welche gestern in Umlauf waren, liefern einen untrüglichen Probestein des Muthes und der Festigkeit des Volks. Hamburger! ich habe den eurigen bewährt gefunden, und ich lobe das Vertrauen, welches ihr in die Maßregeln setztet, die von mir zur Sicherheit der Stadt genommen waren. Eure Selbstvertheidigung darf sich jedoch nicht auf ein augenblickliches Aufgebot, das nur im Momente der Gefahr stattfindet, gründen, sondern muß gehörig vorbereitet und geordnet sein. Damit ihr Vertrauen zu euch selbst gewinnt, soll die Bürgergarde unverzüglich organisirt werden. Eilet, euch einschreiben zu lassen, eilet, ein mächtiges Bollwerk gegen jeden vorrückenden Feind aufzustellen! Heß ist euch zum Anführer gesetzt, vertraut ihm, wie er euch vertraut. Das große Ziel der Befreiung im Auge, muß jeder mit seiner ganzen Kraft es zu erreichen beitragen, und Hamburg müsse unter allen Städten des sich befreienden Deutschlands groß, würdig und kraftvoll gerüstet dastehn.“

Bevor jedoch der Erfolg dieser Anordnungen gegen den Feind wirksam werden konnte, übereilte diesen, unter welchem leider die Sachsen mitbegriffen blieben,

ein rasches Verderben. Der englisch-hannöversche General von Dörnberg, eine aus Russen und Preußen gemischte Schaar von etwa 2000 Mann befehligend, war schon am 14. März bei Werben über die Elbe gegangen, hatte sich aber vor der feindlichen Uebermacht, die sich von Magdeburg aus gegen ihn wandte, wieder auf das rechte Elbufer zurückziehen müssen. Inzwischen war General Morand mit 3000 Mann und 11 Kanonen über Tostädt nach Lüneburg vorgerückt, wo die Einwohner kurz vorher unter dem Beistand von 50 Kosaken eine französische Schwadron, welche die Stadt besetzen wollte, mit den Waffen in der Hand zurückgetrieben hatten. Ein hartes Schicksal schien deßhalb die unglückliche Stadt zu erwarten, und keine Hülfe sie retten zu können. Die Franzosen waren kaum eingerückt, als sie auch schon die Schlachtopfer aussuchten, die ihrer Rache fallen und am 2. April Vormittags erschossen werden sollten. General von Dörnberg hatte sich aber mit Tschernyscheff und Alexander von Benkendorf vereinigt, war auf's neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg stracks im Anzuge. Sie trafen eben zu rechter Zeit ein, um die Sache des Feindes zu hindern, und griffen ihn mit Ungestüm an. Die Franzosen wehrten sich tapfer, doch als General Morand tödtlich verwundet worden, und nirgends ein Ausweg zu ersehen war, streckten die übrigen das Gewehr. Tettenborn hatte dem Feinde 600 Ko-

saken in den Rücken geschickt, und ihm dadurch jedes Entkommen unmöglich gemacht. Ein vollständigerer Sieg und ein glänzenderes Gefecht können wohl schwerlich gefunden werden. Die Truppen hatten die größte Tapferkeit bewiesen, und den durch Zahl und Stellung stärkern Feind nicht nur geschlagen, sondern vernichtet. Die Einwohner selbst hatten abermals an dem Gefechte Theil genommen, und mehrere Franzosen niedergemacht. Man rühmte auch die Unerschrockenheit eines Lüneburger Mädchens, Johanna Stegen genannt, die im heftigsten Feuer den preußischen Jägern Pulver und Blei zugetragen hatte.

Der Sieg Dörnbergs bei Lüneburg verbreitete in Hamburg die außerordentlichste Freude, die zaghaftesten Gemüther wurden wieder beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieser Ausgang brachte alles schnell wieder in Bewegung, was in der Erwartung und Ungewißheit desselben gestockt hatte. Jetzt erst glaubten sich endlich auch die an den Kaiser abgeordneten beiden Rathsherren mit Sicherheit auf die Reise begeben zu können.

Indeß mußte der diesmal gescheiterte Versuch der Franzosen, sich wieder an der Niederelbe festzusetzen, die Besorgniß begründen, daß ein solcher sich günstiger wiederholen könnte; überhaupt aber gewährte der Gang der Kriegsereignisse in Sachsen nicht mehr die glänzen-

den Hoffnungen, welche man vor einiger Zeit gehegt hatte, Deutschland baldigst bis an den Rhein befreit zu sehen. Unter solchen Umständen konnte auch Hamburg noch große Gefahr zu bestehen haben, und wurde es nöthig, die rasche Eroberung der Kosaken durch gediegene Vertheidigungsmittel zu behaupten. Da die Hauptstärke der Russen und Preußen in Sachsen keine Truppen mehr abgeben konnte, so blieb Tettenborn auf die Mittel angewiesen, die er selber noch erst hervorrufen sollte. Außer den 500 mecklenburgischen Grenadieren, die sein persönliches Uebergewicht ihm geschafft hatte, erlangte er noch mit Mühe, daß ihm der preußische Hauptmann von Lucadou mit 200 Mann zugeschickt wurde. Die hannöverschen Truppen, die sich unter Tettenborns Schutz und Beistand eiligst zu bilden angefangen hatten, waren entweder noch nicht fertig, oder die schon fertigen die Elbe weiter hinauf gezogen, wo sich unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Wallmoden ein besonderer Heertheil des künftigen Nordheeres bilden sollte. Unter diesen Umständen verdoppelte Tettenborn seinen Eifer, die hanseatischen Truppen baldigst ins Feld zu stellen. Hamburg lieferte 2 Bataillons und 6 Schwadronen, Lübeck 2 Schwadronen und 600 Mann zu Fuß. Das erste Bataillon wurde dem Hauptmann von Stelling anvertraut, das zweite dem Hauptmann von Glöden, die 600 Lübecker bildeten mit den 200 Preußen des Haupt-

manns von Lucadou unter dessen Anführung das dritte hanseatische Bataillon. Die Reiterei der Hanseaten betrug gegen 1000 Pferde; die erste Schwadron, von ihrem Rittmeister Godefroy befehligt, übte der Rittmeister von Herbert ein, und führte sie auch zuerst gegen den Feind in einem glücklichen Streifzug jenseits der Elbe. Ein Bürger von Hamburg, Namens Hanfft, hatte auf eigne Kosten eine ganze Schwadron ausgerüstet, meistens Schlächtergesellen, weil er selbst ehemals Schlächtermeister gewesen war; weil er jedoch zur Befehlführung nicht taugte, so wurde er nur als Stabsrittmeister angestellt, und dadurch sein Ehrgeiz mehr gekränkt als befriedigt. Auch an Geschütz wurde gedacht, und es gelang zwei Batterieen zu errichten, eine von 6 Stücken zu Fuß, welche dem Hauptmann Wertheim, und eine reitende von gleicher Anzahl, welche dem Hauptmann Spooreman übertragen wurde; außer diesen beiden Offizieren, die sich willig angeboten, wäre kein dritter dieses Fachs zu finden gewesen! Eben so hielt es schwer, die nöthigen Artilleristen zur Bedienung der Kanonen zusammenzubringen, da hier unmöglich, wie bei andern Waffen, bloße Neulinge eintreten durften. Beinahe alle Gegenstände der Bewaffnung und Ausrüstung fehlten, und waren nur mit unsäglicher Mühe und großen Kosten zusammenzubringen. Nicht allein, daß es an Gewehren mangelte, auch sogar Pistolen und Säbel waren nicht in hinreichender Anzahl

aufzutreiben; in der Eile wurden fürerst Piken für das Fußvolk ausgetheilt; auch einige Schwadronen empfingen statt der Säbel nur Lanzen, welche sie nachher aus Wahl beibehielten.

Die Bürgergarde, gleichfalls fürerst nur mit wenigen Gewehren, und größtentheils nur mit Piken versehen, wurde fleißig geübt, und fing nach und nach an, sich in das ungewohnte Neue zu finden, und der Ernst der Sache drängte schnell alle die Spielereieu und Lächerlichkeiten zurück, welche bei solchen erst im Entstehen begriffenen Anstalten kaum zu vermeiden sind. Herr von Heß griff die Sachen entschieden und tüchtig an, und leistete Außerordentliches. Wären unter allen diesen Bewaffneten nur **1000** Mann Preußen oder andre deutsche Soldaten von einiger Dienstkenntniß und Kriegserfahrung gewesen, so hätte sich das Neue, dem es nur an Unterricht und Muster fehlte, bald an dem Alten erziehen und ihm gleichartig werden können. Allein die Mannschaft, welche den Hanseaten und der Bürgergarde zum Vorbild und Anhalt dienen konnte, war der Zahl nach zu gering, und überdies auch selber schon größtentheils anderweitig gebraucht.

Die Bewegung des General Morand, die mit der Niederlage bei Lüneburg geendigt hatte, war in der That nicht so ganz planlos gewesen, als sie beim ersten Anblick scheinen mochte. Es zeigte sich gleich darauf, daß sein Vorrücken gemeinschaftlich mit andern Trup-

pen, welche von der Elbe kamen, angeordnet und Lüneburg zum Vereinigungspunkte bestimmt gewesen war. General Montbrun rückte mit **4000** Mann, denen der Marschall Davoust an der Spitze der Haupttruppe folgen sollte, am 4. April in Lüneburg ein, wo er aber statt des General Morand nur die Spuren seiner Niederlage fand. Dörnberg hatte sich nämlich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den dortigen Uebergang über die Elbe, den der Feind wohl hätte mit seiner Macht versuchen können, zu vertheidigen. Hamburg sah sich auf's neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber die Brustwehren und Thore waren abgetragen, und die Brücken überall unterdammt; es fehlte an Geschütz, die Besatzung bestand fast nur aus Reiterei. Die Einwohner kamen in große Bewegung; man hatte durch die frühere Unruhe schon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden könne, und daß man auf ernsthafte Prüfung gefaßt sein müsse. Der Muth und Eifer der Bessern war mit diesem Gedanken vertraut, und zweifelte nicht, sich gegen den verhaßten Feind durch eigne Kraft zu behaupten. Tettenborn versäumte keinen Augenblick, die Maßregeln zu treffen, welche die Umstände erforderten und zuließen. Die Truppen wurden in Bereitschaft gesetzt, die gefahrvollsten Punkte bewacht, und wo Ueberschwemmungen möglich waren, diese so weit vorbereitet, daß sie auf den ersten Wink

eintreten konnten. Glücklicherweise waren in diesen Tagen einige tausend Gewehre aus England angekommen, und konnten sogleich vertheilt werden. Die drei hanseatischen Bataillone wurden nun völlig bewaffnet; auch **3000** Mann der Bürgergarde empfingen Flinten, die übrigen mußten sich noch ferner mit Piken behelfen. Der Major von Berger, der mit seinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, setzte sich sogleich nach deren Empfang in Marsch gegen die Elbe. Das erste hanseatische Bataillon marschirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenspieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanseatische Reiterei rückte schon aus; die erste Schwadron unter der Leitung des Rittmeisters von Herbert. Beim Zollenspieker kamen am **6.** April die ersten hanseatischen Truppen mit den Franzosen in's Gefecht. Eine Abtheilung von **20** lübeckischen Schützen nebst **10** Dragonern zu Fuß waren über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Sie stießen beim ersten Dorfe auf etwa **80** Mann französischen Fußvolks, mit welchen sie ein lebhaftes Geplänkel anfingen, worin die Franzosen einige Leute verloren und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte sich trotz seiner Ueberlegenheit fast gar nicht hervor, und die Hanseaten gingen unverfolgt und ohne weitern Verlust über die Elbe zurück. Die Kosaken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich sah man in Ham-

burg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer, bald in geringerer Zahl einbringen. Der Feind fand nicht rathsam, an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche Streifparteien in seinem Rücken jeden Augenblick seine Verbindungen unterbrachen, und ihm bei jedem unerwarteten Angriff das Beispiel des General Morand schreckend vorschweben mußte. Er zog sich von dem Ufer zurück. General Montbrun räumte am 9. April Lüneburg, und der Marschall Davoust ging mit allen seinen Truppen hinter die Aller zurück, deren Brücken er sorgfältig hinter sich abbrach. Den größten Theil der russischen Reiterei nebst 2 hanseatischen Schwadronen und 2 russischen Kanonen, sandte hierauf Tettenboru unter Anführung des Oberstlieutenants von Benkendorf gegen die Weser uud bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Kosaken vereint den Dienst versahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieser Gelegenheit eingesehen, wie nothwendig es sei, Hamburg vor einem ersten Anfall zu schützen, und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Diese Aufgabe war nicht klein. Tettenborn ließ durch den Major von Pfuel die Oertlichkeit genau in Augenschein nehmen, und die Punkte bestimmen, wo Schanzen angelegt werden sollten. Die erste Vertheidigungslinie war die

Elbe selbst, mit ihren vielen Inseln, vom Zollenspieker bis Haarburg, allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es schwer, jeden Punkt derselben mit so wenigen Truppen zu besetzen, und es war zu vermuthen, daß es dem Feinde bei wiederholten Angriffen gelingen müsse, irgendwo durchzubrechen. Die ganze Gegend besteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberschwemmungen geschützt, und mit unzähligen Gräben durchschnitten sind. Der ganze Billwärder konnte unter Wasser gesetzt werden, und die zweite Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von besonderer Wichtigkeit war. Die Hauptsache blieb aber immer die nächste Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle und durch einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils erst errichtet wurden. Der Hammerbrook, der ganz überschwemmt wurde, machte von dieser Seite Hamburg unangreifbar, so lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die besten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und einiges Geschütz aufgestellt, das, so unzulänglich es auch war, doch der Vertheidigung ein gutes Aussehn gab; der Hauptwall erhielt seine Brustwehr wieder, so wie auch die Außenwerke an dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterdammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zustand gebracht, indem

man die Erde in tiefen Einschnitten wegnahm, und so den Graben herstellte. Auch auf der sogenannten Feddel, einer Insel jenseit des Grasbrooks, stiegen Schanzen empor.

Alle diese Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgesetzt, so daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch der Vollendung nahe war, nicht genug erstaunen konnte. Die Franzosen selbst, so gern sie die Anstalten der Russen verkleinert und geschimpft hätten, konnten nicht umhin, das Geleistete öffentlich zu loben. Außer dem Major von Pfuel hatte der Hauptmann Schäffer, ein vorzüglicher Genieoffizier, das größte Verdienst um diese Sache; in dem weiten Bereich dieser Befestigungen ordnete er alles selbst an, führte die beständige Aufsicht, und leitete alles mit eben so großem Eifer, als bewährter Geschicklichkeit; ohne sich seiner Leistungen zu überheben, wirkte er im Stillen mit unermüdeter Anstrengung fort, und war nicht allein geschäftig, die Schanzen gegen den Feind anzulegen, sondern auch sie gegen ihn zu vertheidigen, wie er denn auf der Insel Wilhelmsburg, auch außer seinem Beruf, freiwillig unter die vordersten Plänkler in's heftigste Feuer ging.

Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgesinnteren Bürger selbst wünschten nichts eifriger, als sie geregelt und in strengerem Dienst unterrichtet

zu sehn, um sie aus dem ungewissen Schwanken zu reißen, in welches die Unwissenheit über das, was zu thun sei, und wie man sich in eintretenden Fällen zu benehmen habe, sie immer auf's neue versetzen mußte. Friedrich Perthes war hiezu besonders thätig, und indem er kräftig zur Einigkeit rieth und wirkte, und seinen Freund Heß auf alle Weise unterstützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu ersetzen, was diesem fehlte. Man bedurfte eines einsichtsvollen, kriegserfahrenen und dienstkundigen Offiziers, der mit Heß gemeinschaftlich an der Spitze stehen, und die Formen, die zu militairischer Brauchbarkeit unentbehrlich sind, nach und nach einführen sollte. Tettenborn konnte keinen seiner Offiziere diesem Geschäft ganz hingeben, dem nur wenige im Stande waren vorzustehen, und das auch niemanden anlocken konnte, der schon an seinem militairischen Platze stand. Um so glücklicher war es, daß grade derjenige, welcher durch Herz und Geist und Kenntniß dazu am meisten erwünscht sein mußte, wenigstens zum Theil diesen Auftrag erhielt. Der Hauptmann von Canitz wurde bestimmt, Heß mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dies geschah mit dem besten Erfolg, und es wurde geleistet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter diesen Umständen möglich war. Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß er ganz und gar den Oberbefehl über diese Bürgergarde übernommen hätte, allein eben so sehr

schien der Geist dieser Anstalt einen Hamburger, und einen Bürger, zum Anführer zu erheischen, als das Verhältniß eines preußischen Offiziers nicht wohl auffordern konnte, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen. Canitz verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine schriftliche Anweisung, wie sie sowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienste sich zu verhalten habe, und legte so den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt, sich völlig zu entwickeln.

War in diesem Zweige der hamburgischen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländischen Sache bekümmerte, und nach Mitteln aussehn ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falscher Richtung Schreitende zu berathen, so mußte in andern Zweigen, die nicht so unmittelbar mit der russischen Behörde zusammenhingen, und durch deren Antrieb gekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regsamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens sich nach Hülfe umsah. Es wurde bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen offenbar, wie karg unter die Menschen die Gabe staatsordnender Einrichtungen und die Fähigkeit zu gesetzgeberischer Wirksamkeit vertheilt sind. Jeder weiß, was noth thut, jeder erkennt den Fehler wo es gebricht, jeder fühlt sich willig zum Guten zu helfen;

aber öffentliches Auftreten, entschlossenes Anfangen und Fortreißen der Genossen wird durch tausend Umstände des bürgerlichen und geselligen Lebens gehindert, so daß es dann immer an dem Ersten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten sich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an sittlichem Halt in den Begriffen und die Abwesenheit fester Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet ist.

Eine Hoffnung jedoch, diesem Uebel in der Folge abgeholfen zu sehen, zeigte sich auch für Hamburg in der gemeinsamen Verwaltungsbehörde, welche der Kaiser von Rußland und der König von Preußen für das nördliche Deutschland einsetzten, und der Leitung des Ministers Freiherrn vom Stein übertrugen. Die Lage der Dinge forderte laut einen solchen Mann, in dessen starker Seele der Eifer für die vaterländische Sache zu heftiger Leidenschaft geworden war. Sein untadlicher Wandel und die Reinheit seiner Gesinnung gaben ihm das Recht furchtloser Strenge und Wahrheit gegen jederman. Als seine Gehülfen nannte man die trefflichsten Männer. In Hamburg hegten mehrere angesehene Einwohner den Wunsch, es möchte der preußische Geheime Staatsrath Niebuhr als Beauftragter der Mächte dort erscheinen; in seiner frühern Stellung als Bankdirektor zu Kopenhagen hatte er den Ruf

großer Geschäftskenntniß und strenger Rechtschaffenheit erworben, und wiewohl er seitdem in Preußen aus aller Staatsthätigkeit zurückgetreten war, um sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen, so hatte er doch diese bei dem ersten Schimmer der bessern Hoffnungen wieder verlassen, in Berlin ein neues Tagblatt den preußischen Korrespondenten gegründet, und suchte kräftigst im vaterländischen Sinn einzuwirken. Mit Perthes, Heß, mit Dehn in Altona, und vielen Andern, stand er in freundschaftlichen Beziehungen; es war die Rede davon, aus eignem Antrieb ihn zu berufen, da er denn, an der Spitze solchen Zutrauens, leicht die Bestätigung abseiten der Mächte würde empfangen haben. Das Gerücht nannte bald auch andre preußische Staatsbeamte, denen die Verwaltung der Hansestädte abseiten Stein's zugedacht sein sollte, und mit Wohlgefallen wurde der Name Stägemann vernommen; allein die Ernennung verzögerte sich, und fiel endlich auf keinen der Genannten, sondern auf den russischen Geheimen Rath von Alopeus, den ältern der beiden Brüder, einen Mann von starkem Karakter und von großem Ruf in der Diplomatik, der aber selbst bekannte, sich in seiner neuen Bestimmung noch ziemlich fremd zu fühlen. Er war zum Kommissarius für die deutschen Länder nördlich der Elbe bestellt, traf aber in einer Zeit ein, wo Hamburg schon täglich in Gefahr schwebte, und er blieb daher in Mecklenburg, wo er

späterhin sich der hamburgischen Sachen zwar annehmen wollte, jedoch ohne Frucht und fast schon ohne Gegenstand. Für Hamburg fiel also diese wichtige Hülfe, welche sich aus der Stein'schen Verwaltungsbehörde hätte ergeben können, durch die anfängliche Säumniß und die nachherigen Umstände gänzlich aus.

Inzwischen hatte Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherung erfahren, sie bewarben sich fortdauernd um die Freundschaft der Russen, und suchten dieselbe durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Russen und Hamburger, sondern auch die Engländer selbst, fanden die Elbschifffahrt vollkommen frei, sogar von Altona segelten Schiffe nach England ab, das Kriegsverhältniß zwischen Dänemark und England schien vergessen; auch späterhin, als die Elbe wegen der französischen bewaffneten Fahrzeuge nicht mehr sicher war, ging der Postenlauf nach England durch Holstein bis zum Ausfluß der Elbe ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die dänischen Behörden in Holstein der Befehl von Kopenhagen ergangen, die von den Russen wiedereingesetzten hanseatischen Obrigkeiten anzuerkennen, und mit ihnen als solchen in Verkehr zu treten. Noch entschiedener bezeigte sich die freundschaftliche Gesinnung der Dänen durch die vertrauliche Eröffnung, welche Tettenborn abseiten der dänischen Befehlshaber empfing, daß sie angewiesen seien, alle ihre dortigen Truppen, sobald

der General es verlange, ihm zur Besetzung von Hamburg und Lübeck anzubieten.

Was mit dieser letztern Zuvorkommenheit gemeint sei, erklärte sich bald durch ein Schreiben des Fürsten Sergius Dolgoruky, der am **23.** März mit besondern Aufträgen des Kaisers Alexander in Kopenhagen angekommen, und mit dem dänischen Kabinet in rasche Verhandlung getreten war. Der Kaiser, wohlgesinnt für Dänemark, hatte wie überall so auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung versuchen wollen, und seinen Abgesandten beauftragt, dem dänischen Hofe für den Verlust von Norwegen, der durch die früheren mit Schweden geschlossenen Verträge wider Dänemark ausgesprochen war, reichliche Entschädigung zu verheißen, im Falle Dänemark gleich auf der Stelle dem französischen Bund entsagen und seine Waffen mit denen der Russen und Preußen vereinigen wollte. Der dänische Hof war auf diese Eröffnung eingegangen, und wünschte sich in der Aussicht auf jene Entschädigung zunächst der Hansestädte zu versichern. Der Fürst Dolgoruky, erfreut über das schnelle Gelingen seiner Unterhandlung, und voll Eifer, der Sache der Verbündeten einen im Augenblicke so bedeutenden Zuwachs von Streitkräften zuzuwenden, sagte den Dänen die einstweilige Besetzung von Hamburg und Lübeck zu, und forderte demgemäß Tettenborn auf, ungesäumt die beiden Städte den dänischen Truppen zu überlassen, und dagegen deren un-

mittelbare Mitwirkung gegen die Franzosen zu gewärtigen. Tettenborn, höchst betroffen über eine Zumuthung, welche den Fortgang des so glücklich begonnenen Werkes der Befreiung plötzlich zu hemmen, das Beispiel des Aufstandes gegen den Feind für das übrige Deutschland zu vernichten, und alle Hülfsquellen diesen Gegenden für den Augenblick in fremde Hände zu liefern drohte, war weit entfernt, hierauf so schnell einzugehen. Er wußte, daß des Kaisers Absicht nicht sei, die kaum hergestellte Freiheit und Selbstständigkeit der Hansestädte gefährden zu lassen, er durchschaute die Sache in allen ihren Beziehungen, sowohl politischen als militairischen, und versagte einen Schritt, welchen auszuführen er sich nicht einmal für befugt halten durfte. Er antwortete dem Fürsten Dolgoruky, daß er eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht ohne unmittelbaren Befehl seiner Kriegsobern entscheiden könne, und überdies das Geforderte dem Vortheile des Kaisers und seiner Verbündeten keineswegs gemäß halte. Er beförderte sogleich einen Eilboten in das große Hauptquartier, um über diesen Vorgang zu berichten, und die wahre Lage der Dinge dort würdigen zu lassen. Was er vorausgesehen hatte, geschah; der Kaiser Alexander belobte Tettenborn's richtige Ansicht und kluge Zurückhaltung, und empfahl ihm die fernere Behauptung der beiden Städte; der Fürst Dolgoruky, so wurde hinzugefügt, sei in seinem Eifer, wenn auch in bester

Absicht, zu weit gegangen, und seine mit dem dänischen Kabinet genommene Abrede wurde als ein Ueberschreiten seiner Vollmachten für ungültig erklärt. Den dänischen Befehlshabern, welche nach den von Kopenhagen empfangenen Weisungen nun immer zudringlicher ihren Beistand anboten, und sich bereit erklärten, Hamburg und Lübeck mit ihren Truppen zu besetzen, dankte Tettenborn mit großer Höflichkeit für ihr Anerbieten, von welchem er sich vorbehielt Gebrauch zu machen, sobald die Umstände, die jedoch in diesem Augenblicke noch nicht dringend wären, es erheischen würden. So sahen sich die Dänen, welche gemeint hatten ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligst in den Besitz der beiden wichtigen Städte zu gelangen, jetzt nur auf weiteres Abwarten verwiesen, und durch ihr eignes Wort sich zu denjenigen Leistungen verpflichtet, die abgesondert von dem vorausgesetzten Gewinn ihnen nur eine bedenkliche Last seyn konnten!

Das dänische Kabinet verfolgte indeß, ungeachtet das Ausweichen Tettenborn's einige Verstimmung verursachte, seine neue Richtung mit thätigem Eifer. Dänemark schien in der That, den Verbündeten angeschlossen, nach eigenem Willen eine große Rolle übernehmen zu können, sich gewissermaßen die Stelle und das Verdienst, welche für Schweden offen standen, noch vor diesem aneignen, und bei günstiger Wendung des Krieges die größten Vortheile hoffen zu dürfen.

In diesem Sinne wurden ungesäumt die nöthigen Schritte gethan. Der Graf Karl von Moltke wurde an den russischen Kaiser, der Graf Joachim von Bernstorff mit umfassenden Vollmachten nach London abgefertigt, um Dänemarks Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich anzubieten, und auf möglichst vortheilhafte Bedingungen abzuschließen. Tettenborn empfing von beiden Unterhändlern auf ihrer Durchreise durch Hamburg die besten Zusicherungen über die Entschiedenheit jenes Beitritts, und über den Nachdruck, mit welchem derselbe ausgeführt werden würde; sie wiederholten eifrigst das Anerbieten dänischer Hülfstruppen, und in gleichem Sinne lauteten die fernern Briefe des Fürsten Dolgoruky aus Kopenhagen, so wie die Erklärungen des Generals von Wegener und des Oberstlieutenants von Haffner, welche wiederholt versicherten, sie hätten Befehl, ihre Truppen auf das Verlangen Tettenborn's vorrücken zu lassen. Einen unangenehmen Eindruck machten neben diesen Versicherungen einige freilich aus untergeordnetem Betrieb hervorgegangene Versuche, unter den Einwohnern von Hamburg den Wunsch anzuregen, daß die Stadt sich in den Schutz und die Obhut Dänemarks begeben möchte, wobei denn die Gesinnungen und Absichten der Russen mehrfach verdächtigt, und auch die Verhandlungen des Fürsten Dolgoruky in mancherlei Entstellungen absichtlich verbreitet wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn aller-

dings manche Hamburger unter solcherlei Gerüchten und Vorstellungen einiges Bedenkliche aufgriffen, und mit der Zuversicht auch den Eifer sinken ließen. Doch von andrer Seite wurde derselbe wieder um so stärker angefacht.

Während alles dieses vorging, begann es nämlich an der obern Elbe, nach einem langen, damals unbegreiflich dünkenden, und gewiß höchst nachtheiligen Stocken der Kriegsbewegungen, nach und nach lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit standen, beide schienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geschehn war, schien über das, was bevorstand, zu täuschen. Die nordischen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugsam verbürgten Sicherheit Hamburgs ein überflüssiger Zuwachs erscheinen, die Aufstände in den Ländern jenseits der Elbe versprachen einen ungeheuren Stoff zur Bildung neuer Kriegsvölker, wie damit auch im Mecklenburgischen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeschritten wurde. Diese und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Ursache gewesen sein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzusenden, indem nur etwa 150 Mann preußischer Dragoner unter dem Major von Schill, einen Bruder des bei Stralsund gebliebenen, als einziger Nachschub ankamen.

Dagegen traf am 17. April der Generallieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der den österreichischen Kriegsdienst mit dem großbritannischen vertauscht hatte, aber auch dem russischen angehörte, und die Bestimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheers zu befehligen, der aus verschiedenen Bundestruppen zusammengesetzt werden sollte. Der Ruf seiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, seines hellen Blicks in die Staatsverhältnisse, seiner tapfern Entschlossenheit vor dem Feind, und der edlen Eigenschaften seines Gemüths, war ihm vorausgegangen, und vielmals wurde sein Name in Deutschland mit großen Erwartungen genannt. Er fand keine andern Truppen vor, als die wenig zahlreichen Abtheilungen Tettenborn's, Dörnberg's und Benkendorf's, und die neuerrichteten, kaum völlig ausgerüsteten und jedenfalls ungeprüften Schaaren, welche wenigstens einer Beimischung alter Truppen bedurft hätten, um an diesen einen festen Anhalt zu finden. Da jede jener Abtheilungen in ihrer Weise thätig war, und schon ihre durch den Augenblick gebotene Aufgabe hatte, so war an Zusammenziehen dieser Kräfte nicht zu denken, und eben so wenig an eine strenge Einheit des Oberbefehls, da auf allen Punkten die Umstände schnell wechselten, und rasche Maßregeln forderten. Wallmoden erkannte diese Lage der Dinge und wollte nicht störend in sie eingreifen; er ließ Tettenborn die hamburgische Sache in der angefangenen

Art fortführen, und begab sich nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, von wo er später einige glückliche Züge gegen den General Sebastiani und den Marschall Davoust unternahm.

Tettenborn, der häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und sowohl die Hanseaten und Bürgergarden, als auch die Arbeiten an den Festungswerken fast täglich in Augenschein nahm, hatte auch den Feind nicht aus den Augen verloren, sondern eine starke Schaar Reiterei nebst zwei russischen Kanonen unter Anführung des Oberstlieutenants Konstantin von Benkendorf gegen die Weser vorgeschickt. In Bremen war seit dem 27. März mit Napoleon's besondern Aufträgen der General Vandamme angekommen, und sollte in die vom General Carra-Saint-Cyr nur lässig betriebene Kriegsanstalten größere Thätigkeit bringen. Das Erscheinen der Russen und Hanseaten so nah vor den Thoren setzte ihn in Wuth, allein da ihm wenig Reiterei zu Gebote stand, so konnte er nichts ausrichten. Die kleinen Gefechte fielen stets zum Vortheil der Russen aus. Fast täglich wurden aus dortiger Gegend Gefangene nach Hamburg eingebracht. Mit Ungeduld sah Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarschiren könnte, um das dem Feind so lang überlassen gebliebene und unter seinen Mißhandlungen seufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hansestadt wiederherzustellen.

Man hatte unablässig und mit unsäglicher Anstrengung an der Ausbildung dieser Truppen gearbeitet; in der Erwartung, sie in kurzem so weit gefördert zu sehn, daß sie dem Feind entgegengeführt werden könnten, wurde am 21. April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunstreich und prächtig gestickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgischen Prediger, Doktor Rambach, verrichtete die Feierlichkeit in Gegenwart Wallmoden's und Tettenborn's, des Senats, und einer großen auserlesenen Versammlung, unter Paradirung aller in Hamburg anwesenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem rührenden und begeisternden Feste, und die vaterländische Gesinnung wurde hier durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche gesteigert und befestigt. Auch das für die Einwohner der Hansestädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Gesetz so allgemein, daß sich niemand ohne dasselbe zeigen durfte. Als eines besondern Ausdrucks der Gesinnungen der Hamburger für Tettenborn müssen wir hier noch gedenken, daß demselben durch einstimmigen Beschluß des Senats und der Bürgerschaft das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde, eine Auszeichnung, welche seit dem tausendjährigen Bestehen der Stadt auf diese Weise vor ihm niemandem wider-

fahren war. Der Senator Bartels, dessen Muth und Thätigkeit in diesen drangvollen Tagen vielfach voranstehen mußten, erließ an Tettenborn bei Uebersendung des Bürgerbriefs ein Schreiben, welches ihm später den Grimm der Franzosen und die Aechtung von Seiten des Marschalls Davoust zuzog.

Vandamme indessen, da er die russischen Truppen keinen ihrer häufigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen sah, urtheilte bald, daß es ihnen noch ganz an Fußvolk mangeln müsse, und wollte daher den Schimpf, von einigen Kosaken und Hanseaten auf Bremen beschränkt zu sein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa **3000** Mann zu Fuß und **6** Kanonen am **22.** April gegen Ottersberg vor, und drängte die ausgestellten Posten bis Rothenburg auf den Haupttrupp zurück, indem die plänkelnden Kosaken wohl wie früher die dichten Massen des Fußvolks umschwärmen, aber nicht durchbrechen, und also deren Marsch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte Benkendorf bei Rothenburg die Zurückgedrängten aufgenommen, als er sogleich mit seiner ganzen Reiterei, unterstützt von zwei Kanonen, die vorgedrungenen Franzosen ungestüm anfiel, sie in die Flucht warf, und unausgesetzt bis vor die Thore von Bremen verfolgte, unter beständigem Kartätschenfeuer, das rasch vorrückend die flüchtigen Reihen lichtete und dem Feinde gegen **300** Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über **100** Ge-

fangene und alles Gepäck wegnahm, das derselbe mit sich geführt hatte. Die hanseatische Reiterei hatte an diesem Gefecht rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanseatischen Fußvolks nehmen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, dasselbe bald auf die Probe zu stellen, und etwas Ernstliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine sächsische Abtheilung, 50 Mann stark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzosen zu den Russen über, indem sie erklärten, für die deutsche Sache fechten zu wollen. Die Mannschaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo sie alsdann dem zweiten Bataillon der Hanseaten einverleibt wurde. Der früher erlassene Aufruf an die Sachsen war also doch nicht ganz fruchtlos geblieben, wie sehr auch befestigtes Vorurtheil dem Offizier, und vielfache Hindernisse anderer Art dem Soldaten diesen kühnen Schritt des Uebergehens erschweren mochten. Die vielen Deutschen, welche Vandamme unter seinen Truppen hatte, waren eben so gestimmt wie diese Sachsen, und man mußte nur eilen, ihnen die günstige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Gesinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten inzwischen fort; ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben so oft solche, die von den Landstürmern und bewaffneten Bürgern ergriffen waren,

als solche, die sich den Kosaken hatten ergeben müssen. Unter den erstern befanden sich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marschall Davoust, Namens Lachelle.

Doch konnten diese Vorgänge nicht hindern, daß der Feind, im Bewußtsein des großen Uebergewichts an Fußvolk und Geschütz, eine entscheidende Bewegung unternahm, welche die Russen zwang, das linke Elbufer für jetzt aufzugeben. Glücklicherweise wurden diese frühzeitig von dem feindlichen Vorhaben unterrichtet. Der hannöversche Postmeister zu Soltau hatte einen französischen Kourier, der sich als Ueberbringer wichtiger Befehle ankündigte, todtgeschlagen und die Papiere desselben nach Hamburg an Tettenborn abgeliefert. Aus diesen ergab sich, daß der Feind gesonnen sei, die bei Lüneburg durch Morand's Niederlage vereitelte Bewegung zweier von verschiedenen Seiten auf einen und denselben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßstabe zu wiederholen. Der Marschall Davoust rückte mit **12,000** Mann von der Weser gegen Lüneburg vor, während der General Sebastiani mit **8000** Mann von der mittlern Elbe her gegen Gifhorn marschirte. Die sämmtlichen verbündeten Truppen in diesen Gegenden waren nicht einer einzelnen dieser feindlichen Abtheilungen gewachsen, um so weniger also den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht abgeschnitten zu werden, un-

gesäumt von der Weser zurück auf das rechte Elbufer gezogen werden. Der Rittmeister von Herbert war mit 100 hanseatischen Reitern und 250 Kosaken am 27. April noch in Ottersberg, und zog sich, von 4000 Mann und 4 Kanonen angegriffen, auf den Oberstlieutenant von Benkendorf nach Rothenburg zurück, wo abermals ein sehr glänzendes Gefecht Statt hatte, in welchem der Feind mit großem Verlust zurückgetrieben und verfolgt wurde. Allein da die Franzosen indessen schon Lüneburg besetzt hatten, so mußten die Russen von Rothenburg ihren Rückzug gegen die Elbe nehmen. Dieser geschah ohne Verlust, in größter Ordnung; nur eine kleine Anzahl zerstreut gewesener Kosaken konnte Haarburg nicht mehr gewinnen, sondern mußte sich zu Stade einschiffen, und gelangte auf diese Art am 30. April nach Hamburg. Damit der Feind nicht versuchte nachzufolgen, wurden die vorhandenen Fahrzeuge so viel als möglich auf das rechte Elbufer herübergezogen oder zerstört, die Inseln und Uebergangspunkte aber durch ausgestellte Posten bewacht, hin und wieder sogar durch aufgefahrnes Geschütz gesichert.

Der Marschall Davoust hatte sich nun wirklich mit dem General Sebastiani vereinigt, und beide blieben einige Zeit in der Gegend von Haarburg und Lüneburg unschlüssig stehen; da sie aber den schwierigen Elbübergang nicht zu unternehmen wagten, und ihre wohlersonnene aber vereitelte Bewegung keinen weitern

Zweck haben konnte, so kehrte der General Sebastiani mit seinen Truppen wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück, der Marschall Davoust hingegen behielt mit seiner Hauptmacht Lüneburg und Winsen besetzt, von hieraus die wichtigsten Elbübergänge bewachend und bedrohend, und sandte zugleich abwärts nach Stade und Kurhaven starke Schaaren, um sich dieser Orte zu versichern. Der englische Major von Kenzinger begab sich mit seiner Mannschaft von Kurhaven an Bord der daselbst liegenden Kriegsschiffe.

Von jetzt an trat für Hamburg die verhängnißvolle Zeit ein, da von Tag zu Tag in unaufhaltsamer Entwicklung sein Untergang näher kam, der nun durch den stets mit neuen Mitteln erneuerten Widerstand noch eine Zeit lang aufgehalten wurde, bis die Erschöpfung dieser Mittel mit der Vermehrung derer des Feindes in größtem Mißverhältnisse stand, und längere Gegenwehr zuletzt unmöglich machte! Bei der großen Uebermacht der Franzosen konnte man nicht hoffen, durch Angriffe die Vertheidigung kräftig zu führen, man sah sich auf die trostlose Vertheidigung der bloßen Abwehr beschränkt, und für lange Zeit darauf angewiesen, alle Bewegungen und Anstalten nur nach denen des Feindes abzumessen.

Die Franzosen näherten sich der Elbe mit großer Vorsicht; es vergingen einige Tage, ehe Davoust sein Hauptquartier über Winsen hinaus nach Haarburg zu

verlegen wagte. Tettenborn hatte, wie schon erwähnt, mit aller Sorgfalt Schiffe, Kähne und Boote von dem jenseitigen Ufer auf das diesseitige schaffen lassen, um dem Feinde den Uebergang wenigstens zu erschweren, aber freilich konnte die weite Strecke des Ufers von Kurhaven bis Haarburg, mit allen Inseln, Flüssen und Kanälen, nicht so beaufsichtigt werden, daß nicht Schiffe versteckt geblieben, oder von der dänischen Seite wieder hinübergegangen wären; in einer auf den Verkehr zu Wasser seit Jahrhunderten eingerichteten Gegend, wo fast jeder Anwohner des Stroms ein Schiffer ist, und selbst die täglichen Bedürfnisse des Lebens von den Bauern zu Schiffe nach den Märkten geführt werden, ließ sich um so weniger in der kurzen Zeit eine genügende Maßregel verfügen, als man an die meisten Orte nur den Befehl, nicht aber Leute ihn auszuführen, schicken konnte, und ein großer Theil des Ufers, das dänische der ganzen Länge Holsteins nach, der russischen Anordnung nicht Folge zu leisten brauchte. Dessenungeachtet hatten die Franzosen in der ersten Zeit große Mühe, auch nur einige Kähne zu finden, und als sie deren eine geringe Zahl versammelt hatten, sahen sie dieselben gleich darauf durch eine von Tettenborn zu diesem Handstreich ausgesandte Abtheilung Mecklenburger abgeholt. Sie ließen jedoch nicht nach, sich deren neue zu verschaffen, und an dem Eifer, womit sie dieselben zum Theil auf Wagen aus den innern Flüssen

herbeiführten, konnte man entnehmen, auf wie ernstliche Unternehmungen es abgesehen war. So hatten sie unter andern auch aus der Este eine Anzahl Schiffe geführt, und Leute aus der umliegenden Gegend gepreßt, um dieselben nach Haarburg zu bringen. In der Nacht des 5. Mai's schifften abermals etwa 100 Mecklenburger unter der Anführung ihres Obersten von Both dahin, stiegen unter dem feindlichen Feuer an's Land und stürzten auf die Franzosen los, die mit Hinterlassung einiger Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Man setzte die gepreßten Leute in Freiheit, und sie entliefen sogleich voller Freuden in ihre Heimath, die Schiffe aber, einige 20 an der Zahl, wurden weggeführt. Ein Schiffer, der einen Franzosen zur Aufsicht hatte, damit er nach Haarburg schiffte, sperrte ihn, als er seekrank wurde, in die Kajüte ein, und meinte, da doch die Franzosen sagten, sie wollten nach Hamburg gehen, so wäre es wohl am besten, diesen gleich dorthin zu bringen. Unter solchem wiederholten Verdruß und vielfacher Mühe brachte der Feind doch einige Fahrzeuge endlich zusammen, baute aber, da sie nicht hinreichten, zu gleicher Zeit Flöße, die zum Uebersetzen von Truppen dienen sollten. Der Marschall Davoust war inzwischen nach Bremen zurückgekehrt und hatte dem General Vandamme die Leitung der Sachen überlassen.

Tettenborn's Aufgabe war, Hamburg auf das äuf-

serste zu vertheidigen, und er hatte von Anfang laut erklärt, daß er hiezu fest entschlossen sei. Sein Entschluß wurde zwar von manchen Seiten getadelt, auch von sonst Kriegskundigen, die nur das Unmilitairische der Stellung in's Auge faßten. Allein die Wichtigkeit des Platzes, die Verpflichtung gegen die Einwohner, und die aus dem großen Hauptquartier empfangenen Weisungen durften kein Zurückweichen erlauben, so lange nur noch die Möglichkeit des Behauptens fortdauerte. Demnach ordnete Tettenborn folgende Maßregeln an. Der größte Theil der Reiterei wurde aus der Stadt, wo sie nur hindern konnte, und im Fall eines Unglücks verloren war, hinausgezogen und auf das Land verlegt. Das Fußvolk, in allem etwa 3300 Mann stark, wurde folgendermaßen vertheilt. Das erste hanseatische Bataillon besetzte die Insel Wilhelmsburg, das zweite die Stellung beim Eichbaum und dem Ochsenwärder, das dritte den Zollenspieker und die Hooper Schanze; jedes dieser drei Bataillone zählte ungefähr 600 Mann. Das Lauenburger Bataillon von 700 Mann war in Bergedorf und beim Zollenspieker vertheilt; ein Bataillon aus Bremen und Verden, nur etwa 300 Mann, rückte ebenfalls nach Bergedorf, welches der einzige Verbindungspunkt war, der mit Wallmoden offen blieb, und für den Fall eines Unglücks gesichert sein mußte. Die hannöverschen Jäger, kaum 100 Mann, verstärkten das Bataillon Hanseaten auf

der Insel Wilhelmsburg. Zur Besetzung der Stadt Hamburg selbst blieb nur das Bataillon Mecklenburger, 700 Mann stark, von denen jedoch zwei Compagnieen gleichfalls nach Wilhelmsburg beordert waren, und dann noch ungefähr 3000 Bürgergarden übrig, denn nur so viele hatte man von 7200 eingeschriebenen gehörig bewaffnen können. Von dem schweren Geschütz, das sich auf der hamburgischen Admiralität noch vorräthig gefunden, waren zwei Vierundzwanzigpfünder auf Lavetten gebracht, nnd einer beim Zollenspieker, der andere auf der Spitze von Wilhelmsburg gegenüber Haarburg, so wie an jedem dieser Punkte noch zwei leichtere Kanonen und eine Haubitze aufgepflanzt worden. Auch Schiffe hatte man eiligst ausgerüstet und bemannt; ein Kutter von 6 kleinen Kanonen lag bei Haarburg, ein anderes Schiff von eben so vielen Kanonen beim Zollenspieker, die haarburgische Jacht von 8 Kanonen dicht vor dem Hafen. Die Seeleute, welche sich auf diesen Schiffen befanden, waren eben so wenig, wie ihre Anführer, mit dem Kriegsdienste vertraut, und dieser Umstand verminderte sehr den Gebrauch einer Waffe, bei der, mehr als bei jeder andern, Kenntniß und Urtheil den tapfern Muth unterstützen müssen. Die Ueberschwemmungen wurden bereit gehalten, die Schanzarbeiten unablässig fortgesetzt. Tettenborn säumte nicht, die plötzlich bedrängt gewordene Lage von Hamburg sowohl an Wallmoden und in das

Kaiserliche Hauptquartier, als auch nach London und Stralsund zu berichten, an welchem letzteren Orte stündlich der Kronprinz von Schweden erwartet wurde, dessen Truppen schon größtentheils in Mecklenburg standen, und den Franzosen der Zahl nach wohl die Spitze bieten konnten. Aus England erwartete man eine Anzahl Kanonierschaluppen, die zur Beherrschung der Elbe und ihrer Inseln unentbehrlich und von Tettenborn dringend gefordert worden waren; zwar konnte ihre Ankunft durch die Dänen bei deren noch zweifelhaften Verhältnisse zu England erschwert, aber selbst durch die Kanonen der Festung Glückstadt nicht ganz gehindert werden, und man durfte hoffen, daß die dänischen Befehlshaber in Holstein, welche von der Sendung des Grafen von Bernstorff nach London unterrichtet waren, den Engländern nicht allzu große Schwierigkeiten machen würden.

Von der Höhe des St. Michaelisthums ließ Tettenborn jede Bewegung der Franzosen genau beobachten; man sah ihren Uebungen und Anstalten zu, und zählte im voraus jedes Stück Geschütz, das sie in ihre Batterien aufführen wollten. Noch glaubte er sie durch Scheinangriffe hinhalten zu können, und ließ bald ihre Uebungen durch Kanonenschüsse stören, bald mitten in der Nacht vierundzwanzigpfündige Kugeln in ihr Lager senden, und sogar kleine Abtheilungen wieder über die Elbe setzen, und die Gegend beunruhigen. Am 6. Mai

früh ging ein Theil des zweiten hanseatischen Bataillons, von dem Ochsenwärder aus, auf das jenseitige Ufer; noch ehe dies völlig erreicht war, sprangen die jungen Leute ungeduldig aus den Kähnen in's Wasser, und wateten dem Deiche zu, den der Feind sehr gut besetzt hatte; der ungestüme Angriff warf ihn aber auf seine Unterstützungsposten zurück, wo das Gefecht anderthalb Stunden lang mit hartnäckiger Tapferkeit von den Hanseaten fortgesetzt ward, die sich vor dem überlegenen Feind erst dann zurückzogen, als sie sich verschossen hatten. Ihr Verlust war gering, er bestand in 2 Todten und 10 Verwundeten, während der Feind durch die Ueberraschung und anfängliche Flucht viele Leute verloren hatte.

Der Wechsel des Krieges wog aber diese kleinen Vortheile bald wieder durch eben solche Nachtheile auf, welche durch keine Achtsamkeit und Sorgfalt völlig zu vermeiden sind. Durch einen unglücklichen Zufall ging so der bei Haarburg aufgestellte Kutter verloren, indem während der Ebbe, da er auf dem Grund lag, einige Franzosen herangeschlichen und hinaufgeklettert waren, wo sie die schlafende Wache niedermachten und die Besatzung gefangen nahmen. Damit dieses Schiff den Franzosen, welche dasselbe sogleich stark besetzten und flott zu machen suchten, nicht gewonnen bliebe, so schoß man es durch den auf der Wilhelmsburg aufgepflanzten Vierundzwanzigpfünder völlig zusammen, und

tödtete oder verwundete zu gleicher Zeit einen großen Theil der Besatzung, deren Klagegeschrei man vernehmen konnte. Auch das Schloß Haarburg wurde mehrmals beschossen und mit Granaten beworfen, weil man das französische Hauptquartier darin vermuthete; der Versuch, es in Brand zu setzen, wollte jedoch nicht gelingen.

Es fand kein Zweifel darüber Statt, daß Hamburg sich in einer höchst bedrohenden Lage befände; die französischen Truppen sah man mit jedem Tage sich vermehren, und nach Maßgabe dieser Vermehrung sich zu einstlicherern Unternehmungen bereiten. Sie waren meistens ungeübte neue Soldaten; doch dieser Umstand traf leider die Truppen, denen die Vertheidigung Hamburgs oblag, in größerem Maße, und war bei den Franzosen, die wegen ihrer Zahl und Stellung die Angreifenden sein mußten, durch die Kräftigung, welche der Angriff gewährt, einigermaßen aufgewogen. Der Fürst Dolgoruky, der in diesen Tagen aus Kopenhagen in Hamburg eintraf, versicherte zwar, die Dänen würden niemals zugeben, daß die Franzosen wieder nach Hamburg kämen; allein es war Tettenborn nicht verborgen geblieben, daß die Dänen, verdrießlich über die vereitelte Hoffnung, die Hansestädte an sich zu bringen, noch immer in Ungewißheit schwankten, und manche zweideutige Schritte thaten, indem sie mit den Franzosen neue Verbindungen suchten. Die Einwoh-

ner Hamburgs, welche von den Freuden und den Genüssen der Freiheit stärker und stärker auf die Arbeiten und Drangsalen derselben hingewiesen wurden, bezeigten noch immer Eifer genug, doch war es natürlich, daß viele derselben, hellsehend oder mißtrauisch, an dem Ausgange dieser schwierigen Verhältnisse zweifelten, andere sogar jede Rettung für unmöglich hielten; die späterhin immer zahlreicheren Auswanderungen, besonders der Frauen und Kinder, fingen schon in dieser Zeit an; sie konnten jedoch nicht auffallend sein, weil um Hamburg her das nächste holsteinische Gebiet mit Landhäusern besäet ist, die das Eigenthum von Hamburgern sind, und jetzt eben auch, wie gewöhnlich für den Sommer bezogen wurden. Viele Schiffe, befrachtete und leere, segelten aus dem Hafen, wenn auch nur bis Altona, um dort sicherer zu sein. Der Handel stockte völlig, die meisten Gewerbe ruhten, und alles dachte nur an Waffen und Krieg, vorzüglich in der untersten Volksklasse, die sich besonders thätig und muthvoll zeigte, und keine andre Meinung, als die der hartnäckigsten Gegenwehr, aufkommen ließ. Die Gewalt, womit der Donner des Geschützes unwillkürlich das Gemüth in furchtbare Einbildungen versetzt, übte jedoch auch hier ihre zauberhafte Wirkung häufig aus, und ein hallender Kanonenschuß brachte anfangs die ganze Stadt in Unruhe und Bedenklichkeit; die Behörden dachten wenigstens das Geld zu retten, und

stellten jede Auszahlung, oft der dringendsten Bedürfnisse, vorsichtig ein, bis man nach und nach einigermaßen erkannte, wie unwirksam und nichtsbedeutend oft die heftigsten Kanonaden sind.

Das Vertrauen der Einsichtigern sank noch mehr, als die Nachrichten aus Sachsen nur ein langsames Vorrücken der verbündeten Heere, und bald eine blutige Schlacht meldeten, die zwar als ein Sieg verkündet wurde, aber doch das Zurückgehen der Sieger zur Folge hatte. Verbunden mit diesen Nachrichten wirkte die Thatsache, daß der schon bis Bremen zurückgedrängt gewesene Feind wieder im Angesichte von Hamburg stand, verwirrend und niederschlagend. Man wußte, daß Rußland und Preußen thätig mit Oesterreich unterhandelten, und alle Hoffnung hatten, das Bündniß gegen Napoleon durch diese Macht verstärkt zu sehen. Allein bis zur Ungeduld ermüdete das Zögern, welches inzwischen alle Unternehmungen traf; man begriff die Nachsicht und Schonung nicht, welche hinsichtlich des Beitritts von Sachsen Statt fand, und man klagte laut, daß selbst die Aufrufe und Anreden an Volk und Truppen, früher so reichlich ausgetheilt, jetzt verstummten. Die Unterhandlungen schienen sich verderblich zu durchkreuzen; die Führung der Heere glaubte man, wenn sie auch in guten Händen sei, doch wieder in allen den Hindernissen befangen, durch welche so oft die gemeinsamen Unternehmungen vereitelt wor-

den. Auch glaubte man keine Bürgschaft der Ausdauer zu erblicken, und fragte sich, was bei einem Frieden, der etwa jetzt geschlossen würde, irgend Günstiges für Hamburg zu erwarten sey? Uebelgesinnte suchten selbst die Absichten der Verbündeten zu verdächtigen, die Unterhandlungen des Fürsten Dolgoruky in Kopenhagen wurden zur Sprache gebracht, und es fehlte nicht an Leuten, welche geradezu behaupteten, Hamburg und Lübeck seien schon Eigenthum der Dänen, und man scheute sich nicht, angesehene Namen zu nennen, um dergleichen zu erhärten. Diese Zweifel und Unsicherheiten wirkten in Hamburg und in der ganzen Umgegend höchst verderblich; an die Stelle des früheren Eifers trat ängstliches Zurückhalten, ja Manche suchten im Stillen mit dem Feinde sich abzufinden, während die Meisten doch zu weit vorgeschritten waren, um solchen Ausweg auch nur versuchen zu können. Die englischen Behörden hielten für nöthig, um bei den hannöverschen Unterthanen nicht alle Lust zur Theilnahme am Kriege ersterben zu sehen, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu lassen, die aus höherem Auftrag die Zusicherung ertheilte, daß England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

Durch diese allgemeine Bezüge mußte natürlich auch Tettenborn sich mehr oder minder gehemmt fühlen. Wirklich hatten die verbündeten Mächte, von ernsten

Erwägungen geleitet, und besonders auch durch die mit Oesterreich angeknüpften Verhandlungen bewogen, unter sich den Grundsatz festgestellt, daß in Deutschland fernerhin keine Aufstände und Volksbewegungen angestiftet, sondern der Eifer und die Kraft der Völker nur nach Maßgabe des Vorrückens der Heere unter der Obhut geregelter Verwaltung benutzt werden sollten, weßhalb denn auch in den Ländern, welche im Rücken der französischen Heere oft ganz von Truppen entblößt nur eines Anstoßes zum Ergreifen der Waffen bedurften, ein solcher nicht versucht, sondern im Gegentheil die schon entzündeten Flammen eher gedämpft wurden. Aber dieses öffentlich auszusprechen, wäre kaum thunlich gewesen, besonders da für die Franzosen die Volksaufstände das größte Schreckbild blieben, und Hamburg großentheils durch dies nur sich noch erhielt. Nur selten im Falle, den Hamburgern sichre und tröstliche Nachrichten mitzutheilen, nicht befugt, ihren Eifer noch heftiger anzufachen, und nicht willens ihn zu täuschen, sah auch Tettenborn sich genöthigt, in dieser Zeit, wo man Aufrufe und Bekanntmachungen am meisten erwartete, mit solchen keineswegs freigebig zu sein. Wir weisen auf diese Umstände hin, weil Unkundige ihm jene Unterlassung zum Vorwurf gemacht haben.

In dieser Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erschreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet sei, und indem er die flüchti-

gen Schaaren vor sich hertreibe, mit Macht gegen Hamburg vorrücke. Die Insel Wilhelmsburg hat einen flachen Marschboden, der überall von Wassergräben durchschnitten ist, so daß man sich mit Truppen und Geschütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche rings in mancherlei Bogen die Insel vor der Fluth schützen, und selbst diese sind bei schlechtem Wetter kaum zu befahren. In Betracht dieses Umstandes hatte Tettenborn die südliche Spitze der Insel, wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterstützung, als durchaus unhaltbar gegen einen ernsthaften Angriff im voraus preisgegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Haarburg zu bestreichen, das Geschütz dorthin hatte bringen müssen, wo es weder zu retten noch zu vertheidigen war, die Vorkehrung getroffen, daß die Kanonen, im Falle sie zurückzulassen wären, auf der Stelle unbrauchbar gemacht werden könnten. Als der günstigste Ort für den Widerstand war der nördliche Theil der Insel und die sogenannte Feddel ausersehn, wo auch an Verschanzungen thätig gearbeitet wurde. Als daher in der Nacht vom 8. zum 9. Mai der General Vandamme, unter Begünstigung der Dunkelheit, mittelst zusammengebrachter Flöße eine starke Truppenmacht, deren 5500 Mann bei Haarburg versammelt standen, übersetzen und auf Wilhelmsburg landen ließ, mußte der Oberst Graf von Kielmannsegge, welcher auf der Insel den Befehl führte, seine vordern Posten

auf die Feddel zurückziehen, und seinen eigentlichen Widerstand dort erst anheben. Allein der Feind hatte unglücklicherweise die äußersten Feldwachen in sträflicher Ruhe überrascht, und war deßhalb schneller herangekommen, als man von seiner Landung benachrichtigt war. Die Unordnung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrnen Truppen entstand, und bald, nach einigem vergeblichen Schießen, in übereilte Flucht überging, konnte den Verlust der ganzen Insel nach sich ziehen, da eine geraume Zeit das Bemühen der wenigen Offiziere, die für solche Fälle Erfahrung und Kenntniß hatten, vergeblich blieb, und in dem wirren Getümmel hätte selbst die Feddel von dem Feinde genommen werden können. Doch wagten die Franzosen nicht, so rasch vorzugehen. Tettenborn, der sein Hauptquartier auf dem Grasbrook hatte, sandte nach Wilhelmsburg 2 Kompanieen Mecklenburger zur Unterstützung, und den Rittmeister von Canitz, der die Leitung der Sachen übernahm; dieser sammelte die zerstrente Mannschaft, stellte ihre Reihen her, und flößte ihnen durch seine eigne Festigkeit neues Vertrauen und neuen Muth ein; dann setzte er sich an die Spitze der Mecklenburger, ermahnte sie mit kurzen, scharfen Worten, und führte sie voran zum Angriff, die Hanseaten folgten. Alles rückte im Sturmschritt vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf sich der Feind eiligst in die Flucht, die er durch Anzünden einiger

Häuser und einer Mühle zu decken suchte. Während des Verfolgens traf Canitz unerwartet den dänischen Oberstlieutenant von Haffner, der als Parlementair zu den Franzosen gegangen war, angeblich um sie zu benachrichtigen, daß die Dänen ihnen nicht gestatten würden, sich wieder in den Besitz von Hamburg zu setzen. Er war von ungefähr 20 Franzosen umgeben, mit denen er in die Hände der Russen fiel, und dies Zwischenereigniß veranlaßte einen kurzen Waffenstillstand, während dessen man sich wechselseitig erklärte. Der Oberstlieutenant von Haffner wurde sogleich freigegeben, die ihn begleitenden Franzosen aber gefangen genommen, weil auch auf deren Seite einige Hanseaten, die dem Stillstande vertraut hatten, hinterlistig waren festgehalten worden. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer seiner jenseitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Insel gereinigt, bis auf die südliche Spitze, die von dem feindlichen Geschütz bestrichen wurde. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 300 Mann gekostet. Die Hanseaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen, altes hamburgisches Geschütz, waren vernagelt zurückgelassen worden.

Die Franzosen hatten gleichzeitig einen Angriff auf den Ochsenwärder gemacht, und fingen an, hier sich allmählig auszubreiten, indem sie die 600 Hanseaten,

welche dort aufgestellt waren, zurückdrängten. Tettenborn beorderte auf diese Meldung das Lauenburgische und das dritte hanseatische Bataillon von Bergedorf und dem Zollenspieker her dem auf Ochsenwärder gelandeten Feind in die rechte Flanke; diese Truppen griffen lebhaft an, und die Franzosen, welche abgeschnitten zu werden fürchteten, widerstanden nicht lange, sondern schifften sich mit einem Verlust von 200 Mann wieder ein, indem ihre Batterieen auf dem jenseitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die Hanseaten hatten hier etwa 150 Mann verloren, worunter 7 Offiziere.

Diese beiden Gefechte waren glücklich geendigt worden, allein der gute Erfolg konnte nicht die Einsicht täuschen, die sich aus den beiden Vorgängen für die Hamburger ebensowohl, als für Tettenborn und seine Offiziere in der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte diese Lage wenigstens nicht ganz verborgen geblieben sein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denselben Versuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, woran er Ueberfluß hatte, kostete, während auf der russischen Seite auch der Sieg die schon so geringe Truppenzahl vermindern, und ein einziger Unfall beim Zollenspieker, Ochsenwärder, oder auf Wilhelmsburg, die Stadt auf's Spiel setzen mußte. Tettenborn meldete seine Lage durch Kouriere auf's neue, an allen Orten, wo er

glaubte Hülfe und Unterstützung zu erlangen, während er zugleich eifrig daran dachte, die vorhandenen Mittel in sich selbst zu verstärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute sind, den Befehl von Landstürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung, bestehenden Bewaffnungen zu übernehmen, so gab doch Tettenborn sich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und versuchte, sich auf die Bürgergarden zu stützen, die seinem Wunsche allerdings begierig entgegenkamen, und laut begehrten, an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarschiren. Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewisse Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernst und das Gewicht der Ueberlegung ihres Zustandes entfernten jeden Uebermuth, und machten Gesetzmäßigkeit und Eintracht wünschen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar sein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufstand schrecklicher und verderblicher ist, als geregelte Truppen, und da jedem bekannt war, daß diese Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrscher verbrochen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen sie abzuwehren hätten.

Die neuen Vorkehrungen fanden schnell Gelegenheit sich zu bewähren. Nachdem es nämlich den Vormittag des **10.** Mai's ruhig geblieben war, entstand plötzlich gegen Mittag ein großer Allarm, es hieß, die Franzosen wären **7000** Mann stark in Billwärder eingedrungen,

und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter sprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und schlugen größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man sich einstweilen am sichersten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf auf ihre Waffenplätze, und fanden sich jetzt zum Ernste zahlreicher ein, als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick, diese wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häusern hervorstürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu sehn. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg schien statt des Goldes jetzt nur Eisen zu haben! Wie alles bereit stand, und gegen den Feind zu marschiren dachte, ergab sich, daß der Lärm bloß durch einen unbedeutenden Scharmützel, bei dem einige Schüsse gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzose mehr diesseits der Elbe sei. Tettenborn war unterdessen nach dem sogenannten Letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu sein schien, und hatte persönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo sie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwakirten. Jedoch

blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet sie bei diesen Ereignissen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Absichten ihres Hofes voraussehn konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl erhalten, und sollten ihrem Versprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; Tettenborn, durchdrungen von der Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner eignen Mittel, und ohne Hoffnung deren größere noch zu rechter Zeit von andrer Seite zu bekommen, nahm von dem entstandenen Tumult Anlaß, die Dänen zur Hülfleistung aufzufordern, die er freilich nur in der äußersten Noth begehren wollte, weil zu befürchten stand, daß die hereingezogenen Truppen nicht wieder hinauszubringen sein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, da schon der Eindruck dänischer Uniform gut auf die Bürger und unangenehm auf die Franzosen wirken mußte. Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberstlieutenant von Haffner in Altona, und mit dem General von Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck etwa **3900** Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß nicht wenige Schwierigkeiten gemacht wurden, so weit geführt, daß der General von Wegener endlich Abends auf dem Letzten Heller persönlich erschien, und alles Verlangte zu leisten versprach.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein französischer Parlementair, der Oberstlieutenant Revest, vom Generalstabe des Generals Vandamme, auf der Elbe am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhause gebracht. Sein Verlangen, den General Tettenborn zu sprechen, wurde ihm rund abgeschlagen, daher er sich bequemen mußte, ein Schreiben vom General Vandamme abzugeben, und seinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu sagen. Er begann mit der prahlerischen Erwähnung des Siegs, welchen Napoleon bei Lützen erfochten habe, und schloß mit der Aufforderung, daß die Russen Hamburg, um diese wichtige Stadt nicht der Verwüstung auszusetzen, durch Vertrag übergeben sollten. Einige zurechtweisende Antworten brachten ihn bald außer Fassung, und er wußte nun in seinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man sein Schreiben nach dem Letzten Heller hatte schicken müssen, wo Tettenborn dasselbe erst bei seiner Wiederkehr von einer Besichtigung vorfand, und dann sogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in seiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzosen ihn jetzt nicht mehr erken-

nen, und vom Ufer aus das Boot in Grund schießen würden, worauf man ihm denn bewilligte, auf dem Blockhause zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebärdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn Tettenborn nicht hatte sprechen wollen, und obgleich über seine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, so war es doch bald ruchtbar, daß seine Aufforderung schnöd' abgewiesen worden.

Den 11. Abends rückten nun wirklich die Dänen in Hamburg ein, zur unbeschreiblichen Freude der Einwohner, die sich nun schon ganz gerettet und für immer gesichert glaubten; ein Bataillon nebst 10 Kanonen zog auf den Grasbrook, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgestellt, ebenfalls von einer Batterie unterstützt, während andere Truppen sich bei Bergedorf versammeln sollten, um den Zollenspieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde für die Dänen von den Bürgern gesorgt; nur daß sie im Biwak lagen, sonst konnten sie Gäste scheinen, die man eingeladen, um sie zu bewirthen, so reichlich wurde ihnen an Speise und Getränken das Beste dargereicht. Sie erschienen als gute Nachbaren, die in der Noth hülfreich bei der Hand sind, und die brave Mannschaft hatte in der That keinen andern Wunsch, als nun wirklich einmal auf die Franzosen loszuschlagen, mit

welchen sie durch einen verabscheuten Bund, der ihren Groll eben so sehr heimlich genährt, als öffentlich zurückgehalten hatte, so lange Zeit vereinigt geschienen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anwesenheit bestens zu benutzen, wollte Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf die Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompanieen Bürgergarden sich freiwillig erboten. Hier aber zeigten sich gleich die Bedenklichkeiten der dänischen Anführer; sie hatten bei Bewilligung der Hülfe nach den früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die sie jetzt, bei so sehr veränderten Umständen, gegenüber den wieder zum Angriff herangerückten Franzosen, nicht mehr in ganzem Umfang auszuführen und doch auch nicht ganz zu unterlassen wagten; sie sahen wohl, daß Tettenborn ernstlich vorhabe, sie mit in den Krieg hinein zu verwickeln, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden konnten; doch wollten und durften sie auch nicht unnütz dastehn, während selbst die Bürger in's Feuer gingen, und so stellten sie denn, nach vielem Verhandeln, die Bedingungen fest, daß ihre Truppen, ihr Geschütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweise aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde wehren würden, nach Hamburg vorzudringen; daß aber nur zwei Kompanieen auf Wilhelmsburg hinübergeschifft werden sollten, um die dortige Besatzung zu verstärken. Die letztere Beschränkung

blieb wenigstens noch geheim, und ließ denn doch für Freund und Feind die Thatsache sichtbar werden, daß die Dänen gegen die Franzosen kämpften, und schon um deßwillen befahl Tettenborn, sobald die zwei Kompanieen übergesetzt waren, rasch zum Angriff vorzurücken. Dies geschah von der Feddel her mit großem Ungestüm; Dänen, Mecklenburger, Hanseaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und eine französische Brigade leichter Truppen unter dem General Gengould wurde in die Flucht geschlagen. General Vandamme eilte hierauf selbst herbei, und stürzte mit der Division Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, sie so schnell nicht wiederfinden konnten. Das Gewehrfeuer war sehr heftig, kaum eine Viertelstunde hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Massen zurück, dann aber mußten sie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beschießen konnte, weil die eignen zurückkommenden Truppen den Weg versperrten. Eine Schanze lag seitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marschiren mußte, jedes weitere Vordringen untersagen, und sich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweise ergriff der Schrecken des

plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von einigen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf den Deich und eiligst rückwärts nach dem Ueberschiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen sich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in übereilte Flucht fort; die Truppen, anstatt die Schanze zu besetzen und von dort aus den Feind zu hemmen, suchten nur die Schiffe zu erreichen, um nach dem Grasbrook zurück zu gelangen. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, wenigstens hatte Tettenborn sie mit Absicht an die Spitze des Angriffs geordnet; die Hanseaten waren die letzten, welche das Feld räumten, und verloren am meisten, unter andern ihren Bataillonsführer, der mit einer Anzahl seiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannschaft verloren; einige Dänen aber, die von den Franzosen gefangen worden, schickte der General Vandamme zurück, indem er behauptete, Frankreich sei mit Dänemark nicht im Kriege. Das verlorne Geschütz war von geringem Werthe.

Unterdessen hatte auch das zweite hanseatische Bataillon von dem Ochsenwärder wieder nach Wilhelmsburg übergesetzt und gleichfalls die Franzosen angegriffen, suchte besonders nach dem Ueberschiffungspunkte der Franzosen zwischen Haarburg und Wilhelmsburg

vorzudringen, um sie abzuschneiden und sie den andern, von der Feddel andringenden Truppen entgegen, zwischen zwei Feuer zu bringen. Der Anfang war ungemein glücklich; bald aber drang auch hier der Feind, der inzwischen durch eine ganze Brigade, deren Anführer ein in französische Dienste getretener Fürst von Reuß war, mit großer Uebermacht auf die Hanseaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beständigem Feuern zurückwichen; hier aber konnten die Schiffe die ganze Mannschaft nicht auf Einmal übersetzen, sie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Wasser fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entschlossen gegen den Feind Stand hielten, der sie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, sich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Wasser, im Angesicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als sie sich verschossen hatten, kein Ausweg übrig. So fiel auch der Anführer dieses Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieser Gefechte ist nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzosen, die selbst aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Divisionen die Rede ist, hervorgeht, und gegen welche auf unsrer Seite, alles mitgerechnet, höchstens 2000 Mann gefochten, in An-

schlag bringt, und doch lag es nur an einigen Zufällen, die oft im Kriege so bedeutend werden, und sich nicht beherrschen lassen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzosen endigte.

Da der Feind jetzt Meister der ganzen Insel Wilhelmsburg und der daran stoßenden Feddel war, so konnte er aus dieser Nähe die Stadt mit Granaten und Bomben bewerfen, und es war vorauszusehn, daß dies eine große Bestürzung hervorbringen würde. Die beiden hanseatischen Bataillons waren größtentheils aufgerieben, der Ueberrest erschöpft und zerstreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo sie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten sie sich neben diesem Muthe auch wieder mit tausend Meinungen und Besorgnissen unnütz ab. Ueberall waren gefahrvolle Posten, viele darunter von höchster Wichtigkeit, und keiner konnte hinreichend mit Truppen besetzt werden, auf deren kriegsgeübte Festigkeit wäre zu rechnen gewesen. Die geringste Unternehmung des Feindes, die jetzt gelang, konnte entscheidend werden. Zwar legten einige dänische Kanonenboote sich zwischen die Inseln und die Stadt, allein der Wechsel der Ebbe und Fluth hinderten sie, zu den günstigen Stellen hinzubringen, und sie konnten nur einen Theil der vielen Uebergangspunkte bestreichen. Tettenborn behielt sein

Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ hier, der Feddel gegenüber, einige Batterieen errichten; ungefähr **1000** Bürgergarden und eine Abtheilung Mecklenburger nebst den Dänen biwakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber auf dieser Seite wurde der Oberst von Both bestellt. Auf dem Hamburgerberge standen Bürger mit ihrem Geschütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberstlieutenant von Gunderstrupp vom Isumschen Husarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors von Busch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine starke Abtheilung zur blauen Brücke geschickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze Innere der Stadt hatten die Bürger besetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluste der Insel, nicht eben tröstlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Allein sie sollte nicht lange mehr so verbleiben, und gleich an demselben **12.** Mai, wo das zwiefache Gefecht Statt gefunden hatte, erhielt Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte sein können. Der dänische Abgesandte Graf Joachim von Bernstorff war in England gar nicht angenommen, sondern schnöde zurückgewiesen worden, indem das englische Kabinet erklärte, mit Dänemark nur im Einverständnisse Schwedens unterhandeln zu wollen. Die Wirkung einer sol-

chen Abweisung war leicht zu berechnen, es stand zu erwarten, daß Dänemark nun auf's neue sich an Frankreich anschließen, oder, wenn nicht dies, doch auf jeden Fall seine Truppen zurückziehen würde; in fünf bis sechs Tagen konnte der Befehl dazu eintreffen, denn der Graf von Bernstorff war bereits zu Glückstadt an's Land gestiegen und auf dem Wege nach Kopenhagen. Diese schreckliche Voraussicht so lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der dänischen Truppen noch versichert zu bleiben und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu lassen, mußte des Generals erste Sorge sein, die zweite auf Mittel zu sinnen, den unabwendbaren nahen Verlust durch irgend eine neue Hülfe zu ersetzen. Die dringendsten Berichte sandte er an Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein in letzterem mußte die entlegene hamburgische Sache gegen dringend nahe Angelegenheiten zurückstehen, und Wallmoden hatte den gemessenen Befehl, seine ganze Aufmerksamkeit auf die mittlere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgesandte Boten erwarteten ihn in Stralsund. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ob nicht die schwedischen Truppen, die in Mecklenburg, den Kronprinzen abwartend, stillstanden, zur Rettung Hamburgs herbeizuziehen wären. Tettenborn wandte sich an den Ge-

neral Döbbeln, der mit einer schwedischen Division am nächsten stand, und schilderte demselben die bedrängte Lage Hamburgs mit der Aufforderung, in dieser Noth Hülfe zu leisten; allein die Unterhandlung zog sich in die Länge und blieb noch unentschieden.

Die Franzosen säumten indeß nicht, ihre Fortschritte zu benutzen, und neue zu versuchen. Nachdem sie sich auf der Wilhelmsburg festgesetzt und von dieser Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten sie auch den Uebergang beim Zollenspieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung zwischen Tettenborn und Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13. Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenseitigen Ufer von den Hanseaten schon früher hatte geräumt werden müssen, landeten etwa 220 Franzosen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinsel beim Zollenspieker, um zum weitern Uebergang vorläufig festen Fuß zu fassen. Der tapfre Major von Berger hatte aber nicht sobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und 200 Mann Hanseaten und Lauenburger unter dem Hauptmann von Lucadou dahin übersetzen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrscheinlich um andere Truppen nachzuholen. In dieser Lage war ihm kein Rückzug möglich, und gezwungen unterhielt er anderthalb Stunden das heftigste Gewehrfeuer, dann aber stürmten die

Hanseaten und Lauenburger, von ihrem tapfern Anführer ermuntert, mit gefälltem Bajonet hervor, worauf die Franzosen die Waffen wegwarfen und sich gefangen gaben. Mehrere, die sich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, über 70 waren getödtet, die übrigen, worunter 40 Verwundete, gefangen. Der Verlust der Unsern betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Diesem verunglückten Versuche ließen die Franzosen hier keinen zweiten folgen; man begnügte sich gegenseitig, von Zeit zu Zeit das Geschütz auf einander spielen zu lassen, wo unsre vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verursachten, und unter andern ein paar Schiffe voll Franzosen, die sich vom Ufer in die Mitte des Stroms gewagt hatten, in Grund bohrten.

Der Wechsel von Bestürzung und Freude, den diese Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung; die nahe Bedrängniß führte aber, bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther, immer auf's neue zu der ungewöhnlichsten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürgergarde raffte die Leute von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte sich kein Mensch mehr blicken lassen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienste der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinaus gelassen, damit sich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringsten verdächtig schien, wurde angehalten und auf

die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dieses thaten die Bürger aus eigner Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug sich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern ist es, wie bei dieser Masse von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufsicht blieben, und aus allen Volksklassen zusammengetreten waren, während so vieler heftigen Anlässe, nichts Ausschweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil seiner Offiziere, alle Truppen und die meisten Bürgergarden, befanden sich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden hielten sich zurückgezogen, keine Regung ging in dieser Zeit von ihnen aus, keine Absicht oder Gesinnung wurde von ihnen in diesen stürmischen Tagen kund gegeben. Das, was sie nothgedrungen besorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geschah mit der größten Unordnung, auf manchen Posten litt die Mannschaft über vierundzwanzig Stunden lang Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchst gering war; sogar die eignen Mitbürger die unter tausend Ungemach auf entlegnen Posten standen, wurden häufig vergessen. Außerdem waren die Sendungen von Lebensmitteln beim Abgehen meist größer, als beim Ankommen. Unter solchen Umständen mag die Stadt das Vierfache dessen bezahlt haben,

was wirklich verbraucht worden ist. Eine allgemeine Unzufriedenheit äußerte sich laut und heftig gegen diese Unordnung. Gegen einzelne Personen wurden Beschuldigungen ausgesprochen, welche zwar grundlos, aber darum nicht minder gefahrvoll waren. Besonders verdächtigte man die wieder eingetretenen Mitglieder des Senats, welche auch unter den Franzosen Aemter geführt hatten. Für Tettenborn's Verhältniß und Lage war dies alles höchst beschwerlich und nachtheilig.

Am 14. Mai glaubten die Vorposten bei anbrechendem Tage durch den Nebel große Massen französischen Fußvolks auf der Feddel zu sehn, die gegen das Ufer marschirten, um sich einzuschiffen, sogar Kanonen meinte man zu erkennen, und als diese Meldung sich in der Stadt rasch verbreitete, hielten die Einwohner jetzt den nachdrücklichsten Angriff auf den Grasbrook, der kaum noch zu vertheidigen schien, für gewiß, ja die Wälle der Stadt selbst sah man schon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Wehrlosen nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterieen der Bürger auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grausenvolle Ungewißheit, ob der Feind schon gelandet sei, ob er vordringe, machte den Zustand der Einwohner verzweiflungsvoll. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch solche,

die sonst den Dienst meiden mochten, sich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, sah man keinen Feind auf der Feddel, die Franzosen lagen ruhig hinter den Deichen, und von Batterieen fand sich keine Spur. Indeß wurde auch in den folgenden Tagen, da alles still blieb, und der Feind sich begnügte, seine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der Ruhe froh, sondern alles lebte in angstvoller Erwartung, die von dem kleinsten Anlaß in heftige Bewegung gesetzt wurde. Das Unglück, das sich näherte, kündigte sich den gespannten Gemüthern in finsterer Schrecklichkeit an, die Mittel, es abzuwehren, lagen zu sehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwidersprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erschienen eben durch dieses Ruhigbleiben schon als eine unzulängliche, unzuverlässige Hülfe; daß Tettenborn, bei seinem kühnen nnd kriegsmuntern Geiste, mit den Dänen keinen Angriff unternehmen sollte, schien undenkbar, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, so konnte man die Ursache nur in dem Nichtwollen der Dänen suchen, welches die Hamburger auf das schlimmste zu deuten alle Ursache hatten. Und doch wußten die Meisten nur halb, wie die Sachen standen, und konnten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen von Bernstorff noch nicht übersehen.

In manchen Augenblicken schmeichelten sie sich wieder mit der Fortdauer der dänischen Hülfe, mit der

Annäherung der schwedischen, mit herbeieilender russischer oder preußischer Verstärkung, mit dem bei Groß-Görschen von den Russen und Preußen erfochtenen Siege und dessen zu hoffender Nachwirkung, auch auf die Verbesserung des Zustandes an der Niederelbe; während der Eingeweihte längst von allem diesen wenig oder nichts hoffen durfte, sondern von allen Seiten nur immer mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung der Dinge herannahen sah. Die unglücklichen Menschen aus ihrer Täuschung, sofern diese noch bestand, zu reißen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen; sie absichtlich darin zu befestigen, wäre ein grausames Spiel gewesen, das doch nicht lange hätte bestehen können. Unter diesen Umständen schien das Beste, ganz zu schweigen, und nur die Thatsachen reden und wirken zu lassen, da die Triebfedern zur verzweifeltsten Gegenwehr nicht erst in den Gemüthern erweckt zu werden brauchten, sondern jedem Bewußtsein glühend eingedrückt waren. Die in den Zeitungen mitgetheilten Nachrichten von dem Vorrücken der schwedischen Truppen an die Elbe, und andre dergleichen Angaben, waren nicht auf die Hamburger, sonder auf die Franzosen berechnet, die über Altona unsre Tagesblätter bekamen, und durch solche Vorspiegelungen allerdings langsamer und vorsichtiger wurden. Es erschien kein Aufruf, kein Tagesbefehl, der Versprechungen gegeben oder gefordert hätte, man

konnte nur sagen, was nicht nöthig war zu sagen, denn der Wille und die Gesinnung bedurfte keiner Bearbeitung, sondern nur Vertrauen auf sich selbst und auf nahen Beistand; letzterer mußte fremden Mächten durch kluges und glückliches Unterhandeln gleichsam abgezwungen, ersteres in dem gährenden Volke selbst entwickelt werden, und freilich ist eine Bevölkerung von **150,000** Menschen ein Stoff, aus dem sich unendliche Kräfte entwickeln können; wo ein solcher gegeben ist, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte wenigstens abwarten, was für Mittel noch an das Licht treten würden, denn was ein Volk thun wird, läßt sich nicht berechnen noch vorhersehn, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, so lange es sich nicht selbst aufgab. Die Bürgergarde war der kleinste Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Biwak während einer regnigten Zeit, und durch den vielen, von ihr aus großem Eifer sogar übertriebenen Dienst, nach wenigen Tagen erschöpft, und unzufrieden begehrten Viele nach Hause. Es wäre den Meisten recht lieb gewesen, von Tettenborn angeführt mit ganzer Macht sich in offnen Kampf zu stürzen, und in blutiger aber kurzer Entscheidung Tod oder Freiheit zu suchen; allein solcherlei Ausführung war weder rathsam noch möglich. Die Oertlichkeit einer überall durchschnittenen Gegend, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Wasser, Dämme, Schiffe, Häu-

ser überall bedingt, gestattete durchaus keine Anwendung großer Massen, noch selbst deren Vereinigung unter persönlichen Oberbefehl, und so legten die Umstände den Hamburgern grade den härtesten Theil des Kriegs auf, der mehr im standhaften Ertragen unaufhörlicher Mühsale und Beschwerden, und im willigen Hingeben an die Einzelheit geringfügiger Leistungen, als in den Anstrengungen der Schlacht und den begeisternden Zuständen der Gefahr besteht.

Tettenborn sah nur zu bald erfüllt, was er vorausgesehn hatte; kaum war man in Kopenhagen von der Abweisung, die der Graf von Bernstorff in England erfahren hatte, unterrichtet, als auch sogleich an die dänischen Truppen der Befehl abgesandt wurde, sich zurückzuziehen und Hamburg seinem Schicksale zu überlassen; dieser Befehl traf am 18. Mai in Hamburg ein, und sollte sogleich ausgeführt, sowie den Franzosen dies angezeigt werden. Tettenborn bestürmte den General von Wegener und den Oberstlieutenant von Haffner mit Vorstellungen und Ermahnungen, um sie wenigstens zu einem Aufschub in Vollstreckung jenes Befehls zu bewegen; die Erörterung der Lage Dänemarks gegen die Verbündeten, die von dänischer Seite schon verübten Feindseligkeiten gegen Frankreich, das noch eben erst auf Wilhelmsburg vergossene dänische Blut, die Ehre der dänischen Truppen und ihre eigne Bestürzung über diese schnelle Umkehr, kurz alles, was

die persönliche Gesinnung und die Kunst der Ueberredung nur immer darbot, wurde angewandt, um wenigstens vierundzwanzig Stunden zu gewinnen, die denn endlich auch zugestanden wurden, mit dem Versprechen, daß erst nach deren Ablauf die Franzosen dänischerseits von dem Zurückziehn der Truppen benachrichtigt werden sollten. Diese kurze Frist benutzte Tettenborn, um auf's neue Eilboten an den General Döbbeln zu senden, so wie an alle die Orte, von denen für Hamburg zwar nicht in diesem Augenblick, aber doch später Hülfe zu erwarten war, und für welche die Nachricht dieser Veränderung große Wichtigkeit haben mußte. Als endlich am 19. Abends, da es schon dunkel geworden war, die dänischen Truppen wirklich abzogen und von dem Grasbrook und Hamburgerberg ihr Geschütz wegnahmen, verwandelte sich aller noch übrige Muth in trostlose Niedergeschlagenheit. Die Meisten gaben alle Hoffnung auf, die Stadt, die sogar mit der Hülfe der Dänen nicht gegen die große Uebermacht des Feindes sicher gewesen war, nun ohne solchen Beistand noch länger zu behaupten. Zwar verkündigte Tettenborn unmittelbar darauf die Annäherung der Schweden, die der General Döbbeln inzwischen wirklich versprochen hatte zu schicken, allein theils hielt man diese noch für entfernt, theils hatte ein durch die lange Gewohnheit entstandenes Gefühl ihrer Lage die Hamburger in dem nachbarlichen Beistand der Dänen

eine viel ausdauerndere Sicherheit hoffen lassen, die allerdings, wegen der Nähe von Altona und wegen des ganzen holsteinischen Elbufers, durch Dänemarks eignen Vortheil noch besonders verbürgt schien. Um die Sache auf das äußerste zu bringen, gaben auch sogleich in derselben Nacht die Franzosen ihre Kunde von dem Abzug der Dänen dadurch zu erkennen, daß sie die Stadt aus Kanonen und Haubitzen heftig beschossen, indem ihre Batterieen auf der Feddel in der Zwischenzeit trotz des hindernden Regens fertig geworden waren. Der Schaden, den sie anrichteten, war nicht beträchtlich, und auf einen kleinen Theil der Stadt beschränkt, während ängstlicher Schrecken, den der nächtliche Donner des Geschützes und der Anblick der hoch in den dunkeln Lüften fliegenden Granaten verursachte, die ganze Stadt erfüllte. Seinen eignen Kräften allein überlassen, schien Hamburg in dieser furchtbaren Nacht einem nachdrücklichen Angriff erliegen zu müssen, den man jeden Augenblick erwartete. Die Wachsamkeit war überall verdoppelt, die Posten verstärkt, alle Offiziere in Thätigkeit; ohne großen Verlust sollte der Feind nicht eindringen, so gewiß auch seine große Zahl von Truppen ihm dies am Ende sichern mußte; den eingedrungenen konnte man hoffen in den Straßen noch zu bekämpfen, vielleicht zu vertilgen. Allein der Angriff unterblieb, und auch das Beschießen der Stadt, das den Kriegsleuten überhaupt wenig bedeutet, und

das aus den Batterieen auf dem Grasbrook noch ziemlich erwiedert wurde, hörte gegen Morgen auf. Der Tag fand viele Hamburger schon auf der Flucht, Altona war überfüllt mit Ausgewanderten, die zum Theil ihre besten Habseligkeiten mit sich führten; tief im Holsteinischen, in Kopenhagen sogar und London, suchten viele ihre Zuflucht gegen die Rache des Feindes, der sich, ihrer Meinung nach, diesmal nicht auf Hamburg beschränken, sondern auch nach Altona und den nächsten dänischen Gebietstheilen übergreifen würde.

Den ganzen folgenden Tag, wie auch die Nacht, und wieder den folgenden Tag, blieb alles ruhig. Unbegreiflicherweise versuchten die Franzosen während dieser ganzen Zeit keinen Angriff, ja hielten sogar mit dem Beschießen inne, da doch keine Zeit ihnen günstiger sein konnte, als diese, wo die entblößte Stadt ihnen beinahe preisgegeben stand. Sie müssen aber schlecht unterrichtet gewesen sein, oder vielleicht den Dänen noch nicht getraut haben, die allerdings nicht alle die Gesinnungen ihrer Regierung theilten. So vergingen diese Tage unter ängstlichem Harren, die Besorgniß stieg desto höher, je länger die Hülfe ausblieb, und mit Schrecken dachte man daran, daß der Feind nicht lange über den Zustand der Stadt getäuscht bleiben könne. Endlich erschien der ersehnte Augenblick, uud am **21.** Abends langten drei schwedische Bataillons, die der General Döbbeln abgesandt hatte, unter dem General

von Boye bei Hamburg an, zwei davon rückten sogleich durch die Stadt nach dem Grasbrook und dem Hamburgerberge, während das dritte zur Erhaltung der Verbindung in Bergedorf stehn blieb. Tettenborn war ihnen vor das Steinthor entgegengeritten, wo eine Abtheilung der Bürgergarde aufmarschirt stand, und eine große Menge Volks die ankommenden Retter mit Jubelgeschrei empfing. Man athmete wieder freier, und glaubte, nachdem man diese Tage glücklich überstanden, für die Zukunft weniger befürchten zu dürfen.

Auch war es die höchste Zeit, daß diese Truppen ankamen, denn gleichsam als ob der Feind durch irgend einen wunderbaren Einfluß nur eben so lange zurückgehalten worden sei, bis ihm wieder frische Truppen entgegengesetzt werden könnten, erneuerte er grade in dieser Nacht seine Angriffe, und auf so kühne Weise, daß, wenn er gleiches Wagestück in anderer Richtung versucht hätte, die größte Gefahr für die Stadt daraus entstanden wäre. Die hamburgische Jacht lag unfern des Hafens in der Elbe vor Anker, und hatte außer den Seeleuten etwa 30 Mann Hanseaten zur Besatzung. Die Franzosen aber schifften ungefähr 170 Mann in eine Penische und 16 Boote ein, um während der Nacht dieses Schiff wegzunehmen. Sie ließen ihre Fahrzeuge leise stromab treiben und kamen geräuschlos und unbemerkt in der Dunkelheit an das Schiff. Die Hanseaten griffen eiligst zu den Waffen, und vertheidigten sich

eine halbe Stunde lang mit heftigem Gewehrfeuer; allein die französischen Seeleute benutzten ihre große Ueberzahl, und während ein Theil von ihnen durch Feuern die Besatzung beschäftigte, erstieg eine andre Abtheilung das Schiff; sie nahmen die Hanseaten gefangen, kappten die Anker, und fuhren mit aufgespannten Segeln davon. Indessen hatte der Tag angefangen zu dämmern, und man sah nun auf der ganzen durch das nächtliche Schießen allarmirten Linie am Ufer was geschehen war. Der Feind mußte nahe vorbeisegeln, und gerieth in das Feuer von drei Batterieen und zwei Bataillons, welches ihn dergestalt bestürzte, daß er nicht allein der Gegenwehr, sondern auch der Lenkung des Schiffes vergaß, das alsbald auf den Sand lief. Jetzt wurde das Feuer noch mörderischer, da jeder Schuß sein festes Ziel hatte. Die Franzosen warfen sich in die Boote, um ihr Heil in der Flucht zu suchen, allein mehrere dieser Boote wurden in Grund gebohrt, die übrigen, von Todten und Verwundeten erfüllt, entkamen mit genauer Noth. Die Jacht wurde darauf wieder genommen, die Hanseaten befreit, und dagegen viele Franzosen, die sich darauf verspätet hatten, gefangen gemacht. Der Verlust des Feindes betrug 132 Todte und Verwundete, während die Hanseaten nur 13 Mann verloren hatten ~~hatten~~. Als die Fluth zurückkehrte, brachte man die Jacht in den Hafen. Ein so nahes und heftiges Gefecht hatte wieder

die ganze Stadt in Bewegung gebracht, man glaubte den Feind auf dem Hamburgerberg gelandet, und dankte Gott, daß den Abend vorher die Schweden angekommen waren. Der gute Ausgang der Sache konnte nicht ganz für den Schrecken und die Besorgniß, die man ausgestanden hatte, schadlos halten, man sah im Grunde nichts gewonnen, sondern nur einen Verlust abgewendet, vielleicht auf nur kurze Zeit, und erhielt die beunruhigende Einsicht, wie viele Blößen die hamburgische Vertheidigung dem Feinde zu benützen lasse, die einzeln wohl zu decken seien, aber durchaus nicht alle zugleich.

Die Franzosen begannen auch bald aufs neue, die Stadt zu bombardiren, und beschossen sie die ganze Nacht vom 23. auf den 24. mit der größten Lebhaftigkeit, doch ohne sonderlich Schaden zu thun; das Feuer wurde, noch ehe es recht ausbrach, jedesmal glücklich gelöscht; die Geschützkugeln und Bombenstücke verwundeten einige Bürger in den Straßen, die aufgestellten Truppen erlitten keinen Verlust. Am meisten fürchtete man für das ungeheure Theemagazin auf dem Deiche, allein zum Glück richteten die Franzosen ihr Geschütz nicht dahin, und man gewann Zeit, die Tonnen in die Ebene zu rollen und Haardecken und Erde darüber zu werfen, bei welchem Geschäft ein junger Mann Namens Flügge den unerschrockensten Muth und kundigsten Eifer bewies. Tettenborn war bald auf dem Grasbrook, bald auf dem Hamburgerberg, bald in der

Stadt, um alles selbst zu leiten und anzuordnen, und die Thätigkeit jeder Art durch seine Gegenwart zu beleben. Er hatte die Truppen der entgegengesetztesten und jetzt gegen einander feindlich gestimmten Völker nach einander zu dem Einen Zweck der Vertheidigung Hamburgs glücklich herangezogen, und er durfte hoffen, jetzt, da das Schlimmste überstanden war, die Stadt fernerhin behaupten zu können, und, wenn nur erst Zeit gewonnen, auch größere Unterstützung nach und nach ankommen zu sehn. Dann konnte die Stadt, selbst bei weiterem Rückzuge der Hauptheere, ein fester, in sich geschlossener und mit allen Vortheilen der Seeverbindung ausgestatteter Waffenplatz für die Verbündeten werden, der sogar bald im Stande sein konnte, eine Belagerung auszuhalten. Allein das Betragen der Dänen, die täglich mit den Franzosen eifrige Verhandlungen pflogen, erweckte schon jetzt Bedenklichkeiten, die alle diese Aussichten zu vernichten drohten.

Die nächsten Tage waren zwar wieder ruhig, aber die düstre Erwartung, in der alles schwebte, gönnte niemanden sich in dem Genusse dieser Ruhe zu erholen. Man mußte beständig in Bereitschaft stehen, die Bürgergarden waren anaufhörlich im Dienst, ein großer Theil des Volks durch Schanzarbeit, die mit Anstrengung fortgesetzt wurde, unablässig beschäftigt. Man sah kein andres Gewerbe mehr, als das Bezug auf den Krieg hatte, niemand ging ohne Waffen, aller Ver=

kehr und Erwerb stockte; da die biwakirenden Bürger von der Stadt verpflegt werden mußten, so wurde der Dienst zuletzt für die ärmeren Einwohner die Quelle des Lebensunterhalts.

Die Dänen hatten inzwischen das Einrücken der Schweden in Hamburg, von wo sie in zehn Minuten nach Altona marschiren konnten, als für sich gefährlich betrachtet, und ihre Truppen mit allem Geschütz aus Altona zurück nach Blankenese gezogen; sie thaten ängstlich, als hätten sie einen feindlichen Ueberfall zu fürchten, und als wären in Gemeinschaft der Schweden ihnen jetzt auch sogar die Russen unsicher. Die Schweden ihrerseits zeigten Besorgniß wegen der Dänen, welche durch Stärke und Stellung allerdings im Vortheil waren. Diese Besorgniß griff auch der Kronprinz von Schweden sogleich auf, der endlich am 17. in Stralsund angekommen war, und meinte, die schwedischen Truppen fänden sich in Hamburg gleichsam in einen Sack eingeschlossen. Er mißbilligte das eigenmächtige Benehmen des Generals Döbbeln, und sandte unverzüglich den General Lagerbrinke nach Hamburg, um die Schweden von dort sogleich wieder abzurufen. Seltsame Verwickelung der Verhältnisse, daß hier Dänen und Schweden in feindlicher Entgegensetzung zum Unheil Hamburgs doch nur das Gleiche thaten. Gegen die Mißverhältnisse der beiden nordischen Mächte, die sich auf diesem Punkte begegneten, mußte das Schicksal

der einzelnen Stadt verschwinden, und diese im Widerstreit fremder Politik erliegen. Die schwedischen Truppen marschirten am 25. Mai Abends wirklich von Hamburg ab. Welche Bestürzung unter den Einwohnern, welche Niedergeschlagenheit unter den Truppen dadurch entstand, ist kaum zu beschreiben. Es gehörte der ausdauernde Muth und die beharrliche Gesinnung Tettenborn's dazu, um nach diesem zweiten Fehlschlagen, das er in seinen unternehmenden Anstrengungen erfuhr, nicht ganz zu verzweifeln; aber der Schmerz selbst, von dem sein Inneres bei diesen Vorgängen zerrissen war, wurde ihm zum neuen Anreiz, seine Thätigkeit zu verdoppeln, seine Kraft zu spannen, und gegen alle zum Untergang verschworne Gewalten eines hartnäckigen Geschicks wenigstens eben so hartnäckig zu ringen.

Die dringensten Vorstellungen gingen an den Kronprinzen von Schweden, dem die Wichtigkeit dieser Stadt, ihre jetzige Lage und ihr bevorstehendes Unglück an's Herz gelegt wurde, um ihn zur Rettung derselben zu bewegen; für ganz Deutschland konnte Hamburg gerettet das beste, verloren das abschreckendste Beispiel werden. Auch die besondre Theilnahme, die der Kronprinz für diese Stadt aus früherer Zeit, da er als Marschall Bernadotte in den angenehmsten Verhältnissen mit den Einwohnern gestanden, noch haben mußte, wurde in Anspruch genommen. Der Senat hatte an

den Kronprinzen alsbald nach seiner Landung die Abgeordneten Parish, Gries und Karl Sieveking gesandt; der letztere, damals in noch sehr jungen Jahren, zeigte schon die großen Vorzüge des Geistes und Karakters, welche er seitdem in seiner ehrenvollen Laufbahn staatsmännischen Wirkens zum Wohl und Ruhm seiner Vaterstadt vielfach dargethan. Der Kronprinz hörte die Vorstellungen der Abgeordneten theilnehmend an, vermied aber jede bestimmte Zusicherung. Allein selbst im günstigsten Falle, wenn er alles gewährte, was in seiner Macht stand, mußten viele Tage hingehen, bevor die Hülfe eintreffen konnte, die mit jeder Stunde, welche dieser Zustand fortdauerte, Gefahr lief, zu spät zu kommen. Es blieb daher nichts übrig, um nur einigen Halt in die Sachen zu bringen, als von Wallmoden Verstärkung zu beziehn. Dieser sandte ein preußisches Bataillon, welches zwar nicht sehr stark war, aber aus Kerntruppen bestand, bei Lüneburg das Gefecht ruhmvoll entschieden hatte, und in dem Oberstlieutenant von Borck sich des tapfersten Anführers rühmen konnten. Am 27. Mai traf das Bataillon in Hamburg ein, und brachte einen neuen Schimmer von Hoffnung für die Einwohner mit, welche dieser Truppen endlich glaubten gewiß sein zu können.

Wunderbar genug blieb auch jetzt, nach dem Abzuge der Schweden, wie früher der Dänen, der Feind ganz ruhig, und wagte keinen Angriff, ja ließ sogar

im Bombardiren der Stadt nach. Er dachte auf eine leichtere Art zu deren Besitz zu gelangen, als durch einen Angriff, dessen Erfolg doch immer zweifelhaft war, und der auch im Gelingen eine große Menge Leute kosten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dies alles ersparen sollte. Die Unterhandlungen zwischen Altona und Haarburg wurden täglich lebhafter; der Präsident von Kaas war aus Kopenhagen angelangt, um in das Hauptquartier Napoleon's zu reisen, und hielt sich unterwegs in Haarburg eine Zeit lang bei dem Marschall Davoust auf; was man von den gepflogenen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Annähern, sondern auf ein völliges Anschließen Dänemarks an Frankreich. Bei dem vertrauten Verkehr zwischen den Nachbarstädten, die sich in vieler Hinsicht als Eins betrachteten, und denen die kaufmännischen Verbindungen ein engeres Band blieben, als das, womit jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimsten Verhandlungen der Dänen in Hamburg bekannt, man sprach laut davon, daß letztere mit den Franzosen vereinigt die Stadt angreifen, oder dieselbe auf glimpfliche Weise doch einstweilen besetzen und den Russen nur freien Abzug gestatten würden, und so sahen die unglücklichen Hamburger aus denselben Truppen, die noch eben ihre Bundesgenossen und Beschützer gewesen, plötzlich drohende Feinde werden, und zwar um so gefährlicher, als man nach die-

ser Seite die wenigsten Vorkehrungen getroffen hatte, da die Freundschaft der Dänen sich höchstens in Neutralität schien verändern zu können. Gegen die Franzosen waren die an der Elbe aufgeworfenen Befestigungen auch bei noch fortdauernder Arbeit schon haltbar, da der Strom sie deckte; von dem Lande her boten die noch unvollendeten tausend Blößen. Ein andrer Umstand erweckte noch bedenklichere Sorge. Nach dem großen Verbrauch in der letzten Zeit fing nun das Pulver an zu fehlen; der Vorrath reichte für das Kleingewehr nur noch auf einige Tage hin, für das Geschütz auf den Wällen nur auf wenige Schüsse. Dies alles, und die Erwägung, daß, wie auch der Krieg enden möge, Dänemark für Hamburg immer der nächste Nachbar bleiben würde, von dessen Händen die Stadt fortdauernd Unheil oder Heil schon durch die Beherrschung der Elbe zu gewärtigen habe, machte die Einwohner gänzlich verzagen, auch gegen diesen Feind mit äußerstem Trotze aufzutreten. Heß, als Befehlshaber der Bürgergarde, der schon lange mit abwechselndem Erfolg gegen die mannigfaltigen Stimmungen gekämpft hatte, und zum Theil von ihnen niedergebeugt war, erschien bei dem General, und machte ihm förmlich die Anzeige, daß auf die Bürgergarde ferner nicht zu rechnen sei, und sie namentlich gegen die Dänen nicht fechten würde. Die Hamburger befanden sich allerdings in einer fürchterlichen Lage; ohne alle Möglichkeit der Aussöhnung mit

Napoleon, bedrängt und bombardirt von der Uebermacht eines rachesinnenden Feindes, sahen sie eine Stütze nach der andern weichen, eine Hoffnung nach der andern verschwinden, und nirgends einen aufrichtigen Freund erscheinen. Muth und Entschlossenheit sind es meist nur bedingungsweise, daß der Einzelne wisse und vertraue, auch die Andern, und wo nicht Alle, doch die Meisten, seien ihm gleichgesinnt. Diese Ueberzeugung fehlte, und sie zu erregen wären Hülfsmittel nöthig gewesen, vor denen die Besonnenen zurückschauderten. Ein begeisterter Volksheld aber, der die dunkeln Kräfte der Waffen an's Licht zu rufen und zugleich zu leiten gewußt hätte, erstand nicht. Die Entbrannteren sahen alle auf Tettenborn, und erwarteten seinen Anstoß; allein er konnte heldenmüthige Entschlüsse wohl fördern, aber nicht vorschreiben. Es wäre schön gewesen, dies gutgesinnte, eifrige Volk, dessen Aufstand gegen die Franzosen ein so großes Beispiel gegeben, durch hinlängliche Kriegsmacht, wo möglich vorwärts an der Weser schützen und vertheidigen zu können, und ihm den Wiedergewinn der Freiheit in ungetrübtem Glücke beschieden zu sehen, die verbündeten Mächte und ganz Deutschland hätten ihm solches Wohlergehn freudig gegönnt; allein das Geschick hatte nun einmal seine härtesten Loose hier ausgeworfen und dem Orte selbst, wo das kühne Wagniß hervorgetreten, waren auch alle Unglücksfolgen desselben zugetheilt. Es war jetzt, gleichviel durch wessen Schuld, mit Hamburg auf das

äußerste gekommen, wo es nur noch galt, sich bis zur Verzweiflung zu wehren, und lieber unterzugehen, als sich zu ergeben. Aber obgleich der Reichthum und Wohlstand der Hamburger nicht in ihren Wohnsitzen besteht, die ohne Freiheit wenig werth sind, und die Betriebsamkeit, die Kenntniß und das Vertrauen des Handels, ihr wahrer Reichthum, sie überall hinbegleitet hätten, so schauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenstande seiner Wuth nur als eine rauchende Brandstätte zurückzulassen. Als Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen sich die Unseligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grausamkeit, gewesen wäre, wenn man, sogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Rostopschin's wiederholt hätte. Tausende haben es seitdem bereut, nicht diesen Untergang gewählt zu haben, allein es war nöthig, daß erst die Wiederkunft der Franzosen mit allen Gräueln der überlegtesten, langsamen Zerstörung ihnen jene schnelle wünschenswerth machte!

Noch einmal erschien für Hamburg ein günstiger Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von seinem Himmel zu verschwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte Hamburgs Schicksal zu Herzen genommen, und endlich den Abgeordneten der Stadt seinen unverzüglichen Beistand zugesagt; am 27. Mai kam

der General von Rosen von Seiten des Kronprinzen zu Tettenborn, um demselben den Anmarsch neuer schwedischer Truppen anzukündigen. Ein Theil derselben sollte in Hamburg selbst einrücken, die Hauptmasse aber Wallmoden's Heertheil zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verstärken, um die Franzosen durch diesen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzulassen. Nichts konnte erwünschter sein, und schon war alles abgeredet, als noch der General von Boye eintraf, um wegen der schwedischen Truppen von den Dänen, durch welche sie in Hamburg jeden Augenblick eingeschlossen werden konnten, eine Sicherstellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die dänischen Generale sich verpflichteten, jede Aenderung ihres neutralen Verhaltens gegen die Schweden achtundvierzig Stunden früher anzuzeigen, ehe sie thätig einschritten.

Mit diesem Auftrage ging der General von Boye am 29. Mai selbst nach Altona, und Tettenborn schug alle ihm durch Eifer und Klugheit eröffnete Wege ein, seinen persönlichen Einfluß auf die Entschließungen der dänischen Befehlshaber geltend zu machen.

Während dieser Verhandlungen hatten die Franzosen die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raschen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 29. von Wilhelmsburg aus nach dem Ochsenwärder übergegangen, hatten die schwachen

Posten des lauenburgischen Bataillons daselbst überall zurückgedrängt, und sich bereits in dieser Insel sehr ausgedehnt und theilweise festgesetzt, ehe die Meldung davon an Tettenborn gelangte. Dieser eilte sogleich dorthin, und führte die zurückgewichenen, aber durch sein Erscheinen gleich ermuthigten Truppen persönlich gegen den Feind vor, und ließ sie eine günstige Stellung nehmen, wobei er sich lange Zeit dem heftigen Kugelregen der feindlichen Plänkler aussetzte. Da jedoch die Franzosen hier mit Macht übergegangen waren, und weiter vordringen zu wollen schienen, um die Russen von dieser Seite abzuschneiden, so ließ er schleunig das Bataillon Preußen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marschiren, um diese so lange zu behaupten, bis der von Wallmoden auszuführende Angriff den Feind von selbst hier wieder zum Rückwege nöthigen würde; er selbst nahm sein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochsenwärder zu begegnen war die Stadt entblößt worden; wurde diese angegriffen, so konnte man nichts dahinschicken, was nicht anderswo eine Lücke gelassen hätte, und so blieb nur auf die ungewisse Hoffnung zu rechnen, daß die Franzosen ihren Angriff auf die Stadt selbst noch nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die verlangte Zusicherung der Dänen; von beiden Seiten er-

hielt Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, statt in Bergedorf einzutreffen, hatten sich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen dagegen waren vorgegangen, und standen schlagfertig in Altona und in Schiffbeck, so daß ihre Stellung eben so drohend erschien, als ihre Absicht feindlich zu vermuthen war, sie brauchten nur noch einen Schritt zu thun, um Hamburg selbst und alle dortigen Truppen unrettbar einzuschließen.

Auf das Verlangen des Generals von Boye hatte der, statt des abgerufenen Generals von Wegener in Holstein jetzt den Befehl führende Generalmajor von der Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu Feindseligkeiten überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch wohlunterrichtete Personen die Gewißheit, daß zwischen den Dänen und Franzosen ein Vertrag abgeschlossen, und die dänische Kriegsmacht in Holstein ganz den Verfügungen des Marschalls Davoust überlassen sei, daß also jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen selbst, oder über das dänische Gebiet von den Franzosen, zu erwarten stehe. Der schwedische General erklärte hierauf, in diesem Fall hieße es die schwedischen Truppen, die nach Hamburg kämen, gradezu dem Feind als Gefangene überliefern, und ihre rückgängige Bewegung, schon durch das Vorgehen der Dänen veranlaßt, könne nur fortzusetzen sein. Unter diesen Um-

ständen, bei der Mißstimmung der Bürgerschaft, dem Mangel an Schießbedarf der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Feindlichkeit der Dänen, mußte Tettenborn, der noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche dem stets sich verstärkenden Feinde kämpfend entgegenstand, in der Nacht auf den 30. Mai dem Major von Pfuel nach Hamburg den Befehl senden, die Stadt zu räumen, und mit den wenigen dort noch befindlichen Truppen durch den Billwärder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Senat hatte schon früher aus eignem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathschlagt, und sandte jetzt Abgeordnete nach Altona, um die dänische Vermittelung zu erbitten.

Heß löste durch eine schon für solchen unglücklichen Fall im voraus gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach schon nicht mehr beisammen war, und sich in den letzten Tagen nur in sehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angesehensten Einwohner, besonders solche, die sich auf irgend eine Weise für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden sich zum Theil schon im Dänischen, theils begaben sie sich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr 800 Mann, geschah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüsse, welche die Franzosen gegen Morgen

von der Feddel gegen die Stadt thaten, wurden noch von den Batterieen auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarsch geschlagen, und die dänischen Truppen setzten sich in Bewegung.

Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwärders sah man der ganzen Länge nach dänische Truppen mit zahlreichem Geschütz aufgestellt, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die hinter unzugänglichen Verhauen längs der Gränze die Landstraße bestrichen. Eine Stunde später hätten sie vielleicht schon Befehl zum Angriff gehabt, und das kleine Häuflein wäre in den Engen des Billwärders vernichtet oder gefangen worden. Der General von der Schulenburg band sich auch nicht an die zugesagte zweistündige Aufkündigung, sondern fing die Feindseligkeiten sogleich an; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten durch das Steinthor den Nachtrab der Russen, nahmen 4 hanseatische Reiter gefangen, und wechselten noch am Abend mit den Kosaken bei Bergedorf einige Schüsse. Von Bergedorf an machte das preußische Bataillon die Nachhut, und der Tag sollte nicht vergehn, ohne die Franzosen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg wieder gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuse waren sie in zahlreicher Menge auf Stegen und gelegten Brettern übergegangen, und drängten die preußischen Plänkler zurück. Der Oberstlieutenant von Borck.

eilte dahin, setzte sich an die Spitze seiner tapfern Leute, redete sie kräftig an, und setzte ein hartes Wort darauf, wenn einer von ihnen einen Schuß thäte; so stürzten sie mit gefälltem Bajonet auf die Uebermacht des Feindes, und warfen alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über **400** Mann, von denen ein Theil durch Bajonet und Kolben, ein Theil im Wasser umkam, nur wenige retteten sich über den Fluß zurück. Von den **80** Preußen, die dieses Heldenstück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweise, daß es die Truppen schonen heißt, wenn man sie mit dem Bajonet angreifen läßt.

Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verlust am **31.** Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen Wallmoden's angelehnt stand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas begonnen wurde, die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzosen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen, dem zu einer solchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht scheut die herzzerreißende Wirkung solchen vaterländischen Trauerspiels wie Phrynichus in verwünschendem Danke zu erfahren.

Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommnes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereignisse, denen ich als Augenzeuge beigesellt gewesen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu schildern versuche. Denn war auch diese Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch selbst eines großen Heertheils, sondern nur einer mäßigen Truppenzahl, so darf sie doch durch die Selbstständigkeit des Anführers, und durch die Leistungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Gesammtbild dieses ganzen Krieges sich zusammensetzt, der auf unsrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Sallustius sagt, er habe bei Betrachtung der römischen Thaten und Schicksale oft überlegt, wodurch wohl am meisten unter so großen Erschütterungen und Ge-

fahren der Staat erhalten und gerettet worden, und er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutsche Geschichte hat solche Zeiten, welche ganz durch das Dasein einzelner Helden getragen werden, so die Zeiten Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, so die Friedrichs des Großen. Aber völlig das Gegentheil von solcher Erscheinung zeigt sich in dem letzten Befreiungskriege, wo der Ruhm der Ereignisse, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürsten, tapfre Feldherren, einsichtsvolle Staatsmänner, doch eben deßhalb nennt er sich nach keinem ausschließlich, sondern schwebt als namenloses Eigenthum in hoher Gemeinschaft über der ganzen Nation.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zusammengedrängt, sondern mit dem geistigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erscheint, und fast in jedem Bestandtheile gleichartig sich wiederfindet, bei dieser Eigenthümlichkeit darf die abgesonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereignissen, auch selbstständiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäsar's, Friedrich's oder

Napoleon's eine solche Nebenreihe darzustellen hätten; in den letztern ist die Person des Oberfeldherrn die feste Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Besonderheit nur eine Ausstrahlung von dort; hier umgekehrt strömen die Strahlen aus dem Umkreise zu einer solchen Mitte zusammen, zu der sogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter schildern, sich den namhaften anschließen.

* * *

Der Fall Hamburgs machte den erschütternden Beschluß einer Reihe von Kriegsereignissen, welche der freudigen Zuversicht, die sie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entsprachen, sondern die vaterländischen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabstimmten. Die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit frischem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erst kürzlich gegen den schon fernen Feind ausgezogen waren, der jetzt mit angestrengter Raschheit wieder nah, und gleich in Schlesien wieder eingedrungen war. Die Schlachten selbst waren für den Feind kaum Siege

zu nennen, aber in seinen Händen sah man erstaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, bestärkte und neue Bundesgenossen. Das russische Heer mußte besorglich gewahr werden, welch neue Wechselfälle so fern von der Heimath ihm zu bestehen waren; die preußischen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesstrecken ermessen, welche fast sicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küsten der Ostsee zurückgezogen, auf den Abschluß der zum Theil schwierigen Bedingungen, unter denen sie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe schien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade sie am meisten uns in den Dänen erweckt hatten. Oesterreich rüstete, aber sein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die schwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Besitz von Sachsen und einem Theile Schlesiens, bot in aller seiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigsten Anstrengungen auf, und seine Heere wuchsen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll stand die zusammengesetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegerischen Alleingebieten des furchtbarsten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln schien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutschland ausgebreitet; das Verhängniß schien die Anstren-

gungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den französischen Kaiser nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der bestürzten Hoffnungen gefesselt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, sondern lebten hoffnungslos fast um so stolzer fort, und in unsern Reihen wünschte jeder nur die Fortsetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet sehen. In diesem Sinne bereitete sich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs das Aeußerste geleistet; er hatte Streitkräfte geschaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf diesem Punkte zusammengehäuften Schwierigkeiten unablässig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erst am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verlust wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufstellen, die Männer vom Kriegeshandwerk hatten jede militairische Obliegenheit dazu schon längst verneint. Der Kaiser Alexander sandte ihm zur Anerkennung seiner verdienstvollen Ausdauer den St. Annenorden erster Klasse mit den schmeichelhaftesten Ermunterungen. Der beste Trost lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und

Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, sondern mit seiner Reiterei wieder im freien Felde, und seinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, sich entschlossen anschickte.

Er hatte in den nächsten Tagen nach der Räumung Hamburgs seine Truppen bei Lauenburg zusammengezogen, und seine Vorposten gegen Bergedorf und die Gränze von Holstein vorgedrängt. In Boitzenburg standen die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz, denn obwohl die Angaben in der wieder französischen hamburgischen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzosen prahlerisch übertrieben, so befanden sich doch in Hamburg, nach sichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigstens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unsrigen, und was in diesen der entschlossene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelungenen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes ins Unbestimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir sahen in der That auch alsbald dänische Husaren gegen uns erscheinen, und mit den Kosaken und hanseatischen Reitern plänkeln, und obwohl die dänischen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen sich den französischen verbündet sahen, so machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem strengen Gange

kriegerischer Verhältnisse keinen Unterschied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzosen, denen untergeordnet zu sein sie sich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, so würde ihm, nachdem die Dänen sich so rasch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei gestanden haben, mit aller Reiterei sogleich in Holstein einzufallen, das Land zu überschwemmen, die Truppen zu zerstreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geschehen konnte, hat das Gelingen des spätern, viel schwierigern Versuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entscheidungen abwarten, die erst den Gesichtspunkt aufstellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln sei. Dieses verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem sie ihre eigentlichsten Feinde nicht länger als Gegner vermissen sollten, erhöhte die Spannung nach dieser Seite außerordentlich.

Die Franzosen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, sich in dem unglücklichen Hamburg festzusetzen und ihre vorhabenden Zerstörungen zu beginnen, als sie auch ernstere Versuche machten, in das Lauenburgische einzudringen, durch dessen Besetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn sah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerstehen, da

die Einengung dieses Landstrichs zwischen der Ostsee und dem Elbstrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch rasche Angriffe auf seine Flanken und kühne Einfälle in seinen Rücken, zu ängstigen und aufzuhalten, die einzige Art dieses gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachsen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, dessen Hauptmacht sich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs streifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden:s, und längs der Ostsee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich sie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß sie sich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es schien daher das Beste, diese Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloser Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer versagte, bot das linke desto herrlicher dar, und der nicht rastende Unternehmungsgeist Tettenborn's nahm sogleich dorthin sein Augenmerk, um in das Hannöversche und Braunschweigische einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weser und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu rascher

Wendung bereit, dessen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweise zu bedrohen.

Bevor jedoch dieser Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines französischen Offiziers überrascht, der in Begleitung eines russischen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindseligkeiten, zufolge eines geschlossenen Waffenstillstandes, einzustellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzosen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernsthaften Angriff auf unsre Vorposten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereignisse die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erschüttert, der den Sieg, wenn er sonst nirgends zu finden wäre, im Tode aufzusuchen bereit war, so erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenstillstandes auch die Muthigsten mit Bestürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erschien. Lieber geschlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Gesinnung aller Krieger. Die Bedingungen schienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rücksicht auf Hamburg konnten sie nur aufs neue den unseligen Schmerz aufreizen, den der Verlust dieser besten deutschen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzosen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich gewesen, allein weder Freund noch Feind wußte

bei den Hauptheeren schon dessen Fall; die geringste Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätte diesen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Aussicht, daß der Waffenstillstand nach acht Tagen die erschöpften Kräfte ablösen würde, eine so kurze Zwischenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten gewesen, und hart an der Grenze des Verderbens gerettet worden. Damit dieser Schmerz noch erhöht würde, mußte auch erst in Lauenburg ein Schreiben des russischen Staatssekretairs Grafen von Nesselrode eintreffen, welches voraussetzte, Tettenborn sei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiser wünsche die Stadt um jeden Preis gerettet, und solle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls sein gesammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er diese Zeilen selbst, nach dem Willen des Kaisers, als den Befehl dazu anzusehen. Eines oder das andere, dieses Schreiben, oder jene Nachricht von dem Waffenstillstande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unser, denn der Waffenstillstand hätte hier alles geliefert, dessen man bedurfte, Zeit zur Befestigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anschaffung von Pulver, zur Ankunft angemessener Verstärkung, zur Entscheidung der dänischen und schwedischen Verhältnisse.

Zufolge gegenseitiger Uebereinkunft wurde die russische Waffenstillstandslinie von dem Ausflusse der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die französische lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwischen beiden Linien eingeschlossene Strecke wurde für neutral erklärt, und sollte von beiden Theilen unbesetzt bleiben. Die Neigung der Franzosen zur gewaltsamen Anmaßung und zur Uebertretung der Verträge, so oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, sondern bloße Laune aus Gewohnheit sie dazu anreizte, blieb während aller wechselnden Zustände des Krieges immer dieselbe, und auch hier wurden sie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und auszubeuten, und sich über Verletzungen von unsrer Seite zu beschweren, so wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beschwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatsächlichen Eingriffe durch den seine Vorposten befehligenden General Denisoff kräftig zurückweisen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Boitzenburg.

Während dieses langen und verlängerten Waffenstillstandes entwickelten und gestalteten sich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anstrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen selbst Napoleon mit seiner ungeheuern Thätigkeit in den schon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln seines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht

gleiche entgegenzusetzen vermocht hat. Allein die zerstreuten Zurüstungen der Verbündeten ließen sich, besonders im Anfange, nicht gleich so tröstlich übersehen und ermessen, und man durchlebte in großer Besorgniß diese Waffenruhe, die man von dem Feinde besser, als von uns selbst benutzt zu sehen fürchtete, und die, neben der Aussicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines schlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen festgebannt hielt. Ja die besten Hoffnungen derjenigen, welche der Beharrlichkeit der Fürsten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Bängliche und Schwankende, dem jeder Bündnißkrieg ausgesetzt ist, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußischen Rüstungen gaben das Beispiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anstrengung, wie sie seit dem Anfange des französischen Freiheitskrieges nicht waren gesehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der sie nur durch die weisesten Maßregeln der Regierung und die allseitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leistungen gaben den preußischen Rüstungen in tiefer Stille einen so sichern und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geschaffen fand, als man hatte bereiten sehen. Der Anmarsch russischer Verstärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter fand sich

auch die russisch-deutsche Legion, die nach der Niederelbe bestimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unsrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zusammengesetzten Bundesheers, in welchem Wallmoden's Truppen einen Heertheil, und in diesem die Truppen Tettenborn's eine besondere Schaar bildeten. Englische Truppen landeten an der mecklenburgischen Küste. In Mecklenburg selbst wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms, nach dem Muster der preußischen mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohntheit kriegerischer Anstalten, und selbst die Störungen durch die Anwesenheit so vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirksam werden; bessern Fortgang hatte die Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, dem es späterhin nicht an Gelegenheit fehlte, sich auszuzeichnen. Ueber Oesterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauenvolle Zuversicht jedoch bald hell und heller eröffnet zu sehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, dessen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland sich um die Russen das größte Verdienst erworben hatte, sollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, sich denselben mit größerm Dank

von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverschmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Besitz Norwegens zugesichert, eine Zusicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunst hier sich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die einen Fürsten seines rechtmäßigen Besitzes willkürlich berauben sollte, so kann man zur Entschuldigung anführen, daß der dänische Hof schon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen sich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem französischen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müsse, weil Rußland bei dem bevorstehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordischen Mächte zugleich unversichert bleiben könne. Das dänische Kabinet schien auch in der That, nach dem Untergange des großen französischen Heeres in Rußland, sich den Russen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück sich von den Franzosen entfernte. In der Hoffnung, wegen Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinschaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiser von Rußland die dänischen Annährungen wohlwollend aufgenommen, und die preußische Regierung fand unter diesen Umständen den Abschluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden fand hierin einen bedenk-

lichen Anschein, der ihm desto unangenehmer war, als eine große schwedische Parthei nur ungern die Beziehungen zu Frankreich aufgegeben sah, und sich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das erst durch den Erfolg widerlegt werden sollte. Die Blüthe der schwedischen Kriegsmacht war nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege bestimmt, in welchem Schweden nur auf Kosten Dänemarks gewinnen konnte; die Aussicht, durch das geringste Versehen jene, für Schweden nicht wie für andere Länder ersetzliche, Schutzwehr des Landes verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, forderte zu einer Sorgfalt auf, die allerdings verbot sich in rasche Thätigkeit vorschnell einzulassen. Die Truppen, welche schon auf dem Meere gelitten hatten, beisammen zu halten und das Weitere abzuwarten, schien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel gesetzt werden sollte. Der Kronprinz stand in doppelter Eigenschaft da, als schwedischer Thronfolger und als Feldherr; als jener sah er sich wegen des Vortheils seines Landes wenig beruhigt, als dieser seinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, dessen Oberbefehl ihm zugesagt war, nicht entsprochen. Schweden sah sich aller seiner Hoffnungen beraubt, seine ganze Bedeutung in diesem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, sondern mit diesen und also auch mit Schweden in friedliche Ver-

hältnisse trat. Das Benehmen der Dänen, welche Hamburg hatten fallen lassen, und dadurch allgemeinen Haß auf sich zogen, kam den Wünschen der Schweden nur allzugünstig entgegen, und wurde von ihnen eifrig benutzt.

Aber auch die Schweden hatten Hamburg retten können, und es im Gegentheil verlassen, und mußten dieserhalb harte Beschuldigungen erleiden. Diese wurden am stärksten laut, als man das harte Geschick des Generals Döbbeln erfuhr, welcher auf den Hülferuf Tettenborn's in der größten Noth drei schwedische Bataillons nach Hambuurg hatte vorrücken lassen, ohne durch höhere Befehle dazu ermächtigt zu sein. Er war von der Befehlführung abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt worden; während des Waffenstillstandes kam nebst andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gab, auch diese traurige Angelegenheit zum Spruche. Vergebens zeigte der General Döbbeln den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse und das Dringende der Aufforderung, vergebens berief er sich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal bestimmt hatten, wie schon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweimal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er seinen von Wunden zerschmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen im Begriffe sei; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüstete Mann vernahm

nur mit Unwillen, daß ihm das Leben geschenkt und er zur Festung begnadigt sei. Er hatte der Form nach unstreitig gefehlt; aber wer in seiner Stellung, — so urtheilten damals die tapfersten und höchsten Kriegsmänner, — der Aufforderung Tettenborn's im Stande gewesen wäre, nicht Folge zu leisten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat gewesen, als der General Döbbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beschäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Boten aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in so naher Berührung fühlten. Die Verhaftungen, Untersuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzosen zeigten unverhohlen, daß diesmal sogar die Gelderpressungen nicht bloß Geld, sondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptsächlichsten Zwecke hatten. Die besten Männer des ganzen Gemeinwesens wurden geächtet; jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grausamen Rachverfügungen Napoleon's der Willkür scheuslicher Schergen verfallen; die reichsten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigsten weder durch Amt noch Alter sich vor der Schanzarbeit schützen, zu der man sie gewaltsam hinzog, um sie dem schändlichsten Hohn und mißhandelndem Spott bloßzustellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erschienen Bürger, zum Theil

mit Frauen und Kindern, die sich glücklich durchgeschlichen hatten, und begaben sich tiefer in das Meklenburgische, wo sich ein Häuflein hamburgischer Bürgergarden um Perthes und Metlerkamp zu versammeln anfing; ihre Klagen über den unerhörten Druck und die schnöde Mißhandlung, über das gewaltsame Zerstören der Häuser, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüstens der Gärten, gaben das traurigste Bild eines öffentlichen Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oesterreichs waren inzwischen dahin gediehen, daß seine Verbindung mit Frankreich immer loser, die mit Rußland und Preußen immer fester wurde, und endlich selbst dem Feinde, der hier zum erstenmale die unangenehme Wahrheit absichtlich hinter Täuschungen sich selbst verhehlen zu wollen schien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die österreichischen Heere den russischen und preußischen gesellen würde.

In dieser Voraussetzung erhielten unsre Anstalten zur Wiedereröffnung des Kriegs erneuerte Kraft und Zuversicht, und die Bildung und Aufstellung der Heere wurde in Gemäßheit des neuen Zuwachses bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgesonderter einzelner Rücksichten und Vortheile bei den verbündeten Heeren dem höheren Gesichtspunkt des allgemeinen Vortheils so viel als

möglich unterzuordnen, die Truppen der verschiedenen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen bloß Eines Volkes bestand. Am mannigfaltigsten war diese Mischung bei dem Nordheer unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, welches aus Russen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanseaten und andern deutschen Kriegsvölkern zusammengesetzt war, und dies wieder am meisten in dem Heertheile Wallmoden's, unter dessen Befehl, nebst den abgesonderten Truppen einzelner Länder, auch die zusammengemischten von ganz Deutschland in der russisch-deutschen Legion sich befanden. Ein solcher Körper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverlässig, als ihm Festigkeit und innere Einheit fehlten. Auch Tettenborn, welcher von russischen Truppen bei der neuen Vertheilung nur vier Kosakenregimenter behalten, und seine russischen Dragoner, Husaren, Jäger und Kanonen anders wohin abgegeben hatte, bekam statt dieser jetzt preußische Truppen, nämlich die gesammte Lützow'sche Freischaar, welche aus allen Waffengattungen bestand, und ein neuerrichtetes preußisches Bataillon Jäger. Wallmoden hatte die schwierige Aufgabe, mit höchst geringen und unzuverlässigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marschalls Davoust, dem zugleich die dänischen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichster Anstrengung aufzuhalten und zu lähmen. Tettenborn empfing die Bestimmung, hiebei mit seinen

Truppen dem Feind am nächsten zu sein, und nach eigner Einsicht und Kühnheit zu verfahren.

Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit, da wir der Lützow'schen Freischaar erwähnt haben, einige Worte über diese mannigfach beurtheilte Truppe hier einzuschalten. In der freien Gesinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Gestalt und auf alle Weise erringen wollte, waren viele treffliche Leute schon frühe zusammengetreten, und obgleich größtentheils Preußen, so hatten sie doch in der Erwägung, daß preußische und deutsche Gesinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder gesondert scheinen könnte, vorzugsweise die deutsche erwählt. Diese Gesinnung herrschte bei Stiftung der Freischaar, an deren Spitze der Major von Lützow gestellt wurde. Bei der Aussicht, daß der größere Theil Deutschlands sich in allgemeinem Aufstand erheben würde, dünkte eine solche Schaar der Kern, um welchen ein großes deutsches Heer sich zu unabhängiger Streitmacht versammeln konnte; und in der That mögen solch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der sogenannten schwarzen Schaar um so lebhafter vorgeschwebt haben, als diese Freischaar in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu besitzen schien. Der Ausdruck „schwarze Erde," welcher hin und wieder bei dieser Schaar vorkam, erinnerte mit

absichtlicher Bedeutung an die rothe Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieser Bestrebungen durchaus nicht günstig, und die verbündeten Mächte selbst wollten lieber den langsamen Beitritt der Rheinbundfürsten abwarten, als die rasche Kraft der Völker zur augenblicklichen Theilnahme aufrufen. Der Sammelplatz allgemeiner deutschen Gesinnungen mußte dadurch bald veröden, und den örtlichen nachstehen, die den Bayern, den Rheinländer, den Westphalen, in seinem eignen Kreise zu den Waffen rief; die Lützow'sche Schaar, eben so wie die deutsche Legion, kam dadurch um ihre politische Bedeutung, und behielt bloß, gleich andern Truppen, eine militairische. Jedoch wurde es schwer, jener Bedeutung sogleich zu entsagen, und ein unzufriedener Mißmuth über die getäuschte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht gänzliches Erlöschen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte die Lützow'sche Schaar aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichsten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, oft noch in der Unschuld und Begeisterung höherer Bildung, fanden sich neben den rohesten Gesellen, denen Wildheit über Freiheit ging, und unter verschmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubsucht hüllten. Daher die zahllosen Klagen über Gewaltsamkeiten aller Art, die man

von den sogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeisterung, welche andere Mitglieder dieser Schaar an vielen Orten erweckten. Allein auch die Bessern, die sich hier vereint fanden, waren nicht an günstiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimenter als erfrischender Geist wirken konnte, verlor sich hier in sich selbst lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die auf bloß militairische Verwendung beschränkte Schaar auch in dieser bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk bestehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, nächst der Tapferkeit, hauptsächlich die körperliche Kraft und Ausdauer bei dem Krieger in Betracht kommt. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anstrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenstillstandes näherte sich ihrem Ende, und die gespannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf solchen Entscheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unsere Sache noch nie gestanden! Der Kronprinz von Schweden gab dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung, daß die Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe gegen Holstein bildete Wallmoden, unter dessen Befehlen die russischen Generale von Tettenborn und von Arentschildt,

die englischen Generale von Dörnberg und Lyon und der schwedische General von Vegesack standen, welcher letztere jedoch im voraus besondere Weisungen erhalten hatte, die ihn von dem übrigen Heer einigermaßen trennten, wie er denn im Fall eines Rückzuges mit seinen schwedischen und den mecklenburgischen Truppen sich längs der Ostsee nach Stralsund ziehen sollte, während den andern Abtheilungen für solchen Fall die Richtung nach Berlin gegeben war. Diese sämmtlichen Truppen Wallmoden's betrugen ungefähr 25,000 Mann, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geschütz betrug kaum 40 Kanonen, die nicht alle im besten Stande waren, ja zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieser Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, so war im voraus bestimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, sobald sie vordränge, langsam weichen und sich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen sollte. Dem gemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen streitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenstillstandes auf vortheilhaften Anhöhen drei Schanzen eiligst angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über die Stecknitz bei Lanz versicherte die rückwärtige Verbindung dieses Postens; die sumpfigen und buschreichen

Ufer erschwerten jeden andern Uebergang. Wallmoden verlegte sein Hauptquartier von Grabow nach Hagenow, Tettenborn das seinige von Boitzenburg nach Büchen, und vertheilte seine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche beide Städte er nebst den Schanzen bei letzterer besetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa **3000** Mann Fußvolk, **4** Kosakenregimenter, zusammen beinah **1500** Pferde, und ungefähr **400** Pferde von der seit dem Ueberfalle bei Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterei von Lützow; einige Stücke leichtes Geschütz waren wenig brauchbar. Noch am **16.** August wußte man bei uns nicht, ob die Feindseligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenstillstand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deßhalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erst am folgenden Tage durch die That gehoben, indem die Franzosen die Feindseligkeiten wirklich anhoben.

Am **17.** August um Mittag bekam Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde, mit **3000** Mann, worunter auch Dänen, und **6** Kanonen, durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derselbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge sei. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeschickt, um den Feind in seinen Flanken zu beobachten. Durch Nachlässigkeit einiger Posten aber wurde auch gleich an diesem ersten Tage das bei Mölln aufgestellte Kosaken-

regiment überfallen, und von diesem Punkte, jedoch ohne den geringsten Verlust, zurückgeworfen, sonderbar genug, da seit Jahr und Tag bei diesen Truppen dergleichen weder geschehen war, noch in der Folge je wieder geschah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieser Seite seinen augenblicklichen Vortheil nicht. Desto ernsthafter war sein Andringen bei Lauenburg, wo zwei Bataillons Jäger und ein Kosakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verließen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freiem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet seiner Ueberzahl, zurück, und überließen ihn den Kosaken zu weiterer Verfolgung; von beiden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verstärkte der Feind seinen Angriff und rückte mit **5** Bataillons und **3** Kanonen an, zwei der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unsere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freie Feld hinaus, und schlugen sich den ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz suchen mußte, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Hauptmann Riedel den Lützowern gesellten Tyroler Schützen, über **400** Mann verloren hatte. Die Unsrigen hatten **100** Todte und Verwundete, worunter **11** Offiziere, die bei jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend versuchte der Feind durch einen neuen

Angriff mit dem Bajonett die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewiesen; da jedoch seine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff sich stündlich vermehrten, so gelang es ihm am folgenden 19. in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unsern zu überwältigen, und er nahm die Schanzen mit Sturm, wobei wir gegen 200 Mann verloren. Auf diese Art Meister der beiden Flügelpunkte unsrer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er aber die Brücke zerstört fand, und ebenfalls auf hartnäckigen Widerstand stieß. Tettenborn hatte sich bereits nach Gresse zurückgezogen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeister Grafen von Bothmer mit 50 Kosaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo sie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben suchte. Nachdem die Franzosen sich nun aller Uebergänge über die Stecknitz bemeistert hatten, konnten sie ungestört und rasch vorgehen; allein Tettenborn blieb mit seinen Kosaken immer hart an ihnen, beunruhigte sie so sehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen so wenig Raum sich vorwärts aufzustellen, daß sie nur in ganzer Masse, wo das Fußvolk und selbst das Geschütz an der vordersten Spitze immer zur Hand sein mußte, langsam vorzugehen wagten. Unter beständigem Geplänkel von allen Seiten, wobei

der Feind gegen die abgesessenen Kosaken jedesmal Geschütz aufführte, um sie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonendonner verherrlichte, zogen wir uns langsam und ohne Verlust über Gresse, Badekow und Schildefelde nach Vellahn, wo Tettenborn früh am 21. August eintraf, und weil es ihm unerträglich fiel, mit seinen tapfern Truppen vor dem zaghaften, aber übermächtigen Feinde noch weiter zurückzugehen, so wollte er hier dem Feinde, dessen von Büchen und Boitzenburg heranziehende Abtheilungen hier vereinigt über 25,000 Mann betragen mußten, kämpfend Stand halten. Der Marschall Davoust war selbst an der Spitze der Vorrückenden, hatte aber in vier vollen Tagen nur wenige Meilen zurückgelegt, seine Reiterei wagte er kaum zu zeigen, alle seine Truppen machten gleichsam Vorposten, Kanonen wurden Plänkler. Wir konnten dieses Uebermaß von Vorsicht um so weniger begreifen, als wir aus aufgefangenen Briefen wußten, daß Napoleon den Marschall Davoust angewiesen hatte, die Truppen Wallmoden's als neu errichtete und schlechte gar nicht für bedeutend anzusehen.

Die Gegend von Vellahn hat Höhen und Wald; hinter diesen legte Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit Wallmoden, der sein Hauptquartier in Klodran genommen, und den General von Dörnberg in die linke Flanke des Feindes vorgeschoben hatte, auf die zweckmäßigste Weise Reiterei und Geschütz in Ver-

steck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzu-
brechen; das Dorf Vellahn wurde ganz mit Jägern be-
setzt, während vor demselben ein Theil der Kosaken
ebenfalls versteckt hielt, und der andere Theil den Feind
unter beständigem Plänkeln herbeilockte. Sein Vor-
rücken geschah jedoch an diesem Tage noch langsamer
als gewöhnlich, und erst spät am Nachmittage verkün-
digten Kanonenschüsse seine Annäherung. Durch diese
Zögerung des Feindes mußte die Reiterei Dörnberg's
zu früh erscheinen, und eher gesehen werden, als Zeit
zum Angriff war. Die Franzosen wandten ihre Auf-
merksamkeit sogleich auf ihre linke Flanke, und das
Gefecht entspann sich zuerst mit einem Bataillon der
russisch-deutschen Legion, das von den Husaren der
englisch-deutschen Legion, und 4 Kanonen unterstützt
wurde. Diese Truppen schlugen den Angriff, ungeach-
tet des feindlichen Kartätschenfeuers, tapfer zurück. Aber
die Hauptsache war versäumt, und die Erwartung, den
Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb
getäuscht. Unter diesen Umständen nahm Tettenborn
3 Kosakenregimenter zusammen, und sprengte, er selbst
der Erste, unter lautem Hurrah, auf die Franzosen
ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerst
wieder sich in Plänkler aufgelöst hatten, und bei die-
sem lebhaften Angriff in Menge niedergestochen wur-
den. Auch Wallmoden fand sich persönlich hier ein,
und ermunterte, mit Tettenborn vereint, die Kosaken

durch das muthigste Beispiel zu kühner Verfolgung, die auch beinah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätschen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmassen, welche den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr **400** Franzosen blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterei ängstlich zurückgehalten und von jenem zur Sicherheit in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die späte Nacht dauerte; unsre Truppen behielten ihre alte Stellung bei Vellahn, und hatten das Feld weit vor sich hin gesäubert; denn der Feind, stutzig geworden, zog sich in der Nacht noch weiter zurück. Dieses Gefecht, in welchem höchstens **5000** Mann gegen mehr als **20,000** gestanden hatten, so ruhmvoll als erfreulich für die Unsern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten sollte, unter solchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beiden Tagen harrten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unsere Truppen höchst vortheilhaft aufgestellt waren, nachfolgen, oder uns bei Hagenow, wohin wir sodann zogen, angreifen sollte. Er nahm seine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin, während nur einzelne Abtheilungen sich unsern Plänklern entgegenstellten, und nach lebhaftem Kanoniren gleichfalls in jener Richtung abzogen. Kaum war Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in

Wittenburg unterrichtet, als er sogleich Partheien in den durch diese Seitenbewegung eröffneten Raum schickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen und Boten auffingen; ein Kosakenregiment blieb bei Wittenburg selbst an die Hauptmasse der feindlichen Truppen dicht angeschlossen, und beobachtete deren kleinste Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeschickt, der schon in dieser Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die sich beobachtend zurückzog, fast zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerst mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren gesammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und sich zwischen den Seen bei Schwerin lagerte.

Tettenborn ging nun selbst mit allen Kosaken und der Lützow'schen Freischaar in den Rücken des Feindes, und auf derselben Straße, welche dieser genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwerin, allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelassen, sondern alles eifrig beisammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, so daß die Hoffnung, diesen zu überfallen, fehlschlug. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch diesen Marsch die Verbindung des Feindes mit seinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Warsow

aus wurde der Major von Lützow mit einer starken Parthei nach Trebbow abgesandt, um den Feind ganz zu umstellen, und ihm auch von dieser Seite alle Nachricht abzuschneiden. Dieser letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchste Wichtigkeit. Während nämlich der Marschall Davoust mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See stand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäumung, welche die Kosaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit seiner Uebermacht etwas Entscheidendes auszuführen, so daß man mehr als gewöhnlich behutsam sein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marsch gewinnen zu lassen, kam die Nachricht bei uns an, daß die französische Hauptmacht aus Sachsen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen sei, und dieser in der Nähe von Berlin bei Teltow alle Truppen zusammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorspiel schon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine beträchtliche Truppenstärke auf der Straße nach Berlin im Anmarsch war, und der Kronprinz weder seine versammelten Truppen vor der nahen Schlacht schwächen, noch in seiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungestraft geschehen lassen durfte, so sandte er an Wallmoden den Befehl, den Marschall Davoust zu verlassen, und schleunigst nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marschiren. Tet-

tenborn sollte mit seinen Truppen stehen bleiben, und den Marschall Davoust über den Abmarsch der andern zu täuschen suchen. Wallmoden setzte sich sogleich am 25. August in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieser neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgesandt. Tettenborn zog sich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte desselben, sowohl um nicht die Rückzugsstraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die schöne und vollkommen offne Ebene, welche sich von Schwerin gegen Ludwigslust unübersehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für seine Reiterei vor sich zu haben; er nahm sein Hauptquartier in Fahrbinde, wo Bäume und Buschwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwischen dem Feind und den Unsrigen liegend jede Angriffsbewegung sogleich entdecken ließ, auch im unwahrscheinlichen Falle, daß die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Kosakenposten überfallen und versprengt würden.

Der Marschall Davoust hatte während der Abwesenheit Wallmoden's also nur höchstens 5000 Mann vor sich, von welchen er sich, der jetzt mehr als 40,000 Mann hatte, die späterhin nach authentischen Listen bis zu 51,000 Franzosen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchsen, glücklicherweise in der Enge halten

ließ; er ahndete so wenig, was bei uns vorging, daß er noch ängstlicher als vorher sich auf seine Stellung beschränkte. Eine kühne Bewegung von seiner Seite in diesem Augenblick, und ein rasches Vordringen durch die Priegnitz in die Mark Brandenburg, hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzosen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchst gefährlich, ja bei Davoust's Truppenzahl für den Feldzug auf dieser Seite entscheidend werden können, wenigstens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre sie zu schlagen, immer rückwärts haben weichen müssen, und der Kronprinz, von allen Seiten bedroht, ja für seinen Rückzug nach Stralsund besorgt, hätte mit seinen geringen Kräften schwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löste glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, und diese bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unsere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbesetzten Weg, überall schwärmten Kosaken, deren Anzahl durch ihre stete Bewegung unberechenbar groß erschien; die Patrouillen des Feindes, welche sich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; so gewann es den Anschein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr selber anzugreifen bereit wären.

Diese gespannte Lage dauerte jedoch nicht lange; schon am 26. August kam die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit seinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherstehende Truppen in die Gegend von Magdeburg absenden konnte.

Unbeschreiblich, und vielleicht zu sehr vergessen ist der Eindruck, welchen diese erste Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte sich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das seitdem der Gefährte unserer Waffen blieb, und nur bisweilen zu schlummern schien, um desto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, die später noch Einmal durch den General Bülow bei Dennewitz gelang, hatte dem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Menge einen erhöhten Glanz verliehen. Zwar nur Preußen waren zum Kampfe gekommen, aber der Kronprinz hatte mit kriegskundiger Einsicht seine ganze Stärke in der kürzesten Zeit auf den bedrohten Punkt so versammelt und aufgestellt, daß der Feind die Unmöglichkeit des Gelingens einsah, und die Schlacht nicht auf das äußerste kommen ließ, sondern, mit der Niederlage eines Theils seiner Truppen zufrieden, die übrigen gar nicht in's Gefecht brachte. Auch unsere Stellung gegen den Marschall Davoust gewann nun eine andere Ansicht, sein Vordringen konnte weder so gefährlich,

noch unserer fernerer Rückzug so nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterstützte, und dieser bei jedem Schritt auf größere Verstärkungen führte.

Unsere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu belästigen und seine Wirksamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug französischer Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannschaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei diesem Gefechte büßten wir auch Einige der Unsrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und noch glücklicheren entgegen sah, dem frühsten Waffenrufe gefolgt, und nebst vielen seiner sächsischen Landsleute in die Lützow'sche Freischaar getreten, wo er sowohl wegen seines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeistes, als wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu sterben, und in der That verschob seine Genesung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er sich bei seinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungestümer Verwegenheit

stürzte er bei dem ersten Begegnen auf den Feind, und fiel, von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, seine Gesinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unschätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäffer, dessen wir schon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß sein Name nicht sogleich vergessen werde; er war in diesen Tagen auf einem Streifzuge jenseits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwischen hatte der Marschall Davoust den General Loison gegen Wismar abgeschickt, und dieser, nach mehrern Gefechten mit dem General von Vegesack, die Stadt besetzt. Die Beute war nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, desto beträchtlicher sollten die Gelderpressungen ausfallen, die sich der General Loison daselbst nebst der schnödesten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Rostock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubsucht, und ein Versuch, dahin vorzudringen, wurde sogleich gemacht. Allein der General von Vegesack schlug die Franzosen bei Neu-Bukow, und warf sie wieder auf Wismar zurück, welches sie darauf

ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldsummen vollständig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind sich fortwährend ganz ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen gesondert standen, da sie auf Märschen und in Gefechten mit den Franzosen gemischt erschienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahgelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausschickte, bestanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geschütz folgte, das bei jedem Angriff der Kosaken sogleich vorgefahren wurde und zu feuern anfing. Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beschränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchstreifen zu lassen, auch in dem Lager selbst ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden seine Posten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager gesprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei sich gehabt, ersah man, daß der Feind in beständiger Besorgniß war von uns ernsthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um seine ganze Stärke beisammen zu haben. Seine

Posten zog er aus Vorsicht alle ein, damit dieselben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr mit den Kosaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorposten Fußvolk sähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger schlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüsch gedeckt, und schossen ihre Büchsen ab, der Lärm durchdrang sogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unsern streuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortschritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen sich vor Tag wieder auf ihre Posten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg gesandt, welchen Ort aber noch vor seiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanseatischen Reiterei bei Vicheln einen guten Angriff gemacht, und den Feind geworfen. Durch alle diese glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachsenden Unternehmungen, wurde der Feind immer mehr und mehr eingeschüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit sich zu keinem Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der so groß und so peinlich war, daß der Marschall Davoust sogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung

ausschickte, ohne in diesem Falle glücklicher zu sein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat diese Abgeschiedenheit des Marschalls in Schwerin durch ein scherzhaftes Lied artig besungen. Ein mit dem Kourier, der ihn überbringen sollte, aufgefangener Brief der Marschallin Davoust an ihren Gemahl gab durch seinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu scherzhafter Belustigung.

Die Begierde sich mit dem Feinde zu messen, war durch das Betragen desselben bei unsern Truppen täglich stärker entbrannt, es schien eine Schande, den nicht anzugreifen, der sich vor unserm Angriff so offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbstüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeschrieben war, zu überschreiten; und Wallmoden selbst bezeigte häufig Lust, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, seine gute Stellung, und sodann die Zusammensetzung unsrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen schienen, um von jedem Hauptschlage abzumahnen. Auch blieb es bei diesem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, sich stärker gegen Rostock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Krivitz nach Warin zu marschiren beschloß, um mit dem Ge-

neral von Vegesack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren sollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von scharfem Verstand und gelassenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß seiner Gründe unter den vorhandenen Umständen vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieser Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuschalten, welche sich schon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieses Kriegs nur bestätigt haben. Wenn Truppen neu sind, so ist dies ein Uebel, das man berücksichtigen muß, sobald es ein ernsthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel ist noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch seinen Geist die feste Gemeinschaft zu bilden, die aus verschiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unversuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus schlechten Truppen gute macht. Allein die meisten neuerrichteten Truppen, besonders die sogenannten Legionen, haben immer eine schlechtere Rolle gespielt, als sie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeisterung und des Volkssinnes in unserer Zeit und Nation noch wenig reif, und durch militairische und politische Vorurtheile gestört war. Selbst die Thatsachen scheinen nicht lehrreich genug, und es erhält sich, trotz der überzeugen-

den Erfahrung so vieler Kriege und auch dieses letzten, eine militairisch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche sich doch, wenn ein großer Antrieb sie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den besten altgeübten Heeren entgegenstellt haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeisterung und Volkssinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erstaunenswürdiges Minimum ab, wie sich dies ehemals bei den Franzosen, und jetzt neuerdings eben so bei den Preußen, erwiesen hat. Mit diesen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit schwerer zu vernichten und deren Unzusammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlassen und der Marschall Davoust mit allen Truppen den Weg über Gadebusch rückwärts nach der Stecknitz eingeschlagen habe. Die Posten, die er hatte stehen lassen, um seine Bewegung zu verdecken, wurden sogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengesetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marsch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwischen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen

schleunigst zum Vorrücken befehligt; der Rittmeister von Herbert folgte mit einem Kosakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebusch nach, der Rittmeister Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Kosakenregiment, suchte demselben die Flanke abzugewinnen, der Oberst Graf von Kielmannsegge rückte mit seinen hannöverschen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die gesammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm selbst unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marsch gesetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zusammen, wo das Volk sie mit dem größten Jubel empfing, und in der brausenden Aufwallung einen der Einwohner, der sich von den Franzosen zum Spion hatte brauchen lassen, beinah zum Tode mißhandelte, so daß man denselben mit Mühe der Volkswuth entriß, und zur Untersuchung gefangen setzte.

Der Marschall Davoust hatte den Schwerinern gesagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlasse ihn, eine feste Stellung rückwärts zu nehmen, man möge sich wohl hüten, darin eine Flucht zu sehen, er würde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachsen und Böhmen drucken lassen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzosen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten,

auf das vortheilhafteste geschildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieses Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten, und diese erschreckten den Marschall-Davoust dergestalt, daß er seine ängstliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, sondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beschloß dieser Feldherr seinen mecklenburgischen Feldzug, in welchem er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit seiner beträchtlichen Streitmacht einer geringen Truppenschaar gegenüber zum Gespötte wurde. Napoleon hatte ihm, so lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mecklenburg bestimmt, allein er selbst schien nicht genugsames Vertraun auf diese Schenkung zu setzen, um in jeder Verheerung des Landes schon sein Eigenthum beschädigt zu glauben; die Franzosen hatten ungestraft alle Plünderungen und Ausschweifungen begangen; die schlimmsten Klagen aber führte man über die Dänen, welche von den französischen Behörden durch mangelhafte Verpflegung absichtlich genöthigt wurden, ihren Bedarf unordentlich und gewaltsam herbeizuschaffen. Die dänischen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwischen durch seinen nächtlichen Marsch mehrere Stunden Vorsprung gewonnen, und wurde erst jenseits Gadebusch erreicht, wo die Kosaken seinen Nachtrab angriffen, und unter beständigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind sich widersetzte, um nicht seinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu lassen. Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3. September, daß von Gadebusch ungefähr 2000 Franzosen, welche mehrere Kanonen bei sich führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Absicht nur sein konnte, durch Gewinnung der südlichen Spitze des Schaalsee's die Kosaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geschehenden Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa 1000 Jägern und Kosaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die aber bei seiner Annäherung Zarrentin schon wieder verließ, und den Weg nach Mölln einschlug. Erst auf den Höhen hinter Gudow stellte sie sich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während dessen unser Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp desselben in Zarrentin eintraf. Man schlug sich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unsere Jäger aus den Hecken und Büschen des offneren Feldes bald vertrieben war, schien sich in dem Walde behaupten zu wollen, besonders da er bald merkte, daß er mehr und besseres Geschütz als wir habe. Aber eine plötzliche und rasche

Bewegung, welche Tettenborn mit einem Kosakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entschied diesen sogleich, seinen Rückzug auf Mölln eilig fortzusetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verstärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man schlug sich bis spät Abends, mit abwechselndem Glück, und beiderseitem Verlust. Tettenborn hatte inzwischen auch eine Parthei gegen Büchen gesandt, und diesen Posten, so wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem, dem Feinde abgenommen, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir sie behaupten konnten. Der Feind, welcher seine Reiterei gegen die unsere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder solchen Gelegenheit eine Menge Leute, die versprengt und flüchtig den raschen Kosaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten diese einzelnen Postengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unsrigen noch die Franzosen eigentliche Fortschritte machten. Doch hatte der Feind auf diesem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unser Verlust mochte über 200 Mann betragen, worunter

viele der besten Lützow'schen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanseatische Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, schon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verlust, den die von ihm geführte hanseatische Reiterei schmerzlich empfand. Inzwischen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernsten Entschluß gezeigt, die Stecknitz mit Anstrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unsrer Versuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartier des Marschalls Davoust befand sich in Ratzeburg, wo er sich, wie in Schwerin, der durch Seen und sumpfiges Uferland geschützten Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben so unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen sich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beschränken mußte, zeigte eine trübe Aussicht, die sich unberechenbar ausdehnte, und sowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage lästiger wurde; in unruhiger Spannung erspähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab scharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte

hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt, als gestillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendste Aufforderung, seinen freiwilligen Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzosen rührten sich nicht, und der Marschall Davoust begnügte sich in seinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die selten über eine halbe Stunde weit geschahen und meistens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten schon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offnes Feld für rasche Unternehmungen sich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiser Aufstände im Hannöverschen mahnend zu rufen schien. Auch konnte der Marschall Davoust, sobald wir auf dieser Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, sondern mußte für seine Verbindung, mit Frankreich sowohl, als mit den französischen Heeren, höchst besorgt werden, und deßhalb irgend eine Gegenwirkung versuchen, zumal noch nicht der Zeitpunkt gekommen war, wo er sich auf sich selbst beschränken und darein ergeben durfte, innerhalb seiner Bollwerke eingeschlossen zu sein. Daß er unser Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, sich durch die Gefahr, welche der Feind in seinem Entfernen von Hamburg sah, hinlänglich ge-

schützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegesack eine gute Stütze für seine Landwehr und seinen Landsturm fand. Zufolge dieser Erwägungen verlegte Wallmoden schon am 6. September sein Hauptquartier nach Dömitz, wohin sich auch alle unsere Truppen in Marsch setzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten schon seit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöversche gemacht, und die Stadt Dannenberg fast ohne Unterbrechung besetzt gehalten. Der Feind, um alle seine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte diese Seite ganz entblößt. In diesen Tagen jedoch sandte der Marschall Davoust ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befestigung war, zum Mittelpunkte der Bewegungen zu machen, eine Brücke daselbst über die Elbe zu schlagen, einen starken Brückenkopf auf dem jenseitigen Ufer anzulegen, und dann mit gesammter Macht über die Elbe zu setzen, die Stellung an der Stecknitz aber einstweilen nur bewachen zu lassen. Jenseits traf man entweder auf den Marschall Davoust, im Fall er auf unsere Bewegung auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er seine Macht wegen der Besetzung Hamburgs mehr, als wir die unsrige, getheilt haben mußte, mit vortheilhafter

Aussicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Wallmoden ließ in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Partheien auf Kundschaft über die Elbe hinüber. Weil aber in diesen Tagen die feindlichen Posten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehrern Punkten vorzurücken versuchten, so kehrte er selbst mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück. Tettenborn, welcher seit dem Gefechte vei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boitzenburg und Zarrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht der Franzosen vereitelt, die sich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, thunlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen

Aufgabe glaubte man bisweilen darin zu vermissen, und statt derselben nur ein Gewebe dunkler Vorstellungen zu finden. Sie alle zu befolgen, war schon wegen der Widersprüche unmöglich, sie auch nur theilweise auszuführen immer mißlich. Diese dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbestimmtheit findet gleichwohl wieder eine Entschuldigung in seinen eignen höchst peinlichen Verhältnissen; sein persönliches Gewicht war zusammengesetzt aus dem der verschiednen Mächte, deren Bundesgenosse er war, und jeden Augenblick mußte er dieses bei denen selbst geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden sahen mißtrauisch auf die künftigen Vortheile, welche sie durch vorausgeleistete Dienste erst eintauschen sollten; die russischen und preußischen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen standen, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten bestand, und in gemischten Rücksichten die Macht eines gebietenden Feldherrn sehr beschränkte. Der Kronprinz, um dieser Abneigung so wenig als möglich Wirksamkeit zu lassen, mochte seine eigentlichen Absichten und Wünsche nicht im voraus immer preisgeben, sondern glaubte sie gewisser auszuführen, wenn er erst im Augenblicke selbst, wo die Gelegenheit es forderte, sich mit fester Bestimmtheit ausspräche, bis dahin aber alles in dunkler Unsicherheit schweben ließe. Wir müssen zugestehen, daß er im Ganzen dieser Kriegführung

nie des richtigen Scharfblicks, der besonnenen Vorsicht und des persönlichen Muthes bei irgend einer Gelegenheit entbehrt habe; seine theilweisen Anordnungen aber weckten oft Unzufriedenheit und Widerspruch, denen nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine Betheiligung in diesem Kriege überhaupt zeigte sich allerdings sehr verschieden von derjenigen, zu welcher die deutschen Gemüther aufgefordert waren; allein seine Freiheisgesinnung und sein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutschen Sache dennoch nahe genug.

In diesen Tagen hatten wir die umständlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeschreibliche Freude, welche sie erregten, wurde uns nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die siegreichen Waffenbrüder noch so sehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Aussicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entscheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Lähmung und Festhaltung des Marschalls Davoust und seiner überlegenen Macht leicht ein eben so großes Verdienst und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenstärke zu erwerben vergönnt gewesen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn aus der Nähe und Ferne die Glückwünsche aller Kriegskundigen über die bisherigen Leistungen, welche auf dieser so sehr

gefährdeten Seite noch keinen Augenblick wirklicher Gefahr hatten aufkommen lassen; allein sie selbst waren dadurch nicht befriedigt, so wenig als die kampfbegierigen Truppen, denen die Wichtigkeit des Geleisteten nicht den Glanz ersetzen mochte, der von größeren Waffenthaten ausgeht. Mit desto lebhafterm Eifer wurde daher die Gelegenheit ergriffen, die sich endlich zu zeigen schien, in Einer Unternehmung an Tapferkeit und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweisen Erfolgen vereinzelt und zerstreut geblieben war.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marschall Davoust den General Pecheux mit einer französischen Division von 7000 Mann auf das linke Elbufer sende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von unsern Partheien zu säubern, welche täglich verwegner wurden. Es blieb zweifelhaft, ob diese Absendung nur diesen Zweck habe, oder auch eine Verstärkung der Truppen in Magdeburg beabsichtige. Die frühere Bewegung Wallmoden's nach Dömitz scheint den Marschall Davoust zu dieser Maßregel, die für uns nicht besser gewählt sein konnte, verlockt zu haben. Der Entschluß Wallmoden's war sogleich gefaßt. Der General von Vegesack blieb mit seinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte sein Hauptquartier in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorposten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarsch getäuscht bliebe, ließ Tettenborn auch ein

Kosakenregiment auf der Ebene zwischen Büchen und Mölln zurück; einige Bataillons Lützower, die hanseatische Legion und das zweite Husarengiment der russisch-deutschen Legion besetzten die übrige Gegend zwischen Roggendorf und Boitzenburg. Das hanseatische Fußvolk war nämlich nun, nachdem es durch englische, diesmal jedoch nur spärliche, Aushülfe sich einigermaßen erholt hatte, auch wieder brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; mit Unrecht hatte man seit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten diese Truppe vernachlässigt, sie hatte sich bisher immer trefflich geschlagen, und schlug sich auch jetzt wieder, nach so vielen herabstimmenden Erfahrungen, dennoch mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am **13.** und **14.** September marschirten wir über Vellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen sich sammelten und noch am Abend des **14.** über die Elbe gingen und nach Dannenberg vorrückten. Tettenborn führte die Vordertruppen, ließ sogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausspähen, und sandte, um sich in seinen Flanken zu sichern, rechts und links Partheien gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war, laut der eingezogenen Nachrichten, bis zur Görde gekommen und hatte mit unsern Kosaken geplänkelt. Man schätzte ihn auf **8000** Mann, nebst **8** Stücken Geschütz; die Einwohner des Landes leisteten uns durch Zutragen von

Nachrichten und Verschweigen unserer Anwesenheit gegen den Feind die trefflichsten Dienste, die Franzosen erfuhren durchaus nichts, was sie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterei fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in sein Verderben hineingehen, weßhalb unsere Truppen hinter den Anhöhen; welche sich wellenförmig über die Gegend erstrecken, verdeckt aufgestellt blieben. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, schon stutzig durch das unvermuthete Zusammentreffen mit Kosaken, hatte Halt gemacht, und schien sich besinnen zu wollen. Der General Pecheux, durch die frühere Bewegung unsrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marschall Davoust wissen lassen, daß es sehr gefährlich sei weiter vorzugehen; dieser, sich der Anwesenheit Wallmoden's in Zarrentin versichert haltend, hatte jenem über seine zaghaften Besorgnisse hart und mit kränkenden Worten geantwortet, als deren Folge wir späterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerstand leistete, zu erkennen glaubten. Die Kosaken hatte er als die Vorläufer mehrerer Truppen angesehen, aber die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht benahm ihm diese Vermuthung wieder, und während zweimal vierundzwanzig Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unserer Nähe glücklich verborgen. Selbst wenn irgend jemand aus verrätherischer

und gewinnsüchtiger Absicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, so würde er unsern Kosaken in die Hände gefallen sein, welche mit meisterhafter Geschicklichkeit einen weiten Strich Landes in großem Umkreis völlig abschlossen.

Am 16. September früh um vier Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieser Richtung zu begegnen; der Marsch blieb durch die zwischenliegenden Hügel und Waldgebüsche gänzlich verdeckt, und eben so nachher die Stellung, die wir vor dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, sondern blieb in seiner Stellung rückwärts des Jagdschlosses Görde, welches er mit Jägern besetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, sandte gegen die vorgeschickten Kosaken einige Plänkler aus, und als jene, um die seinigen zu verlocken, sich zurückzogen, ließ er sie nicht verfolgen, sondern zog auch die seinigen wieder ein, und man hörte schon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen. Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beschloß Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen, und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marschiren, und konnten erst gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Kosaken

sprengten, indem sie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umschwärmten denselben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von diesem Augenblick unmöglich, nach irgend einer Richtung klar zu sehen; keine Streiferei, keine Erkundung konnte er vornehmen. Die preußischen Jäger warf Tettenborn links in den Wald, ließ sie von Kosaken seitwärts am Rande begleiten, und dann rasch gegen den Feind anrücken, der sich bei dem Jagdschlosse stark gesetzt hatte, und zwar anfangs bestürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte; der General Pecheux befand sich in Person daselbst. Tettenborn war unterdessen vor die Hauptstellung des Feindes mit einer Abtheilung Kosaken und Lützow'scher Reiter und 4 hanseatischen reitenden Kanonen gerückt, und griff dieselbe in der Front an. Der Donner des Geschützes ließ den General Pecheux nicht länger in Zweifel, daß die Sache diesmal ernsthaft abgesehen sei. Er sammelte seine Schützen so viel als möglich aus dem Wald, wo das heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unsrigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geschwankt hatte, und suchte in gedrängter Masse über eine ebne Strecke die Anhöhe zu gewinnen, wo sein Geschütz aufgepflanzt war, und ein überlegenes Feuer gegen das unsere richtete. Der Hauptmann Spooreman von der hanseati-

schen Artillerie schoß gut und schnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geschütz, mit großer Kaltblütigkeit seine Schüsse in jene Masse Fußvolk, wo man das Einschlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, sie kam, nicht ohne großen Verlust, flüchtig und zerstreut auf der Anhöhe an. Während man sich hier auf diese Weise schlug, und einige englische Kanonen den hanseatischen zur Unterstützung herbeikamen, so daß das unausgesetzte Feuer des Feindes nun mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, führte der Oberst von Pfuel eine von dem General von Arentschildt befehligte Brigade der russisch-deutschen Legion und 6 Kanonen links auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerst nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu lassen, und sie erst später, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch vonnöthen sei, nachkommen zu lassen. In Betracht aber der späten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald, nahm derselbe die Kanonen vielmehr an die Spitze seines Marsches, und beschleunigte die Truppen selbst soviel als möglich. Der Feind stand trotzig in seiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung sich bogenförmig hinzog, sein Feuer war vortrefflich, sein Fußvolk zeigte sich unerschrocken, und der im Walde

verspätete Theil desselben setzte in unserer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war schon weit vorgerückt, die Zeit verging in wechselseitigem Schießen, und die rasche Kraft unseres Angriffs litt Gefahr gänzlich zu stocken, und sich in ein gewöhnliches Kanonieren, das nichts entscheidet, aufzulösen. Die übrigen Truppen Wallmoden's hatten den weiten Weg noch nicht zurückgelegt, und Pfuel brach noch immer nicht aus dem Walde im Rücken des Feindes hervor; er fand die Räume und Schwierigkeiten größer, als man sie angegeben hatte, und ohne seine verständige Eile wäre er erst mit anbrechender Dämmerung erschienen. Jetzt aber, im dringenden Augenblicke, verkündigten Kanonenschüsse vom Rande des Waldes uns und dem Feinde seine Ankunft, gleich darauf sah man das Blinken der Gewehre, und die Bataillons aufmarschiren; die Stellung des Feindes, der jetzt gänzlich umgangen war, wurde nun im Rücken und von vorn mit entscheidendem Erfolg beschossen, und sein Geschütz bald zum Schweigen gebracht. Pfuel erstürmte ein Dorf, das der Feind in seinem Rücken besetzt hatte, und drang immer näher heran. Jetzt auch erschienen die übrigen Truppen, die bisher noch zurückgewesen waren, auf dem Kampfplatz, und verstärkten den Angriff in der Front und in der linken Flanke des Feindes. Die Kosaken machten einen allgemeinen Angriff auf die noch übrigen Plänkler, von allen Seiten rückten

unsere Truppen zum Sturm vor. Der General Pecheux hatte, sobald er sich umgangen und von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne Hoffnung eines Rückzugs sah, den Entschluß der verzweifeltsten Gegenwehr gefaßt, und in seinen Soldaten dieselbe Gesinnung erweckt. Die Franzosen standen mit unerschüttertem Muthe, und unterhielten ein mörderisches Gewehrfeuer, indem sie zugleich aus ihren noch brauchbaren Stücken Kartätschen in unsere Reihen schmetterten. Der Major von Lützow sprengte mit seinen Reitern auf das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kugel in den Leib schwer verwundet. Der General von Dörnberg war inzwischen herangerückt, und erneuerte den Angriff; zwei Massen, auf welche der Oberstlieutenant Karl von Nostiz (jetzt russischer Generallieutenant) bekannt durch seine rücksichtlose Unerschrockenheit, an die Spitze einiger Schwadronen Husaren eindrang, wurden zusammengehauen, gefangen; eine dritte Masse erlitt gleiches Schicksal durch den Oberstlieutenant von der Golz. Immer noch wehrten sich die Franzosen mit größter Entschlossenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leute. Aber immer näher drangen die Unsern vor, preußische Jäger eroberten stürmend die letzte Haubitze des Feindes, unsere Kanonen feuerten von allen Seiten in seine Reihen, die schon durch kein eignes Geschütz mehr vertheidigt wurden. Unter diesen Umständen suchte der General Pecheux mit dem Rest seiner Truppen auf

seiner linken Flanke gegen die Elbe hin sich zu retten, und zog sich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier sollte seine Niederlage erst recht vollständig werden. Wallmoden an der Spitze der Truppen drang unausgesetzt vor, und ermunterte im heftigsten Kugelregen die Seinigen durch das Beispiel heldenmüthiger Ruhe. Der Major von Berger führte sein Bataillon an der Spitze der Sturmmassen zum Bajonetangriff. Tettenborn sprengte mit seinen Kosaken heran, und brachte eiligst alles reitende Geschütz hart an die schon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr Stand hielt; kaum hatte sich das immer schwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder gestellt, als es auch schon durch das Feuer unsrer Kanonen, die in größter Nähe nachfuhren, jedesmal niedergeschmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrecken, den die hier zuerst in diesem Kriege gebrauchten Congreve'schen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzosen erregten; das unauslöschliche Feuer, das sausend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles, was in seinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerspringende Granate noch zerschmetterte, was jenes verschont hatte. Es waren in der That einige Franzosen durch dieses Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge klagten in den Ortschaften, wo sie durchkamen, mit Entsetzen über

das Anwenden dieser höllischen Erfindung. Uns jedoch schien die Wirkung der Kanonen noch größer und sicherer. Der Einbruch der Nacht nahm die geringen Reste des Feindes in schützendes Dunkel; und in wegloser Waldung, die unsere ohnehin ermüdete Reiterei endlich vom Verfolgen abhielt, setzte er die Flucht fort. Der General Pecheux selbst und **600** Mann waren entkommen, und gewannen noch in selbiger Nacht Lüneburg, wo sie nur kurze Zeit ruhten und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Division von **7000** Mann war vernichtet, alle Kanonen, 8 an der Zahl, genommen, alles Gepäck in unsere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberste Befehlshaber entkommen war, nicht größer sein. Der General Pecheux verzweifelte, und vergoß auf der Straße in Lüneburg Thränen über sein schmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber starrsinnig beharrenden Vorgesetzten durch den Tod so vieler Tapfern gebüßt worden, in wirklich tragischer Gestalt erschien, und dem unglücklichen Feind unsere Hochachtung und unser Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verloren die Franzosen in diesem Treffen bei der Görde über **2500** Mann, die übrige Mannschaft war gefangen oder zerstreut, noch nach vier Tagen schleppten die Bauern aus dem Walde viele Versprengte herbei, die theils dort verwundet liegen geblieben, theils sich dahin

verkrochen hatten. Tettenborn ließ bestens für die Verwundeten sorgen und durch den verdienten hanseatischen Stabsarzt Doktor Redlich ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umstände gestatteten. Unter den Gefangenen befand sich ein polnischer General, ein französischer Oberst, die beiden Adjutanten des Generals Pecheur, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutschland versetzt worden waren. Ein sehr ausgezeichneter französischer Offizier, Major Bille, war auf dem Schlachtfelde an seinen Wunden gestorben. Wir verloren in diesem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Wallmoden hatte durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe verloren, Tettenborn das seinige zweimal wechseln müssen; diese beiden Generale nebst dem General von Dörnberg hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgesucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherrn gewöhnlich erlauben will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, vieles für sich, allein wir gestehen offen, daß die ausgezeichnete persönliche Tapferkeit ein zu schöner und edler Theil des Kriegsruhms ist, als daß ihn selbst der oberste Anführer dem gemeinen Soldaten ganz überlassen dürfte; und alle ächte Feldherren haben wenigstens nicht verschmäht, immer mit Lust und Eifer den Ruhm zu erneuern, den zu erwer-

den schon nicht mehr nöthig war; und ist es nicht schon ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geschehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn streitig gemacht würde, doch den eines tapfern Kriegers zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo Wallmoden die Meldung erhielt, daß der Marschall Davoust, vielleicht unterrichtet von der geringen Stärke der ihm entgegenstehenden Truppen, sowohl gegen Boitzenburg als gegen Zarrentin im Vorrücken sei. Auf diese Nachricht schickte Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil seiner Truppen über die Elbe zurück, er selbst nahm sein Hauptquartier in Dannenberg. Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden, und mancherlei Erfolge der ausgesandten Partheien abzuwarten waren. Der Rittmeister von Herbert war bei Lüneburg vorbeigegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen heftigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzosen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war alles ruhig, wenige Versprengte von dem Treffen bei der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, mehrere in den Waldungen. Ueber Uelzen hinaus waren einzelne Partheien weit ins Land gestreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land bis Braunschweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant von Schimmelpfennig war geradezu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche

der Feind in größter Eile früher befestigt, aber mit Uebereilung verlassen hatte, ohne Widerstand eingerückt. Auf diese Nachricht brachen wir am 18. September aus der Görde auf, und marschirten nach Dalmburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurück blieben, während Tettenborn mit den Kosaken weiter zog und noch denselben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich sandte er von hier aus den Rittmeister von Herbert in der Richtung von Tostädt auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieser ließ den Lieutenant von Hochwächter auf die Straße von Hamburg nach Celle vorgehen, wo derselbe sogleich einen Scharmützel gegen Gendarmen und Douaniers zu bestehen hatte, mit großer Tapferkeit den Feind warf, und mehrere Gefangene machte. Andere Partheien rückten schnell nach Winsen vor, und besetzten an der Elbe Artlenburg, Brackede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das sorgfältigste verschlossen und bewacht, um den Feind über unsere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuschung zu erhalten. Durch dieses Vorrücken und Aussenden von Partheien erhielt unser bisheriger Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Wendung; seine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen sah er bedroht und erschwert; seine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigstens stark genug waren, um jeden Streifzug zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer

durch Truppen beunruhigt, deren Stärke er nicht zu schätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen sah, für sehr bedeutend halten mußte; die Hauptmasse der Truppen Wallmoden's stand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Versehen des französischen Feldherrn konnte entscheidend werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwischen erhielten wir auf dem nächsten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, sobald er Boitzenburg besetzt gesehen, auf dieser Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreistündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unsern auch Boitzenburg verlassen hätten. Allein der Feind zog sich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boitzenburg kam er gar nicht, so daß seine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinversuch blieb, sei es nun, daß er gleich anfangs nur einen solchen beabsichtigt habe, oder durch die Besetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von seiner frühern Absicht abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzosen an der Stecknitz in mancherlei Bewegung blieben, befürchtete Wallmoden ein neues ernsthaftes Vordringen derselben in das Mecklenburgische, und rief auch Tettenborn ungesäumt nach Dannenberg zurück, um sodann bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzu-

gehen. Alle ausgesandten Partheien wurden demzufolge nach Dömitz beschieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeister von Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant von Schimmelpfennig in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigstens so lange als möglich die Eifersucht des Feindes nach dieser Seite rege erhalten, und traf alle Anstalten, um ihn noch ferner zu täuschen und zu irren. Am 20. September Mittags marschirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg stehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten sich inzwischen aufgeklärt, sie waren eine Folge der Besorgnisse, welche die Unsrigen ihm erregt hatten, und die Franzosen, weit entfernt, etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verstärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu besetzen, und einem Angriff von dieser Seite widerstehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21. September sogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geschütz abermals stehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterei wieder nach Lüneburg. Die verschiednen Partheien zogen wieder an die Elbe und gegen Haarburg aus, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, bevor noch der Feind deren Entblößung bemerkt oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus dessen Mitte dem Feinde unendliche Anlässe zu Verdruß, Besorgniß, Nachtheil und Zweifel zuströmen sollten, für deren Größe man aus seinen Gegenwirkungen eine Art von Maßstab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beschränkt, die Kosaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die Franzosen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pecheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, der Muth des Feindes sehr geschwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unsern Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der französischen Herrschaft, die sämmtlichen Schriften der Douanen, und dieses Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewiesen die Einwohner in Aufsuchung versteckter Franzosen und Anzeigung französischen Eigenthums. Außer unserm eignen Siege brachten wir auch die ersten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; diese Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit strenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeschoben; sie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weser

und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig zu sehen war, und seine Behörden ohne Truppen wenig vermochten, so war bald alles mit den Kriegsberichten überschwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungestümen Verlangens mehrmals gedruckt wurden, und der Feind sah bis an den Harz und die Ems seine mühsamen Täuschungskünste zu Schanden gemacht. Am beschwerlichsten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unserer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erschienen, sich vereinzelten und sich wieder zusammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachsen oder verschwunden waren; sie fingen Kouriere, Posten und Zufuhren auf, machten alle französische Verwaltung unmöglich, schnitten Nachrichten ab und verbreiteten deren, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marsch und in den Quartieren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da ihre Beweglichkeit stets in Ungewißheit über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Kosaken, die an demselben Tage an verschiedenen Orten gesehen worden waren, zusammenrechnete, eine unglaubliche Zahl herausbrachte, so vermehrte dies nur die Schwierigkeit, etwas gegen sie zu unternehmen. Der französische General von Osten marschirte von Haarburg mit Fußvolk und Geschütz gegen die Streifereien, welche der Rittmeister von Herbert nach Burtehude und Welle führte, allein die Franzosen richteten nichts aus; bei Hitfeld entstand

ein heftiges Gefecht, worin sie eine Anzahl Gefangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken nach Haarburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unsere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kourieren, die zwischen Hamburg und Bremen gingen, aufzulauern, so daß diese endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja sogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von dem französischen Obersten Grafen von Salm-Kyrburg, der zufolge der Briefschaften eines aufgefangenen Kouriers mit **400** westphälischen Reitern einen Partheigang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren.

Etwas besser hielt sich der Feind zunächst der Elbe; die Besatzung von Haarburg war bis auf **4000** Mann verstärkt worden, und die Hooper Schanze und der Zollenspieker wurden mit mehrern Bataillons besetzt; auch wir hatten inzwischen gegen **300** Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieser Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winsen, Artlenburg und Honsdorf schlug man sich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen sehr viele Leute; wir hatten in manchen dieser Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl **50** bis **60** Mann eingebüßt. Bei einem solchen Gefechte war im Dunkel der Nacht ein französischer Offi-

zier mit 6 Mann versprengt worden, und wurde erst einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Absicht gehabt, sich durch nächtliche Märsche bis nach Magdeburg durchzuschleichen, und war so überzeugt von der Niederlage unsrer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marschall Davoust den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achselzucken der Zuversicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekostet, viel Leute!" — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeister von Herbert gefangen genommen. Unsere Mittheilungen dagegen gelangten durch diesen letztern sicher bis zu den englischen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzosen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unsern Nachrichten von dem großen Kriegsschauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptsachen jedesmal schleunig durch den Druck mitzutheilen, um solchem Eifer möglichst zu entsprechen. Das Zuströmen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihefolge von Druckblättern, die von selbst eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinschaftlichen Namens bedurften. Die durch unsern Zweck erzeugte

Rücksicht auf die Oertlichkeit der nächsten Gegend machte den Marschall Davoust bald zu einem Hauptgegenstande dieses Blattes, welches, mit dem Hauptquartier Tettenborn's seinen Erscheinungsort wechselnd, und unentgeltlich ausgetheilt und versandt, in kurzem eine ungeheure Gunst und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an satirischen Ausfällen, in welchen die gute Laune unsers Hauptquartiers sich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützow'ern stand, ihre Beisteuer gaben. Die Franzosen waren bisher gewohnt, solche Feindseligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer sich, als man ihnen nicht das Gleiche, sondern Besseres bot, und ihr erschöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marschall Davoust hier bald als der Vandale Gänserich, bald als Robinson und **Hermite de Ratzebourg** bezeichnet wurde. Diese Zeitung hat uns seitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis sie zuletzt in Frankreich mit dem **16.** Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marschall Davoust blieb. Wir haben der litterarischen Nebensache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unsrer Meinung nicht geringe Verdienst anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieser Weise offen und für immer mit dem Feinde

gebrochen, und keine Möglichkeit einer Aussöhnung sich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verschmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rücksichten und Glimpf aller Art noch sorgfältig diese Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchen der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußischen Jägern, die sich verschossen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzosen endlich wieder Meister von Lüneburg wurden, hatte sie sich verstecken müssen, und auch späterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und sogar mancher Einheimischen erfahren müssen, bis sich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ sie aufsuchen und zu Tische einladen, als eine würdige Kriegsgenossin; ihr Betragen war hier eben so unbefangen sittsam, als es dort unbefangen muthig gewesen war. Um sie nicht neuer Rache des Feindes auszusetzen, wurde sie, die bald entschlossen war, alte Verhältnisse gegen neue zu vertauschen, mit für sie günstiger Aussicht nach Berlin befördert. Es ist ein Zeichen des Geistes, der unsern Krieg belebte, daß

auch Weiber aus edlem Triebe sich zu dem Kampfe berufen glaubten, der sonst nur Männern obliegt; eine Erscheinung, die schwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwidersprechlich die gerechte Sache zu erkennen gibt. Wir nennen bei dieser Gelegenheit noch Eleonoren Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem stillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen August Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'schen Jägern beigesellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, sondern wäre auch als Mann ausgezeichnet gewesen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel sie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlassen. Sie entdeckte sich einem Offizier, durch dessen Vermittlung sie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen starb sie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kameraden, deren Liebe und Achtung sie in hohem Grade besessen hatte.

Die Nachrichten von unsern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichsten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schlesien, und der Mark Brandenburg schon ganz nach Sachsen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahl-

reiche Streifschaaren zogen in seinem Rücken und auf seinen Flanken ungestraft umher, und besuchten Braunschweig und sogar Kassel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tschernyscheff mit **3000** Pferden vorgeschickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in diesen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereignisse immer festere Grundlage boten. Der Marschall Davoust hatte seine Hauptstärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochsenwärder, beim Zollenspieker und bei Lauenburg versammelt; er schien äußerst besorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, dessen Befestigung er eilig vermehren ließ. Bei dieser Lage der Dinge ersuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Vegesack beobachten zu lassen, da der allgemeine Zustand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieser Seite zu befürchten gab, ihm selbst aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf sein Erscheinen wartete, um sich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverstanden; und was er in Rücksicht des Marschalls Davoust wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugestehen. Diesen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, diese Feinde nicht länger un-

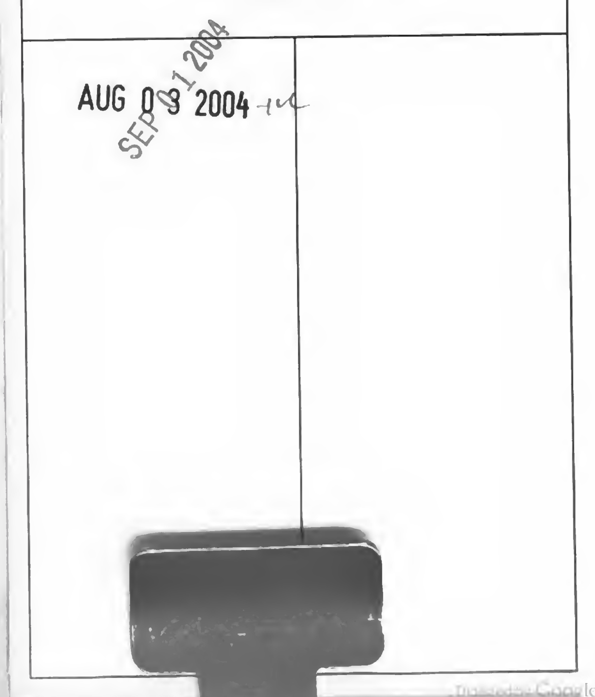
angetastet in seinem Rücken zu lassen, wenn er, wie er schon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um sich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er sandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Versuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzosen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß sie bei dem ersten Anlaß sich hinter die Eyder zurückziehen würden, gesondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieses Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte seine Truppen bei Gadebusch zu einer kräftigen Angriffsbewegung versammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeister von Herbert und Lieutenant von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Kosaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede auf Kähnen, die er früher hatte zusammenbringen lassen, über die Elbe, und marschirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff bestimmt; allein der Marschall Davoust hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergesehen, und schleunig alle Truppen aus dem Ochsenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, so daß die natürliche Schwierigkeit, welche die sumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegensetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Ok-

tobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderseitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zustande; der General von Vegesack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber stehenden Vorposten, bei welchem die hanseatische Reiterei sich sehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanseatischer Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können schien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zustand ertragen, der allen seinen Eigenschaften widersprach, und seine ausgezeichnetsten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem schlesischen Heer über die Elster gegangen sei, und den Feind fortwährend hart bedränge, so wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Aussicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu sein schienen, während die Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug schon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tschernyscheff nach Kassel und die glänzende Einnahme dieser Stadt hatte Schrecken und Bestürzung weithin verbreitet; allein durch stärkere, von Frankfurt her im Anmarsch befindliche französische Trup-

pen bedroht, waren die Russen von Kassel wieder aufgebrochen, und eilten, indem sie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

(Der Verfolg im vierten Bande.)


AUG 03 2004
SEP 01 2004

